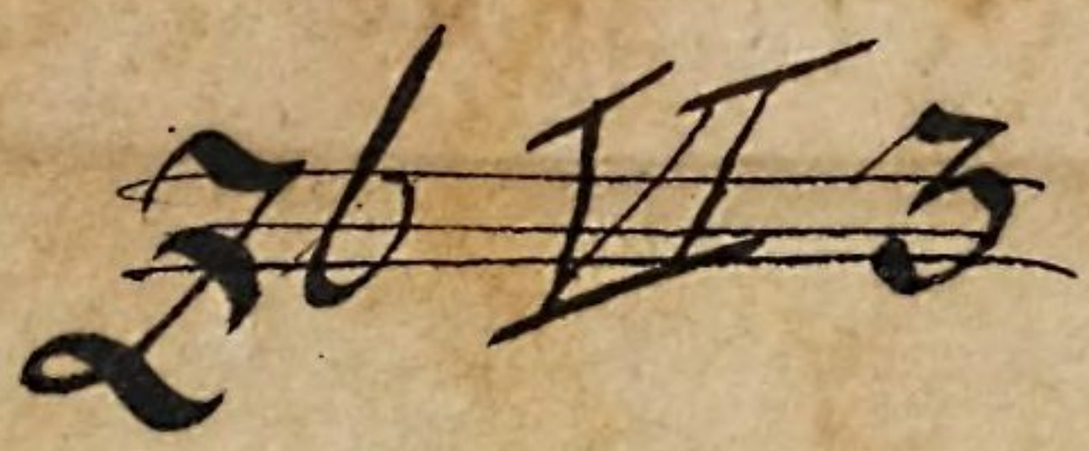

Op. mus. a. 11ª
3

I. D. Vachsmuth, inv. et del. A. Reinhardt, sc. Francofurti. 1752.

Des

Herrn von Loen

gesammlete

Kleine Schriften:

Besorgt und herausgegeben

von

J. C. Schneidern.

Dritter Theil.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Pohln. - und Churfürstl. Sächsisch. Allergnädigst - und Gnädigsten Privilegiis versehen.

Frankfurt und Leipzig.

Zu finden bey Philipp Heinrich Huttern. 1751.

Königl.
Bibliothek
Bamberg

WIr FRANZ von GOttes Gnaden Erwehlter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, und zu Jerusalem König, Herzog zu Lothringen und Bar, Groß-Herzog zu Toscana, Fürst zu Charleville, Marggraf zu Nomeny, Graf zu Falckenstein, ꝛc. ꝛc. Bekennen offentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Philipp Heinrich Hutter Buchhändler in Unser und des Heil. Reichs-Stadt Franckfurt in Unterthänigkeit zu vernehmen gegeben, was massen Er Joh. Michaels von Loen gesammlete kleine Schrifften in octavo zu ediren angefangen hätte; mit unterthänigster Bitte, wir zu Abwendung des ihme schädlichen Nachdrucks Unser Kayserliches privilegium Impressorium auf zehen Jahr über gedachte Schrifften ihme zu ertheilen gnädigst geruhen wolten; Wann wir dann gnädiglich angesehen solch angedeutete ziemliche Bitte, auch die Unkosten, Fleiß und Arbeit, so bey gemeldten Schrifften anzuwenden seynd; So haben Wir ihme die Gnad gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit wissentlich in Kraft dises Briefs also und dergestalten, daß Eingangs ernannter Philipp Heinrich Hutter obgedachte Joh. Michaels von Loen gesammlete kleine Schrifften in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin und wieder ausgeben, feilhaben, und verkaufen lassen möge, auch ihm solche niemand ohne seinen Consens, Wissen und Willen innerhalb denen nächsten zehen Jahren von dato dieses Briefes anzurechnen, im Heil. Röm. Reich nicht nachdrucken, und verkauffen solle, weder in diesem noch anderen Formar, unter was gesuchten Schein das immer geschehen mögte. Und gebieten darauf allen und jeden Unsern und des Heil. Reichs Unterthanen und Getreuen, insonderheit aber allen Buchführern, Buchdruckern, Buchhändlern, Buchbinderen und Buchverkäuffern bey Poen 5. Marck löthigen Golds, die ein jeder, so oft er freventlich hiervider thäte, Uns halb in unsere Kayserliche Cammer, und den andern halben Theil mehrgedachtem Philipp Heinrich Hutter oder seinen Erben und Nachkommen ohnnachläßlich zu bezahlen verfallen seyn solle, hiermit ernstlich und wollen, daß ihr noch einiger aus Euch selbst oder jemand von Euertwegen, obangeregte Schriften innerhalb den bestimmten zehen Jahren nicht nachdrucket, distrahiret, feilhabet, umtraget oder verkauffet, noch auch solches anderen zu thun gestattet, in keine Weiß noch Weeg, alles bey Vermeydung Unserer Kayserl. Ungnade, und obbestimmter Straf der fünf Marck löthigen Goldes, auch Verliehrung desselben Euren Drucks, den vielgedachten Hutter und dessen Erben, oder deren Befehlshaber, mit Hülf und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo sie dergleichen bey euch und einem jeden finden würden, also gleich aus eigenem Gewalt, oder Verhinderung männiglichs zu sich nehmen, und damit nach ihren Gefallen, handlen und thun mögen. Jedoch solle er Philipp Heinrich Hutter 5. Exemplaria bey Verlust dieser Unser Kayserl. Freyheit zu Unserm Kayserl. Reichs-Hof-Rath zu lieffern, und dieses Privilegium voran drucken zu lassen, schuldig und gehalten seyn. Mit Urkund dieses Briefs besiegelt mit Unserm Kayserl. aufgedruck-

tell Secret-Insiegel, der geben ist zu Wien den zehenden Novemb. Anno Siebenzehnhundert Fünfzig, Unsers Reichs im Sechsten.

FRANZ (L.S.)

Vt. R. J. Graf von Colloredo, mppria.

Ad Mandatum Sac. Cæs. Majest. proprium.

J. J. Hayeck von Waldstätten, mppria.

DEr Aller-Durchleuchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friederich August, König in Pohlen, des Heil. Röm. Reichs Erz-Marschall und Churfürst zu Sachsen, ꝛc. auch Burggraf zu Magdeburg ꝛc. hat auf Philipp Heinrich Hutters, Buchhändlers in Frankfurt am Mayn, beschehenes unterthänigstes Ansuchen, gnädigst bewilliget daß er des von Loens gesammlete kleine Schrifften unter höchstgedachter Königl. Majest. und Churfürstl. Durchl. privilegio drucken lassen und führen mögen, dergestalt, daß in Dero Churfürstenthum Sachsen, desselben incorporirten Landen und Stiftern kein Buchhändler, noch Drucker obenwehntes Buch in denen nächsten, von unten gesetzten dato an, zehen Jahren, bey Verlust aller nachgedruckten Exemplarien und bey dreyßig Rheinischen Gold-Gülden Strafe, welche denn zur Helfte der Königl. Rent-Cammer, der andere halbe Theil aber ihm, Huttern verfallen, weder nachdrucken, noch auch, da dasselbe an andern Orten gedrucket wäre, darinnen verkauffen und verhandeln, worgegen er mehrgemeldtes Buch fleißig corrigiren, aufs zierlichste drucken und gut weiß Pappier darzu nehmen zu lassen, auch so oft es aufgeleget wird, von jedem Druck und Format zwanzig Exemplaria in Sr. Königl. Majest. und Churfürstl. Durchl. Ober-Consistorium, ehe es verkauft wird, auf seine Kosten einzuschicken schuldig und diß privilegium niemanden ohne höchstgedachter Sr. Königl. Majest. und Churfürstl. Durchl. Vorwissen und Einwilligung zu cediren befugt seyn soll; Gestalt er bey solchem privilegio, auf die bewilligte zehen Jahr geschützet und gehandhabet, auch, da diesen jemand zuwider handeln, und er um Execution desselben ansuchen würde, solches ins Werck gerichtet und die gesetzte Strafe eingebracht werden soll; Jedoch daß er, und zwar, bey Verlust des privilegii, längstens binnen Jahres-Frist den Druck zu Stande bringe, und sowohl von jetziger, als auch von jeder künftigen neuen Auflage die obengesetzte Anzahl der Exemplarien richtig liefere; Inmittelst, und zu Urkund dessen ist dieser Schein, bis das Original-privilegium ausgefertiget werden kan, und statt desselben, in Sr. Königl. Maj. und Churf. Durchl. Kirchen-Rath und Ober-Consistorio unterschrieben und besiegelt, ausgestellet worden, welchen er durch den bestallten Bücher-Inspectorn, Christian Ernst Haubalten, denen Buchhändlern zu insinuiren, widrigenfalls die Insinuation vor null und nichtig erkannt werden soll. So geschehen zu Dresden, am 16. Nov. Anno 1750.

(L.S.) L. G. Graf von Holzendorf.

Christian Friedrich Tancher S.

Der

Der
Durchlauchtigsten Fürstin und
Frauen,
FRAUEN
Charlotte Amalia,
vermählten Herzogin
zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg,
auch Engern und Westphalen, Landgräfin zu
Thüringen, Marggräfin zu Meissen, Gefürste-
ten Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu der
Marck und Ravensberg, Frauen zu
Ravenstein,

Gebohrnen Landgräfin zu Hessen, Fürstin zu
Hersfeld, Gräfin zu Catzenellenbogen, Dietz, Ziegen-
hayn, Nidda, Schaumburg und Hanau, auch Sayn
und Wittgenstein ꝛc. ꝛc.

Meiner gnädigsten Herzogin und Frauen.

Durchlauchtigste Herzogin,

Gnädigste Herzogin und Frau,

Ew. Hochfürstl. Durchl. diese Schrifften unterthänigst zu zueignen und Dero hohen Nahmen denselben vorzusetzen, bin ich durch die ausnehmende Gnade aufgemuntert worden, mit welcher deroselben Durchlauchtigster Herr Gemahl den ersten Theil davon vor zwey Jahren aufzunehmen sich huldreichst haben gefallen lassen. Ich habe geglaubt, daß dieser neue Theil niemanden würdiger gewidmet werden könte, als

als der würdigsten Gemahlin dieses grossen Fürsten, welche Gott und die Natur demselben an erhabenen Tugenden und wahrhafftig fürstlichen Eigenschafften vollkommen gleich gemacht und darzu auserwehlet haben, das Herzoglich-Sachsen-Meinungische Hauß zu segnen und dessen Lande mit neuer Wonne zu erfüllen.

Eine Vermählung, welche so viel Heil und so viel Freuden nach sich gezogen, ja, welche die Gemüther aller redlichen Diener dieses hochfürstlichen Hauses frolocken gemacht hat, darf auch itzo noch von mir ehrerbiethigst verehrt werden; und die Zueignung dieser Schrifften

hat

hat mir dieſe tieffſte Verehrung öffentlich an den Tag zu legen, das ſicherſte Mittel an die Hand zu geben geſchienen.

Ew. Hochfürſtl. Durchl. bitte ich demnach unterthänigſt, Höchſt-Dieſelben wollen ſolche nach dero angebohrnen Groß-muth und Gnade aufzunehmen gnädigſt geruhen, und den innig-ſten Trieb meiner demüthigſten Verehrung gegen das ganze Hoch-fürſtliche Hauß insbeſondere aber gegen Ew. Hochfürſtl. Durchl. ungemeine Tugenden in höchſten Gnaden anſehen.

Ich bitte Gott, daß er dero Leben mit einem Uberfluß von Glückſee-

ligkeiten, mit einer langen Dauer und mit dem reichsten Seegen verherrlichen und Dero beglückten Wohlstand eine Quelle des Vergnügens, der Ruhe und des Flores der hochfürstl. Sachsen-Meinungischen Lande seyn lassen wolle. Unter solchen redlichsten und treusten demüthigen Wünschen verharre ich mit der tiefsten Verehrung,

Durchlauchtigste Herzogin,

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht,

Meiner gnädigsten Herzogin und Frauen

unterthänigster Knecht,

Philipp Heinrich Hutter.

Vorbericht

des Herausgebers.

Bey der Ausgabe dieses dritten Theils der kleinen Schriften des Herrn von Loen, finde ich nichts weiter nöthig zu erinnern, als daß sich noch recht vortreflicher Stoff zu einem vierten Theil findet. Es wird derselbe aus des Herrn Verfassers Briefen, aus dessen Anmerckungen auf seinen Reisen und anderwärtigen kleinen Aufsätzen bestehen. Und die gelehrte und artige Welt, welche nicht müde geworden ist, sich an diesen kleinen Schriften bisher zu ergetzen, wird gewiß weder über gegenwärtigen noch künftigen letztern Theil Anlaß zu einem Eckel bekommen.

Soll=

Sonsten ist bey Gelegenheit dieses dritten Theils zu errinnern, daß darinnen einige Schriften vorkommen, welche sich auch in der Sammlung seiner Bedencken von Religions- und Kirchen-Sachen befinden. Zur Entschuldigung dieses Umstandes muß ich melden, daß diese Abhandlungen bereits abgedruckt gewesen sind, ehe für nöthig erachtet worden ist, einen besondern Theil aus des Herrn von Loen Bedencken von Religions- und Kirchen-Sachen zu machen. Die doppelte Bekanntmachung solcher Schriften war also nicht mehr zu verhindern.

Was den vierten und letzten Theil dieser Sammlung betrift, so macht der Herr Verleger alle Anstalten darzu, daß derselbe ohne Anstand nachfolgen wird.

Geschrieben zu Franckfurt am Mayn
in der Ostermesse 1751.

Der Herausgeber.

Verzeichniß

der kleinen Schrifften, welche in dieser Sammlung enthalten sind.

I.

Von dem Alterthum und dem Nutzen der Baukunst. Pag. 1.

II. De variis Loeniorum familiis antiquis æque ac modernis Disquisitio brevis historica. 26.

III. Das Mißvergnügen. 40.

IV. Epicurische Sitten-Lehre die beste. 45.

V. Der Pyrrhonismus. 64.

VI. Erzählung der Pyrrhonischen Hundesfurcht. 67.

VII. Mittel wieder die Empfindlichkeit. 68.

VIII. Die Nothwendigkeit wohl haußzuhalten. 73.

IX. Die Wahl der besten Lebens-Art. 78.

X. Höchst-bedenckliche Ursachen: Warum Lutherische und Reformirte in Fried und Einigkeit zusammen halten und einerley Gottesdienst pflegen sollen.

XI. Bedencken vom Separatismo. 164.

XII. Der vernünftige Gottesdienst nach der leichten Lehr-Art des Heylandes untersucht bey Gelegenheit einiger an Ihro Hochgräfliche Excellenz

lenz den Herrn Grafen von Zinzendorff gerichteten und von denenselben beantworteten Fragen. 185.
XIII. Kurzes Bedencken von der Einfalt des Glaubens in einem einzigen Glaubens-Artickel. 241.
XIV. Der Soldat. 248.
XV. Der Kaufmanns-Adel. 308.
XVI. Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln bey Gelegenheit einer sehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof; an den weyland gelehrten Superintendenten zu Meinningen Herrn Christ. Ehrhardt. 387.
XVII. Eigenschafft eines grossen Geistes bey Gelegenheit der kleinen Schrifften des Herrn von Voltaire. 401.
XVIII. Zufällige Gedancken über die Briefe des Herrn von Voltaire, die Seele der Menschen und der Thiere betreffend. 406.
XIX. Des Meinningischen Herrn Superintendenten Ehrhards Anmerckungen über den vorhergehenden Brief. 432.
XX. Von den Zweykämpffen. 438.

Von

I.

Von dem Alterthum und dem Nutzen der Baukunst (*).

An Se. Königl. Maj. von Polen.

Die Baukunst ist zu keiner Zeit eine Beschäfftigung grosser Leute gewesen. Die Chaldäer und die Egypter, welche unter den ältesten Völkern die Künste und Wissenschafften am weitesten trieben, hatten noch nicht

(*) Diese Abhandlung ist im Jahr 1724. auf Ersuchen des Königl. Polnischen und Churfächsischen Oberlandes-

das Glück das Schöne und Natürliche in dieser Baukunst zu entdecken; sie übertrieben ihre Unternehmungen und verfielen auf das Grosse, Prächtige und Ungeheure. Die wunderbare Steinhauffen und Spitzsäulen, welche die Egypter auf einander thürmeten, gantze Stücke Felsen, die sie von einem Ort mit unbegreifflicher Mühe und Kunst viele Meilen Wegs zu bringen und als Capellen auszuhauen wusten; der See Moeris; die Grabmäler ihrer Könige, die Tempeln ihrer abscheulichen Götzen, ihre Wasserleitungen, Thürme, Mauren und Palläste: alles dieses sind zwar Denckmäler ihrer bis zur äussersten Ausschweiffung getriebenen Baukunst; sie zeigen aber auch zugleich noch von ihrem rohen Geschmack: Es fehlte darinn die Einrichtung und die Verhältniß der Theilen mit dem Gantzen: Ihre Bildsäulen waren ungeheuer groß und hatten nach Art ihrer fürchterlichen Götzen etwas gräßliches und ungestaltetes; ihr Säulenwerck war dick, schwer, kurtz, seltsam ausgezieret und nicht in [illegible] Weitung aus einander gesetzt: Mit gehöriger [illegible] das Schöne, das Feine, das einem Wort, Ordentliche, kannten diese sonst kluge Völker in der Baukunst noch nicht.

Die

---

landbaumeisters, Herrn Pöpelmanns, verfertiget worden, und solte zu einer Vorrede des prächtigen Wercks dienen, welches er von dem sogenannten Zwingergarten, in grossen schönen Kupferstichen heraus geben wolte; allein das Werck kam nicht zu Stande.

Die sogenannte babylonische Spectackel hatten schon ein besseres Ansehen, wenn man anders den Geschichtschreibern in einer Sache trauen darf, davon die lange Zeit auch sogar die letzte Ueberbleibseln dergestalt verstöret und aufgerieben hat, daß man kaum mehr die eigentlichen Stellen dieser ersten und grösten Weltwunder ausfündig machen kann. Der Thurm des Belus und die stolzen Mauren dieser prächtigen Stadt, sind nicht dasjenige, was ich am meisten bewundere. Die kühne Unternehmung eines Weibes hatte alles, was man in der Baukunst der Alten grosses und schönes findet. Garten und Schlösser in die Lufft zu bauen, heisset so viel, als sich mit vergeblichen Anschlägen aufhalten. Semiramis aber, oder wie andere wollen, die kluge Amytis, des Nebucadnezars Gemahlin, hat die Sache möglich gemacht: Sie lies ungeheure Gewölber über einander Stufenweise aufführen, solche oben mit Kütt und Bley verwahren, darauf Erde schütten, Bäume pflanzen, Wasserwercke anlegen und prächtige Häuser bauen. Welche Einfälle für ein Weib? Welche Arbeit, solche zur Würcklichkeit zu bringen (*)?

(*) Um einigermassen einen Begriff von der Baukunst der ältern Völcker zu geben, dienet folgende Nachricht: Amytis, eine Tochter des medischen Königs Astiages, liebte die bergigte Wälder und die Grünigkeiten. Um Babylon herum fanden sich solche nicht;

Der Tempel zu Jerusalem, welchen David entworffen, und Salomon ausgeführet hatte, muß alle Gebäude des Alterthums an Erfindung, Schönheit und Pracht so weit übertroffen haben, als dessen vortrefflicher Baumeister allen Königen an Verstand und Weisheit und Reichthümern überlegen war; allein Stein und Eben-

---

nicht; Es war ein flaches Land, voller Hartz und Sümpfe. Nebucadnezar, der so viele Schätze und Reichthümer besaß, daß er alles im Stande war zu unternehmen, was nur durch Menschen konnte werckstellig gemacht werden, lies seiner Gemahlin zu Gefallen die sogenannte Hänggärten bauen. Der Platz, welcher dazu gewidmet wurde, bestund in einem Viereck zu vier hundert Schuhen auf jeder Seiten. Diese Gärten waren nach verschiedenen Erhöhungen aufgeführet; so, daß die oberste der Stadtmauer gleich war. Man stieg von einem Abschnitt auf den andern. Das gantze Gebäude ruhete auf grossen Schwibbögen, welche über einander aufgethürmet waren: Auf diesen Schwibbögen lagen grosse platte Steine, von sechszehen Schuhen in der Länge und vier in der Breite. Auf diesen Steinen war ein mit vielem Hartz vermengtes Rohr, solches bedeckten zwey Reihen von Ziegeln, die mit einer Art von Gips oder Kalck verwahret waren; hierauf kamen endlich grosse Platten von Bley, auf welche die Erde geschüttet und zu kleinen Lustwäldern und Gärten zubereitet wurde. Auf solche Weise konnte das Wasser durch die gewölbte Gemäuer nicht durchdringen und das ganze so mühsam aufgeführte Gebäude schadhafft machen. Das Erdreich dieser Gärten war von einer solchen Tie-

Ebenholtz unter einander zu fügen, und alles mit kleinen Zierrathen, Kostbarkeiten und Edelgesteinen zu behängen, dürfte mit unserm heutigen Geschmack nicht übereinkommen. Die Art sich zu kleiden und Gebäude zu führen, gehöret unter die Dinge die wir Moden nennen, und welche öfters keine wahre Schönheit haben, als daß sie etwas neues den Augen vorstellen.

Das schöne Grabmahl zu Halicarnaß in Carien, lies die tugendhaffte Artemisia aufrichten,

---

Tiefung, daß auch die grösten Bäume darinnen Wurzel fassen und wachsen konnten, doch müssen wir uns hier keine grosse Eichen und Lindenbäume vorstellen. Die babylonische Gegenden brachten dergleichen nicht hervor. Pomeranzen, Citronen, Feigen, Pappeln und dergleichen, die nicht viel über zehen bis zwölff Schuh hoch zu wachsen pflegen, und die mit einem Grund von drey bis vier Schuhen tief genug haben. Dieses mogten wohl allem Vermuthen nach die schattigte Lustwälder auf diesen künstlichen Gärten ausmachen. In dem obersten Theil war ein verdecktes Pumpenwerk angebracht, womit das Wasser aus dem nechst vorbey fliessenden Euphrat in einen Behälter gepumpet und zur Bewässerung des gantzen Gartens gebraucht wurde. Hin und wieder fanden sich zwischen den Pfeilern, worauf die Schwibbögen ruheten, die schönste Zimmer und Lustgebäude. Man findet von diesen babylonischen Wunderwercken eine ausführliche Beschreibung in der neulichst herausgekommenen allgemeinen Reise- und Welthe-

schreibung. I. Th. p. 44.

um dadurch beydes ihren verstorbenen Gemahl, als ihrer ehelichen Treue ein immerwährendes Denkmal zu stifften. Dasselbige hat etwas, das die Pracht mit einem Grabmahl vereiniget, ohne daß man dabey doch mehr an jene, als an dieses scheinet gedacht zu haben.

Alexander der Grosse war nicht weniger von der Liebe zu den Künsten und Wissenschafften als von der sonderbaren Ehrsucht eingenommen, ganz Asien durch Waffen sich unterwürffig zu machen. Die prächtigen Mauren von Alexandria und die Canäle, welche er daselbst hatte führen lassen, sind unverweßliche Denkmäler von den wichtigen Bauunternehmungen dieses berühmten Königes. Was hätte dieser grosse Geist nicht erstlich unternommen, wann er länger gelebet und die Frucht seiner Siege in Ruhe genossen hätte.

Der bewunderswürdige Pharus, den der egyptische König Ptolomeus Philadelphus vor der Einfahrt des alexandrinischen Königs hatte erbauen lassen, verherrlichte dessen Ruhm, sowohl als die von ihm angelegte Bibliothec, welche für die schönste und zahlreichste der alten Welt gehalten wurde.

Alle diese vortreffliche Denkmäler der ältesten Zeiten reichten noch lange nicht an die Gebäude der Griechen. Diesen war eigentlich die Ehre vorbehalten, eine so stolze Kunst zu ihrer wah-

ren

ren Vollkommenheit zu bringen. Diese, wie sie es in allen schönen Wissenschafften am weitesten brachten, so wusten sie auch der Baukunst durch ihre geschickte und natürliche Austheilung in der Vereinigung der Theile mit dem Ganzen ihre rechte Zierde und Annehmlichkeit beyzulegen. Der Dianentempel zu Ephes zeiget uns davon ein stattliches Muster; den Joniern und Corinthiern haben wir ins besondere die Erfindung des schönen Säulenwerks zu danken, worzu hernach die dorische und toscanische Ordnungen kamen, welche mit der zusammen gesetzten, die fünf noch fortwährende Hauptordnungen in der Baukunst ausmachen.

Die Griechen hatten also am ersten das Schöne und Feine in dieser Kunst entdeckt und ihren Nachkommen zum Muster hinterlassen. Von den Griechen kam die Baukunst auf die Römer. Wie zu Rom mit der Macht alle Künste und Wissenschafften sich vereinigten, so wurde auch daselbst die Baukunst auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht. Ich will nicht sagen, daß die Römer die Griechen in dem feinen Geschmack und in der Niedlichkeit der Gebäude solten übertroffen haben; so viel aber ist gewiß, daß sie ihnen an Pracht und Grösse der Gebäude so weit überlegen waren als an Reichthümern und an Macht.

Numa Pompilius zierte die Stadt mit prächtigen Tempeln; Tarquinius Priscus aber umschloß

schloß dieselbe mit grossen Mauren von viereckigten Steinen. Augustus lies die schöne Brücke über die Tyber schlagen und den Weg nach Rimini erbauen, um dadurch die Einzüge der Triumphirer desto ansehnlicher und herrlicher zu machen.

Der trajanische Markt, welcher der schönste Platz des alten Roms war, hatte seine Pracht dem Kayser dieses Namens zu danken, welchen die Römer ihren besten Fürsten nannten. Wiewohl sonst nur tugendhaffte und großmüthige Regenten sich ein Geschäffte mit der Baukunst und denen dahin lauffenden Wissenschafften zu machen pflegen, so hatte sich doch nichts destoweniger auch ein Nero darinnen hervor gethan, er verhielte sich aber dabey nach seiner wilden Art. Er setzte Rom in Feuer und Flammen, um solches desto schöner wieder aufzubauen.

Die Zeit erschien, da Rom seines Glanzes und seiner Prachts solte beraubet werden. Es wurde ein blutiger Schauplatz von Empörungen, Mördereyen und innerlichen Kriegen. Die bösen Sitten und barbarische Völker, welche diesen vormals stolzen Kayserstz beherrschten, vertrieben mit der alten römischen Tapferkeit auch die schönen Künste und Wissenschafften. Alles verfiel in Asche und Graus: Die berühmtesten Denkmäler wurden unter Schutt und Steinhauffen vergraben. Eine allgemeine Finsterniß der Unwissenheit bedeckte darauf den gantzen

Erd-

Erdboden, bis endlich vor drey hundert Jahren, mit den zunehmenden Wissenschafften, auch die Baukunst wieder hervor gebracht wurde, und das alte Rom aus seiner Asche, als ein andrer Phönix wieder hervor kam. Gantz Italien wurde mit neuen Tempeln und prächtigen Pallästen angebauet, deren Glanz und Schönheit andre Völker zur glücklichen Nachahmung bewegten. Ganz Teutschland wurde mit herrlichen Pallästen angefüllt, nachdem uns mit der römischen Monarchie auch die Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschafften zu Theil wurde.

Unsere bisherige Kayser haben sich als grosse Beschützer und Kenner derselben aufgeführet. Das prächtige Wien zeiget solches durch vortreffliche Meisterstücke. Das herrliche Lustgebäude Schönbrunn ist ein stetes Denkmal von dem kostbaren Geschmack des Kaysers Joseph, und die schöne Carlskirche, welche der jetzt glorwürdigst regierende Kayser hat aufrichten lassen, zeiget von dessen hohen Liebe zu der Baukunst.

Wer bewundert nicht den schnellen Anwachs von dem schönen Chursitz. Berlin und die kostbare Gebäude, die der erste preußische Friedrich in und ausserhalb dieser schönen Stadt hat aufführen lassen? Das Schloß, das Zeughauß, der Stall, die neue Brücke, die Schleussen, die königliche Lusthäusser Charlottenburg, Potzdam, Oranienburg, Cöpenick, Wusterhausen

und Friedrichsfelden, zeigen, nebst vielen andern schönen Gebäuden nicht allein die Pracht eines Königs, sondern auch die deutlichsten Merkmäler wie weit die Künste und Wissenschafften an diesem Hof empor gekommen sind.

Reiset man nach Bayern, so ist man nicht weniger eingenommen von der Schönheit der churfürstlichen Hofstadt München. Alles ist darinnen zierlich, prächtig und ins Auge spielend; ingleichem die daherum liegende schöne churfürstliche Lusthäusser, Schleussenheim und Nymphenburg. Der neue pfältzische Chursitz Mannheim mit seiner prächtigen Burg. Das Schloß zu Aschaffenburg, zu Pommersfeld, nebst den übrigen churpfältzischen, churtrierischen und churcöllnischen Pallästen und Lustgebäuden. Die sächsische Höfe und Schlösser. Das schöne Saltzthal bey Wolffenbüttel, der Winterkasten und das Löwenhaus zu Cassel. Der neue Schloßbau zu Darmstadt; Carls Ruhe bey Durlach, Ludwigsburg bey Stuttgard, das neu angelegte Schloß zu Würtzburg, die ertzbischöffliche und bischöffliche Gebäude zu Salzburg und zu Prag, zu Breßlau, zu Olmütz, zu Bamberg, zu Worms, zu Costanz, zu Augspurg u. s. w.; der prächtigen Prälaturen, Klöster, Kirchen und andrer Privatgebäuden an schon benannten Orten, besonders in den drey Handelsstädten Frankfurt am Mayn, Hamburg und Leipzig, nicht zu gedenken. Kurtz: man würde es kaum sich einbilden können, was Teutschland für herrliche

Gebäude aufzuweisen hätte, wenn man solche zusammen in einem Werk unter dem Nahmen eines Theatri Germaniæ heraus geben würde; wie wir dergleichen von Italien, Piemont, Savoyen, Braband, Engelland, Dännemark und Schweden haben.

Insonderheit würde der unvergleichliche Chursitz Sr. Königl. Majestät in Pohlen, das unschätzbare Kleinod von Teutschland; ich will sagen, die Stadt Dresden, einer solchen Sammlung der teutschen Baukunst die gröste Zierde geben. Man siehet hier alles was Italien und Frankreich schönes und prächtiges zeigen. Der grosse August, unter dessen würdigsten Scepter die Völker nicht allein glücklich, sondern auch vernünftig, klug und scharfsinnig in allen Künsten und Wissenschafften werden, besitzet selbst, nach seinem ihm beywohnenden königlichen Geist, eine so hohe Erfindungskrafft in der Baukunst, daß sich in allem, was er angiebt und ins Werk setzen läßt, eine recht bewundernswürdige Vollkommenheit äussert.

Wir wollen uns nicht über die teutsche Gränzen wagen, noch die Pracht der Ausländer in ihren Pallästen betrachten. Frankreich, Spanien, Engelland, Holland, Dännemark und Schweden, weisen uns von ihren besten Fürsten und berühmtesten Helden auch wunder schöne Denkmäler auf. Alle dienen darzu, unsern ersten Satz zu bekräfftigen, daß die Baukunst jederzeit

derzeit eine Beschäfftigung grosser Leute gewesen sey.

Mein zweyter Satz soll dieser seyn. Unter allen Ausgaben und Beschäfftigungen eines grossen Herrn, ist die Baukunst eine der edelsten und nützlichsten für das gemeine Wesen.

Dieser Nutzen äussert sich 1) in Ansehung der Künste und Wissenschafften, welche dadurch befördert, und 2) in Ansehung der vielen Menschen, welche dadurch genähret, und 3) in Ansehung des Herumlauffs der Gelder, welche dadurch von einer Hand in die andre gespielet werden.

Die Baukunst stehet mit allen schönen Künsten in der genauesten Verbindung. Dieses zeiget sich überhaupt in der sinnreichen Eintheilung und schönen Ordnung, welche solche durchaus beleben muß, und welche, indem sie den gleichförmigen Zusammenhang aller einzelen Theile in dem Ganzen zum Grund setzet; eine jede Sache nach ihrer Natur, Grösse und Länge, Breite, Schwere u. s. f. abmisset, woraus die Zeichnung und aus dieser die Bild- und Mahlerkunst entstehet.

So bald der Baumeister den Grundriß eines Gebäudes entworfen hat, so zeiget der Bildhauer sich beschäfftiget, die Säulen und Bogenwerk mit Bildern, Auffsätzen und andern dergleichen Zierrathen,

rathen, zu verfertigen. Der Mahler lässet zugleich seine Kunst spielen, um das Inwendige eines Pallastes, oder eines Tempels, mit schönen Decken, Figuren und Schildereyen zu bekleiden. Diese scheinen gleichsam von den Farben lebendig zu seyn, und entwerfen den Augen alles, was die Natur, die Veränderung der Zeiten, die Geschichte und die seltsame Erfindungen der Dichter, sonderbares und nachdenkliches hevorgebracht haben. Hier ist es nicht genug, daß ein Bildhauer und Mahler nur wisse die Aehnlichkeit eines Bildes zu treffen, sondern es muß solches auch ein gewisser Geist beleben, der gleichsam der Natur selbst scheinet nach zu ahmen und einem Bild die Bewegung der Handlungen und der Leidenschafften zu geben. Bey der Mahlerey wird auch insbesondere noch die Wissenschafft der Erdmeßkunst, der Perspectiven, der Fabeln und der Alterthümer erfordert; weil sie offt in solchen Dingen, die darauf ihre Beziehung haben, sich auslassen muß.

Es ist zwar andem, daß man heut zu Tage viele in diesen Sachen unerfahrne Bildhauer und Mahler findet. Allein, eine Kunst verlieret deswegen nichts von ihrem Werth, wenn sie unglücklicher Weise einem Unwissenden in die Hände fällt, der solche mehr schändet als zu Ehren bringt. Es ist sehr merckwürdig, was wir in den alten Geschichten von dem berühmten Bildhauer Phidias lesen, der das grosse Meisterstück den Colos des olympischen Jupiters verfertiget hatte;

hatte; Man verbot nemlich diesem unvergleichlichen Künstler zu Ehren, daß kein Sclave mehr die Bildhauerey erlernen solte, damit eine solche vortreffliche Kunst dadurch nicht möchte entehret und verächtlich gemacht werden. Es ist bekannt, daß in Griechenland verschiedene grosse Weltweisen insonderheit Socrates, Heraclitus und Pyrrho von der Bildhauer- und Mahlerkunst ihr Handwerck gemacht haben.

Die Mechanic gehöret als ein nothwendiges und unentbehrliches Stück zur Baukunst: diese Wissenschafft lehret uns die grösten und schwersten Cörper handthieren, fortwältzen und in die Höhe bringen. So leicht man auch diese Bewegungen bey den gemeinen Handwercksleuten beobachtet, so einen scharffsinnigen Verstand müssen wir in der Erfindung derselben bewundern. Welche erstaunliche Kunst, wenn man dasjenige Räderwerk betrachtet, womit der berühmte Baumeister, Dominico Fontana, unter dem Pabst Sixt dem Fünften, die egyptische Spitzseule mitten auf den S. Petersplatz glücklich versetzet und aufgerichtet hat. Wie man die Risse von dieser aufferordentlichen Unternehmung in dem Schauplatz des alten Roms (*) nachsehen kann. Wie wunderbar wird hier alles durch Räder, Gewichter und Gegengewichter in Bewegung gebracht. Wie artig spielet hier ein leichtes Triebwerk, da Wasser, Wind und Lufft, ja so gar das Feuer,

(*) Theatrum Italiæ, T. II.

Feuer, wie man solches erst neuerlich erdacht, zur Kunstbewegung dienen muß. So grob die Arbeit in dem Bauwesen ist, so wird sie doch von dieser Kunst noch weit übertroffen: so gar, daß auch alle zusammengesetzte Stärke der Menschen, ohne die mechanische Handgriffe, in Ansehung schwerer Cörper, nichts wichtiges ins Werck setzen könnte.

Dieses sind die Wirckungen der Mechanic in Ansehung der Baukunst. In einem allgemeinen Sinn aber wird darunter alles verstanden, was eine Bewegung hat. Also ist die gantze Welt nichts anders als ein mechanischer Cörper überhaupt; und ein jedes Geschöpffe ist ein mechanisches Wesen insbesondere. Ein Gelehrter, indem er ohne Bewegung sitzet und seinen Betrachtungen nachhänget, scheinet zwar kein solches mechanisches Wesen vorzustellen; nichts destoweniger aber so ist sein überlegendes Nachsinnen ein wircklicher Mechanismus, der sich in seinem Gehirne äussert und von den allersubtilsten Lebensgeistern fortgetrieben wird. Man verspüret diese Bewegung mit vieler Empfindlichkeit, wenn man die Kräffte des Verstandes zu einem scharfen Nachdencken anstrenget und beflissen ist gewisse Wahrheiten durchdringend zu erforschen und deutlich aus einander zu wickeln. Kurtz, der gantze Mensch bestehet aus lauter mechanischen Bewegungen, und die gantze Welt ist eine Maschine, welche im Ganzen so mechanisch sich beweget, als ein jedes Theil derselben nach seiner

ner Art und Beschaffenheit durch gleiche Triebfedern oder Ursachen gestossen und fortgetrieben wird.

Der Mechanismus macht also alle Dinge leben, und würde sie bis zur Vollkommenheit forttreiben, wann die Regeln ihres Verhältnisses nicht durch Unmäßigkeit und Unordnung gestöhret würden.

Die Baukunst ist ein vortrefflicher Mechanismus in einem gemeinen Wesen, eine grosse Anzahl von Menschen dadurch in Bewewegung zu setzen und ihnen einen zulänglichen Unterhalt zu verschaffen.

Sie macht die Künste und Wissenschafften leben. Dieser Vortheil dürffte vielleicht einem Unwissenden von schlechter Erheblichkeit scheinen. Worzu, wird er sagen, dienen doch in einem Staat die viele müßige Leute, die man Gelehrte nennet? Worzu dienen doch die viele Künstler, Baumeister, Fabelverständige, Mahler, Bildhauer und dergleichen? sie geben ja nur Anlaß zur Hoffart und zur Verschwendung. Es wäre ja viel besser, man begnügte sich in solchen Häussern zu wohnen, die sonder Pracht und Zierrath aufgebauet wären, und die keiner andern Leute bedürfften, als der Maurer und Zimmerleute, nach dem Exempel unsrer ehrlichen Vorfahren, die zu ihren Zeiten eine glückselige Einfalt in ihren Hütten beherbergten: die vielerley Auszierun-

rungen, Bilder, Schnitzwercke über den Thüren und Fenstern, nebst den Mahlereyen auf frischem Sand und Kalck, dienen weder zur Bequemlichkeit noch zur Reinlichkeit, und sind blose Kennzeichen unsrer ausschweiffenden Einbildung.

Es ist nicht zu leugnen, daß öffters alle diese Dinge sehr mißbrauchet werden. Allein, wo ist etwas schönes und gutes in der Welt, das nicht dem Mißbrauch auf gleiche Art unterworffen ist? Die erhabenste und vortrefflichste Dinge sind davon nicht frey. Solte man deswegen die Künste und Wissenschafften abschaffen wollen, so müste man noch viel ehender den Wein auszurotten suchen, weil dieser die Menschen zu den grösten Unordnungen und Lastern zu verleiten pfleget; doch dieses ist wohl nicht die Meynung des Verächters der Künste und Wissenschafften: Nein, er wird viel lieber dieselben in ihrem Werth lassen, um seine Hochachtung für den Wein ausser Verdacht zu setzen.

Die Künste und Wissenschafften ziehen ihren Ursprung aus dem edelsten Theil des Menschen, nemlich aus seinem Verstand, welcher nach seinem weiten Umfang und nach seiner Lebhafftigkeit sich in äusserlichen Vorwürfen auszudrucken beflissen ist. Er suchet die Begriffe und Entdeckungen gewisser Wahrheiten durch sinnliche Bilder an Tag zu legen; er beschäfftiget sich das Gute mit dem Nützlichen und das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Es ist ein Werk des

Verstandes, ein Gebäude wohl anzuordnen, solches gemächlich einzutheilen und durch allerhand sinnreiche Erfindungen angenehm zu machen.

Wolte man diesen Ubungen des Verstandes hier Gränzen vorziehen, so würde man ihm die gröste Lust benehmen, sich in äusserlichen Vorwürfen auszulassen. Er würde in sich die lebhaffteste Wirksamkeit ersticken, und das Feuer, welches insonderheit grosse Geister belebet, gleichsam unnützlich verrauchen. Die Eigenschafft des Witzes und des Nachdenkens, welche die Vorzüge der Menschen vor den Thieren ausmachen, würde nach und nach sich verlieren; Erfindung, Scharfsinnigkeit, Nachforschung und Fleiß aber auser aller Ubung kommen.

Es ist zwar den Weisen noch eine ganze Welt zur Betrachtung übrig, wenn er auch gleich mit den schönen Künsten und Wissenschafften, die zur Annehmlichkeit und Zierde des menschlichen Lebens dienen, sich nicht einlassen wolte. Allein, dergleichen Weisen sind in Ansehung anderer Menschen so wenig, daß sie gar nicht mit in den Anschlag kommen, wenn man von Menschen überhaupt redet. Ja ihre Entdeckungen haben in der menschlichen Gesellschafft überhaupt so wenig Nutzen, daß sie mit jenen nicht zu vergleichen sind. Es ist demnach eine wichtige Sache, daß man allen Menschen überhaupt eine solche Beschäfftigung anweise, wobey der Verstand nicht weniger als die äusserlichen Gliedmassen ge-

gebrauchet werden: damit auf solche Weise der Geist so wohl als der Körper seine stete Ubung finden, und eine Hand in die andre arbeiten möge.

Man beobachtet beydes in den Geschichten als in der Erfahrung, daß, nachdem die Künste und Wissenschafften in einem Land sind in Aufnahm gewesen, nachdem hat sich auch der ganze Staat dabey in einem blühenden Wohlstand befunden. Das moscovitische Reich giebt uns davon ein ganz neues Exempel. Es ist bekannt, in welchem Zustand sich dessen weite Provinzen zu Ende des vorigen Jahrhunderts befanden und wie seitdem dieses Reich sich auf einmal so hoch empor gebracht hat. Die Künste und Wissenschafften, welche durch die ausserordentliche Sorgfalt des letzten Czaars, Petri des I. darinnen eingeführet wurden, sind allein die Ursachen von dessen blühenden Wohlstand.

Nachdem ich nun zur Genüge vermeyne dargethan zu haben, wie nöthig und nützlich einem Land die Künste und Wissenschafften sind, welche in einer Verbindung mit der Baukunst stehen, so schreite ich nun weiter zu den Handwerkern. Es sind wenige derselben, die nicht auch mit der Baukunst eine Verwandschafft haben, dergestalt, daß, wo dieselbe nicht getrieben würde, die Armuth unter dem gemeinen Volk bald überhand nehmen solte. Ja man würde nicht wenig Mühe haben, die Freyheit eines müßigen und leichtfertigen Gesindels in Schranken zu hal-

halten, wenn man ihm durch das Bauen nicht eine anständige Beschäfftigung anwiese. Uberhaupt würde es schwer fallen allen und jeden Handwerksleuten eine hinlängliche Arbeit zu verschaffen, wenn die Baukunst nicht wäre. Wolte man diejenigen, die sonst keine Arbeit hätten, zu Soldaten machen, so gebe ich dieses im Nothfall zu; womit aber wolte man in Friedenszeiten so viel müßige Leute beschäfftigen, wenn man nicht bauen wolte? Man läsſet sie hacken, graben, Karn schieben, Kalk und Steine brennen, und allerhand dergleichen Arbeit verrichten. Sehet da den Nutzen des Bauens.

Einer der grösten Vortheile der zum Besten des gemeines Wesens aus der Baukunst entspringet, ist der Umlauff des Geldes, welcher dadurch sehr befördert wird. Um diesen Satz wohl zu merken, und nichts von dessen Folge zu verlieren, so muß man gleich Anfangs diese unumstösliche Staatsregel zum Grund legen, daß ein grosser Landesherr niemals reicher ist, als wann die Unterthanen das Geld in Händen haben. Dieser Grundsatz flieſet aus der Natur und aus der Erfahrung.

Eie jeder Staat gleichet einem Cörper, davon der Fürst das Haupt ist; wie aber das Haupt sich niemals wohl befindet, als nachdem der Herumlauff des Geblüts wohl unterhalten wird, also wird es auch einem Fürsten an nichts mangeln, wann er nur das Geld in seinem Land wohl her-

herumlauffen macht. Er ist zugleich auch wie das Herz in dem Menschen, welches, nach der Naturkündiger Bericht, das Blut in dem ganzen Cörper austheilet und durch alle Adern künstlich durchtreibet; durch einen wunderwürdigen Mechanismum aber laufft dasselbige Blut nach dem Herzen als seiner Quelle wieder zurück. Das Blut in einem Staat ist das Geld; der Fürst ist darinnen das Herz, der durch seine Ausgaben das Geld den Unterthanen mittheilet; diese kehren das Geld durch ihren Handel und Wandel um, und die Zölle, Accisen und ordentliche Auflagen bringen es wiederum dem Fürsten, als dem Herzen zurück, ohne das darunter ein Glied vor dem andern in seiner Nahrung Anstoß leiden darf.

Die Erfahrung zeiget uns, daß die Natur in ihrer Ordnung niemals irret. Betrachten wir den glücklichen Zustand der Churfürstlichen Provinzen Sr. Königl. Majestät in Pohlen, so finden wir daß Deroselben recht großmüthige Ausgaben alles darinn in einem so beglückten und so nahrhafften Stand setzen, daß niemand dißfalls seinen Mangel diesem grossen Monarchen beymessen kan, der nicht unrecht einer Quelle zu vergleichen, die von Gütigkeit, Großmuth und Wohlthaten nicht zu erschöpfen ist.

Wir sehen also beydes aus der Natur und aus der Erfahrung, was die Umkehrung des Geldes in einem Land für grossen Nutzen schafft.

Daß nun die Baukunst vor allen andern Sachen das meiste darzu mit beytrage, solches erhellet genugsam daraus, weil fast keine Handwerker sind, die nicht einiger masen damit zu thun haben; dergestalt, daß dadurch einer unzählichen Menge von Menschen Nahrung und Unterhalt verschaffet wird. Denn alle diese Leute machen in einem Staat einen grossen Theil der Unterthanen aus; und alle diese Leute müssen sich nähren, kleiden und fortbringen, vermittelst des Geldes, das sie durch ihre Arbeit verdienen. Da also auf solche Weise das Geld von einer Hand in die andre gehet, so wird dadurch der allgemeine Umlauff desselben stattlich befördert.

Nun ist noch übrig allhier von der Churfürstlichen Residenzstadt Dresden und von dem darinn nunmehr glücklich zu Stand gebrachten Königlichen Draniengarten, als derselben grösten Zierde, einige Erwehnung zu thun.

Es ist sonder Zweiffel der Hof Sr. Königlichen Majestät in Pohlen, einer der schönsten und prächtigsten die in der Welt gesehen werden. Die Grossen daselbst scheinen so viele Fürsten und ihre Palläste so viele besondere Höfe zu seyn.

In allen Zimmern des Königl. Schlosses siehet man einen solchen Reichthum an Kostbarkeiten, Gerätschafften und Kunstwerken, daß man die Einbildung davon nicht weiter treiben kan. Verläßt man den Hof und durchwandert die

Stadt,

Stadt, so bemerkt man in den grossen Strassen beynahe so viele Palläste als Häusser. Man siehet alle Plätze von Volk wimmeln, die Kaufleute in ihren Gewölbern, die Handwerker in ihren Werkstuben, und die Künstler bey ihrer Arbeit: ein jeder preiset die Freyheit seines Zustandes und die glückselige Regierung seines Königs.

Was soll ich weiter von dem unvergleichlichen Draniengarten sagen, welchen jederman nicht anders, als mit äusserster Bewunderung, betrachten kann. Ohnerachtet solcher unter die Wunder unsrer Zeiten verdienet gerechnet zu werden, so ist er dennoch in den Augen des Königs nur ein kleiner Garten. (*) Alle Kenner der Baukunst warten mit einem ungedultigen Verlangen auf die von Herrn Pöpelmann, Sr. Königl. Majest. in Pohlen Oberlandbaumeister, versprochene Abrisse dieses so wunder schönen Gebäudes, wo beydes die Natur als die Kunst scheinen alles zusammen getragen zu haben, um ein vollkommenes Werk zu machen.

Ihro Königl. Majestät liessen dieses vortreffliche Gebäude im Jahr 1711. in Grund legen; zu der Zeit als Dieselben das hohe Vicariat im H. R. Reich verwalteten. Dessen Fortgang war so schnell, als glücklich; und weil Sr. Königl. Majest. sich dessen mit eigner hoher Sorgfalt annahmen, so siehet man auch daselbst alles,

(*) So pflegten ihn der König zu nennen.

was nur die Künste und Wissenschafften Erhabenes und Schönes hervorbringen können.

Die Bogenwerke, die Gallerien, die Säle, die Cabinetter, sind nicht allein nach der herrlichsten und sinnreichsten Baukunst eingerichtet, sondern die dabey angebrachten Auszierungen, an Bildhauerkunst, Mahlerey, Verguldungen, Brustbildern, Auffätzen, Erhebungen und dergleichen, nebst dem Reichthum des allerschönsten Marmors, der allenthalben in die Augen glänzet, setzen alle Kenner in die äusserste Verwunderung.

Die Wasserkünste und Springwerke, die Cascaden, samt den Grotten und Bädern, sind von gleichmäßiger Kunst; und geben zu erkennen, daß Se. Königl. Majest. nichts vergessen haben, diesen Platz zu einem der annehmlichsten Lustgärten in der Welt zu machen.

Die Erfindung des ganzen Gebäudes ist von den hesperidischen Gärten genommen, von welchen die Poeten gedichtet haben, daß darinnen goldne Aepfel gewachsen wären, welche der Atlas unter seiner Aufsicht gehabt, Hercules aber mit sich weggeführet hätte.

Man siehet deswegen allhier das Bild des Atlas, als des Auffsehers der hesperidischen Gärten, mit der Himmelskugel, oben auf der grossen Treppen aufgestellt, Hercules erscheinet

dabey

haben in ganzen Bildsäulen, Brustbildern, Cartuschen und Schlußsteinen; da er bald als ein Beschützer der Musen, bald aber als ein Held und Uberwinder der Völker bezeichnet wird. Verschiedene Masken der Flora und der Diana, als den Aufseherinnen der Blumen und Bäume, untermengen diese kunstreiche Abbildungen. Uberhaupt aber zielen alle diese Figuren dahin, daß Hercules die Oranienbäume der hesperidischen Gärten, in diesem entzückenden Auffenthalt überbracht hätte, welcher nunmehr Sr. Königl. Majestät, als dem Hercules unsrer Zeiten, zugeeignet ist. Was solte man nicht einem solchem Monarchen zu seiner Ruhe und Ergötzlichkeit widmen, der die Lust und die Liebe seines Volkes ist?

Geschrieben im Jahr 1724.

II.

De variis Loeniorum familiis antiquis æque ac modernis, expositio brevis historica.

1727.

Fuit quondam gentis Loenensis in Belgio nomen illustre, diffusumque in multas familias. Verbum *Loen* originem trahit a verbo *Loo*, quod vetusto Belgarum idiomate sylvam denotabat. v. Mantelii historiam Lossens. pag. 273. ubi hæc verba: *Gothofredus de Los &c. per literas Herckenrodano monasterico dat facultatem construendi foresterium pro Sylva illarum Indonders Looz, quasi dicas Dandinaria Sylva: Loo enim antiqua nostra lingua sylva est.*

Hinc Comites olim Lossenses vocabantur *Looz*: proprie *Lonei*: vel, prout lingua vernacula id enunciamus, *Loheni*; uti ex diplomatibus & tabulis genealogicis ipsorum Comitum liquet. In matricula Imperii an. 1471. teutonico idiomate *Lonæi* nomen obtinent. Latine Lossenses, vulgariter Loen. vid. hist. Lossens. supra allegata. p. 52. It. Butkens Tropheès de Braband in tab. geneal. It. mappas geographicas; ubi Comitatus sub nomine *Loen* communiter designatus, invenitur.

Nec

Nec confundant nos variantes hujus nominis lectiones: *Loon*, *Lohne*, *Lon*, *Löne*, *Lohen*, *Loe*, *Loes &c.* idem est, quod *Loen*; nam temporis, loci, insignium ac documentorum habenda est ratio. Fuit hoc illis temporibus vitium commune, quod neglectis scientiarum studiis, fere nulla in conscribendis nominibus propriis ratio fuerit adhibita.

Regebantur ditiones hujus nominis sub titulo Comitatus: omnes omnino totius Belgii, seu Germaniæ inferioris Comitatus, Lovaniæ, Flandriæ, Hollandiæ, Geldriæ, Juliæ &c. antiquitate præcellentes.

Originem ipsam Lossensium Comitum repetunt scriptores a Caroli Magni temporibus, & præsertim ab Ogero Dano, filio Regis Gotrici, Pari Franciæ ac Heroe incomparabili, qui omnium primus hæreditarius Lossensium Comes fuit. *Lootsia* vulgo *Looz* scribit *Lud. Guiccardini in descript. Belgii ex translatione Regneri Vitelli Zirizæi* p. 503. habuit sub titulo Comitatus perillustres aliquot & famosos Principes; cessitque tandem Caroli Magni donatione Rogerio Dano, uni e Paribus Franciæ, quos Itali Palatinos dicimus: Pulcio, Bojardoque & Ariosto in Poematibus suis admodum celebratos. Idem affirmant Acta Leodieusium Principum, testante *Pontano histor. Danica.* L. IV. Aquo exinde Ogerio originem suam repetendam

tendam habent Loſſenſes, ſive ut hodie ſcribunt Lonenſes Comites. *Pontan.* l. cit. Quæ vero pia antiquitas de hoc Ogerio finxit & quibus ejusdem facta ac fata fabellis & cantilenis comiſcuit, hæc *Thom. Bartholinus* filius, peculiari expoſuit commentario. *Hieronymus Tromba* e numero Romanzorum, Poeta Italus, quadraginta compoſuit cantus in honorem noſtri Herois, ſub titulo: *Daneſe Vgieri opera bella & piacevole d'Armi & d'Amore.* Extat & Chronicon lingua gallica conſcriptum, cui titulus: *Oger le Danois, Duc de Dannemarke, qui fut l'un des douze Pers de France, le quel avec le ſecours & ayde du Roy Charle maigne chaſſa les paiens hors de Rome & remiſt le Pape en ſon ſiege* &c. Par. 1583.

Rhytmi antiqui de Holgero Dano, ab Olao editi, ita incipiunt:

Gloria Danorum
Daniæque Decus,
Progenies Regum,
Dacus Holgerus,
Japheticæ prolis,
Gormoniæ ſereni
Propago vetuſta.
Danus Udgerus.

Fata & Mutationes illuſtris ac antiquiſſimæ hujus familiæ eleganter æque ac docte deſcripſit *Joannes Mantelius* in hiſtoria ſua Loſſenſi,

sensi, quam una cum diplomatibus edidit *Laurentius Robyns*, J. U. D. Leodii, 1717. Ad historiam Lonensem ac Loeniorum familias faciunt & sequentes scriptores: *Joan. Mantelii* stemma Comitum Lossensium, Tornay, 1655. Ej. tabula chorographica Principatus Leodiensis & Comitatus Lossensis, Amstelod. 1639. Ejusd. Hasseletum, seu totius historiæ Lossensis compendium, Lovanii 1673. *Fisen* flores Ecclesiæ Leodiensis. *Chappeauville* scriptores Episcoporum & rerum Leodiensium. *Chronicon Trudense*, vulgo *S. Thron.* Supplement aux *Trophées de Braband* à la Haye, 1726. *Theschenmacheri Annales Cliviæ, Juliæ, Montium, Marcæ, Westphaliæ, Ravensbergæ, Geldriæ & Zutphaniæ cum annot. Joan. Christ. Ditmari*, Fr. 1721. *Histoire de Cambray & de Cambresis* &c.

Major pars provinciæ Lossensis multis vexata bellis, Leodiensi cedebatur Ecclesiæ, Engelberto Episcopo, Anno 1361.

Extincta prole mascula jus & nomen transit ad fœminas: fuerunt hoc ex numero familiæ illustres de *Duras*, *Agimont*, *Rumen*, *Heinsberg*, *Chinei*, *Dalenbruch* & *Corsuuaerem*, quæ omnes se *Looz*, germanicè *Loen* scripserunt, vid. Mantelii *historiam Lossensem. Trophées de Braband*, &c. &c.

Noran-

Notandi etiam hic sunt liberi naturales ex Ludovico III. Comite Lossensi progeniti & inter hos Martinus de Loz, qui numerosam ac nobilem reliquit posteritatem. Fuit præterea Bastardus Martinus, Dominus van der Lamen, qui virtute & prudentia si fratres non antecelluit, certe adæquavit, egregiisque factis natalium diluit. Posteri ipsius illo dominio fruiti; celebresque fuere, sunt hodieque nobiles familiæ, quæ ad Martinum originem suam referunt. Habuit etiam Ludovicus Lossensium Comes & sui nominis filium de quo apud *Mantelium in diplom.* pag. 45. hæc leguntur verba: Ludovicus Lossensis, filius noster naturalis: Martinum vero Lossensem sub equitis denominatione Paribus suis annumerat.

Præter hos, quorum propago directe ad familiam Comitum Lossensium refertur, alii etiam hujus nominis in Belgio claruerunt viri, nobilitate generis, virtute, prudentia, factisque egregiis celebres.

Clariores apud historicos hic breviter recenseamus:

An. 1218. Joannis de Loon & Veen, scabinus fuit Duci Sylvæ. teste *Butkens* Trophées de Braband. T. II. pag. 543.

An.

An. 1233. Gerhardus de Loen, præsens fuit cum Otto III. Comes Geldriæ in ordine 7. Arnhemium muris fossis & privilegiis suis instruxit, quæ filius ejus Reinholdus ao. 1312. præsentibus Hermanno de Loen dynasta, rata habuit. Teschenmacher annal. pag. 495.

An. 1277. hat Herr Hermann von Loen, einer von Adel, den Grafen von der Mark gefangen bekommen, verwundet, und auf das Schloß Bredenvord gebracht. Stangefol. annal. circuli Westphal. pag. 380. it. Northof, chron. Marcan. T. I. it. Meibom. pag. 390.

An. 1319. Ducentas Marcas contulit Ludovicus Monasterienfis episcopus Do. de Ahus ex parte Domini de Lon. *Nunningi Monum. Monasterienf. pag. 352.*

An. 1363. Otto Lonensis, vir equestris designatus, Cliviæ Comiti in bello contra Reinholdum & Eduardum, Geldriæ Duces, Germanos fratres. Teschenmacher, annal. pag. 236.

An. 1380. Gilles de Loen; uxorem habuit Johannam d'Aveloix & de Han, alias Aveloes, filia fuit Johannis Domini d'Aveloix sur Sambre & Pair de Namur &c. quorum hæres fuit Gautier de Loen, qui terram Aveloensem Domino Guilielmo Despon-

sponsis vendidit. *Histoire de Cambray & de Cambresis* pag. 292.

Ao. 1433. Wesselius a Loe cujus mentio fit apud *Teschenmacher annal.* pag. 293. It. in *ejus codice diplom.* pag. 79.

Ao. 1450. Johannes a Loe, Itineris sacri Hierosolymitani, quod Johannes, Cliviæ Dux, ingressus fuit, socius. *ibid.* p. 302.

Ao. 1466. Johann von der Loe subscripsit pacta dotalia Adolphi Ducis Juliacensis, qui illum vocat unsern Haushofmeister. *ibid. cod. diplomat.* Num. 88.

Ao. 1489. Wesselius a Loe cum pluribus antiquæ nobilitatis viris, præsens fuit, cum Joannes Cliviorum Dux rosam auream consecratam, quam illi Innocentius VII. Pontifex Roman. transmisit, exhibuit. *Teschennacher annal.* p. 321. cujus & mentio fit apud eundem. pag. 326. It. apud *Pontanum in historia Geldriæ* p. 616. It. apud *Stangefol. annal. Westphal.* Lib. II. p. 207.

Ao. 1505. Duo vivebant Gerhardi a Loen, qui ambo Coloniæ Abbates fuerunt S. Martini. Primus fuit ex familia Westphalica, præclaris virtutum dotibus præditus & regularis disciplinæ promotor strenuus; præfuit summa cum laude 41. annos, defunctus

Ctus 2. d. Augusti. 1547. Alter Gerhardus a Loen præfuit 12. annos, obiit 1570.

Ao. 1508. Johann van Loen figillum opposuit tabulis Ortwini Ravii Borkenæ. *Nanningii Monum. Monast.* p. 184.

Ao. 1542. Johannes de Loen, Concionator aulicus apud Comitem Benthemensem fidelisque propagator Evangelii. *Hammelmann hist. eccles. de renato Evangel. in Comitatu Benthemensi* p. 784.

Ao. 1583. Gerhardus a Loen, Deputatus ad status Hollandiæ Ordinum generales. *Meterani* Niederländische Historien. p. 576.

Ao. 1608. Sebastianus a Loen, de Ord. confœd. ad pacem. *Casp. Ens, hist. belli civil. in Belgio* XXVIII. p. 459. Id. *Merani* Historie T. II. p. 510.

Inter equites teutonicos numerantur die von Loe: it die Herren von der Loon. v. *Venator* teutscher Ritterorden. p. 479.

Inter Brabantiæ Nobiles & Vasallos: Hermann & Marcille de Loen. *Butkens* Trophées de Braband. T. I. p. 223.

Inter epuestris prosapiæ Virgines quæ Sacrum ordinem in claustro Borckensi am-

plexæ ſunt; Anna a Lhonen. *Nuningii Monum.* pag. 213.

Dantur præterea & alii qui ſe Dominos a Loen a dynaſtiis quibusdam hujus nominis & prædiis nobilibus ſcribunt, ex. gr. Barones ab Irmenſel, dicuntur Domini de Loen op Zant apud Herzogenbuſch; & Domini de Perſyn eodem utuntur titulo ab amœniſſimo hujus nominis prædio Amſtelodamum inter & Ultrajectum ad Vechtam ſitum: ſunt etiam in Geldria & in Weſtphalicis ditionibus varia hujus nominis loca. Ex. gr. *Burchloen*, latine *Loſcaſtrum* ſedes quondam Comitum Loſſenſium: *Tongerloen, Loenhout, Loonen, Luenen* &c.

Reliquæ hujus nominis familiæ adhuc viventes partim ſubſiſtunt in Hollandiæ provinciis Amſtelodami, Delphi, Neomagi, Arnhemii, partim in Weſtphalia, ubi Domini de Loe, dicti Barones in Wiſſem, Domini de Loon variis in locis, partim in civitate Leodii, ubi tria adhuc Loeniorum ſtemmata reperiuntur.

1) Domini de Loen, dicti de Bruſſe &c. *Recueil heraldique des Bourgemeſters de la Cité de Liege* pag. 214.

2) Domini de Loen, dicti de Kemexhe, ibid. pag. 360.

3) Do-

3) Domini de Loen, dicti Barones de Corswaerem, qui ultimi nempe ab antiquis comitibus Lossensibus recta descendunt linea. *Vid. Descente genealogique de la tres ancienne, tres noble & tres illustre maison de Looz Corswaerem & de Nyel &c.* Butkens Trophées de Braband, supl. T. II. pag. 49.

Restat Familia Loenensis Francofurti ad Moenum propagata. Matthiam pro capite sui stemmatis agnoscit, qui sub fine vixit sæculi 1400. Gerardo Filio hærede, anno 1552. Consule, in urbe tunc Hanseatica, Venloa. Chartarum ac Documentorum, quorum Justus a Loen, Gerhardi abnepos, in sua ultimæ voluntatis declaratione, mentionem fecit & quæ hujus rei lumen accendere potuissent, bellorum ac temporum injuria pro parte fuerunt perdita ac dispersa (*).

(*) In memorali ultimæ voluntatis Justi a Loen sub anno 1650. hæc leguntur verba: Ueber die lieggende Gueter in Venlo und dorumber, findet sich in der eyseren Caßa drouge dem eisenen Kistel mit eisseren Banden beschlagen und einem geschilderten Kistel aller Bescheit . . . dieweil ich nicht finden kan daß solche Gueter einiger Zeit profitiret hetten, als finde vor rhatsam, daß man solche alle verkaufse, ohne etwas zu behalten . . vermache von allem was davon kommen wird, den vierten Theil zu Dienst der Armen, zu Erbauung und Erhaltung Kirchen und Schulen. In dem dinnenen Kistel, off der Erden stehend, finden sich allerhand Antiqui-

Haud tamen Inquirentibus dubium hæret, quin illa parem cum Baronibus a Corswaerem habuerit originem: Extant hujus rei documenta præstantissima, tam ratione nominis ac insignium quam splendoris Familiæ ac patriæ Majorum. Fuit enim

1) Avorum nomen a Loen, quod primus hujus stemmatis pater, Matthias, ante 250. an. ad posteros suos transmisit immutatum.

2) Edunt hujus Familiæ insignia prosapiæ antiquæ documenta certissima: Vidimus enim ex eorum laciniis, vulgo Helmdecke, eosdem emicare colores, aurum nempe & mimium, quibus olim ipsorum Comitum decorabatur insigne: Inprimis galeæ diadema tortile est, vulgo Wulst, Gallicé *Bourlet* fasces rubeas aureo tinctas ostendens, quales olim antiquorum Comitum Lossensium insignia exhibuerunt. Scutum est quadripartitum: In prima & quarta area, solo argenteo, pelles spectantur hermionicæ, quales etiam Dominorum a Corswaerem ostendunt insignia, qui, uti jam monuimus, originem ab ipsis Comitibus Lossensibus petunt; secunda & tertia area exhibet pentaphylum rubrum in solo aureo quo-

---

quitäten und Sachen, so durch den Liebhaber können durchsucht werden. Sed dolendum! plurima hæc Familiæ Loenianæ Francofurtanæ documenta non ad posteros perveniſſe.

quorum tria gerunt Domini de Loen de Kemexhe: alii his adjungunt spicas tres flavas in solo aureo, sive, ut alii putant, tres clavas ex insignibus Dominorum de Loen de Brusse de Melie, & de Velroux. Pro timbro ferunt duas spicas inflexas, globulis tribus interpositis; quibus diversis signis diversæ Familiarum denotabantur lineæ. *Vid. Origine des ornemens exterieurs des Armoires.* p. 47. Quæ documenta satis sunt authentica, familias hujus nominis Leodienses cum Venloensibus unam eandemque trahere originem.

3) Majores hujus familiæ patriam cum aliis nominis istius gentibus, communem habebant: Commemorabantur enim in Geldria, possidebantque varia in Venloensis urbis vicinia agros & prædia: e. g. Sevenhemii Schanloæ, Cronenburgi. Sicut restantur variæ hujus rei literæ, contractus emtionis & locationis, imprimis documentum antiquissimum ab an. 1468.

4) Quibus argumentis accedunt circumstantiæ: Fuerunt enim hujus familiæ Majores ex primariis in civitate tunc Hanseatica Venloa: splendore, dignitate, opibus & rerum publicarum cura spectatissimi; nec ignorant historiarum periti, res tunc temporis in Brabantia post mortem Caroli Burgundici ita turbatas fuisse, ut complures ex

partibus nobilium, ſecuritati publicæ haud credentes, ad loca munita ſe receperint, ibique cauſæ communi & privatæ melius conſulere purabant; nec ipſius, nec familiæ dedecori habebant, muneribus publicis ac magiſtratu fungi (*): Temporibus in primis bellicoſiſſimis, quibus libertatis ſtudium omnes incendit Belgarum animos. Fuit porro Venloa Urbs Hanſeatica, an. 1563. cum ſtatibus Hollandiæ liberis conjuncta; ab Hiſpanis vero ſub Parmenſi Duce anno 1586. obſeſſa, & ſub conditionibus tradita; quas inter alios, Sebaſtianus a Loen, ad hoc negotium deputatus, ſubſcripſit. Sed turbatis poſt in urbe rebus, ac fatalibus exortis circa religionem motibus, Loenenſis familia, proteſtantium doctrinæ addicta alia conſilia quærenda ſibi putabat; Coloniamque petiit primo, poſt Francofurti ad Moenum propagavit Genus.

§) Majorum hujus ſtemmatis ſucceſſio non interrupta, qualis illa ex chartis & documentis uberrimis apud poſteros aſſervatis videri licet.

Ma-

(*) Quod dignitates ſenatoriæ in civitatibus Belgicis tunc tempore nobilibus fuere collatæ de hujus rei certitudine teſtimonia affert la Roqué in ſuo tractatu de nobilitate Cap. 92. *Du droit de Bourgeoiſſe & de Mairie & comme pluſſieurs & communautes ont affecté la nobleſſe en leur maires, Gouverneurs & Bourgemeſtres,*

Matthias, vulgo Theis vivebat circa annum 1490.

1552. Gerhardus a Loen, Consul in urbe Venloa.

1583. Gerhardus a Loen Deputatus ad Status Hollandiæ Ordinum generales.

1585. Idem Senior Scabinorum.

1586. Frater ejus Sebastianus a Loen, Deputatus fuit ad Parmensem Ducem, ut de articulis, quibus illi urbs Venloa traderetur, componeret, quos tractatus & ipse subsignavit d. 28. Jul.

1608. Idem delegatus ex ordine Confoederatorum ad pacem: teste Casp. Ens de bello civili L. 28. Id. Meteran. T. II. pag. 510. obiit.

1610. Gothardus a Loen, heres prædiorum Sevenhemiorum ex testamento patruelis sui Gothardi, Uxorum habuit Annam de Lumen, generosæ propaginis & indolis fœminam.

1660. Obiit Iustus a Loen qui patriam per tot motus bellicos exantlatam ac destructam relinquens, primus sedem fixit Francofurti ad Moenum, ubi negotium suscepit magnum & copiosum. Viennæ inter Argentarios, vulgo Niederleger, quos Leopoldus Imperator nobilitavit, ex primariis

1703. Obiit Francofurti Joannes a Loen qui magna Commercia patris, aſt impari ſucceſſu, continuavit. Fata habuit inimiciſſima; vir alias prudens & rerum gerendarum capaciſſimus. Ex prædiis tam in Geldria quam in terris Wetteraviæ ſiitis haud lucri capiens, premebant illum peſtis Viennæ, ac armorum tam in Hungaria quam in provinciis rhenanis furor. A domeſticis ſuis, ab amicis, a proximis, prævaricatus, oppreſſus, deſtructus.

Inter liberos II. quos reliquit duo tantum filiorum, Michael nempe & Paulus a Loen propagaverunt genus: primus Francofurti, alter in Sileſia; ultimo ad huc ſuperſtite.

III.

Das Misvergnügen.

Es gibt gewiſſe verzärtelte Gemüther, die durch den Genuß einer langen Glückſeligkeit über die geringſte Wiederwärtigkeiten auffahren, und welche deswegen allen Leuten ihr Misvergnügen mittheilen wollen; die Leidenſchafften machen mehr Unglückliche in der Einbildung als ein würckliches Ubel Unglückliche in der That?

Man

Man siehet sich öffters in dem Genuß der vornehmsten Glücksgüter, wenn man von Seiten seiner Gemüthsregungen am meisten zu beklagen ist. Man suchet sein Vergnügen ausser sich, ja man sehnet sich nach gewissen Dingen, die, wenn man solche erlanget, uns in dem Genuß alle Freude benehmen.

Die meisten Menschen wären vielleicht glücklich, wann sie sich ihres Glücks recht zu bedienen wüsten; und wann sie dasjenige nicht für ein Unglück hielten, was ihren Begierden widerstehet, ihren Eigenwillen bricht und sie klug machen könnte, wann es ihnen anders darum zu thun wäre.

Wie wenig bedarff ein Weiser um vergnügt zu seyn! Und wie viel müste ein Reicher entbehren, um so glücklich zu werden!

Was nutzen uns die Güter des Glücks, wann sie unsre Ruhe stöhren? Wann sie uns mit tausend Sorgen plagen? und wann wir unter der Last sie zu erhalten und zu vermehren zu Boden sincken? Elender Genuß! der uns leiden macht. Unschätzbare Reichthümer! die uns die Weisheit schencket und zu welchen nichts als ein gutes Gewissen und ein ruhiges Gemüth erfordert wird.

Der allein ist glücklich, der mit seinem Zustand zufrieden lebet, der die Güter, die er besitzet, ver-

künftig zu gebrauchen weiß, und derjenigen entbehren kann, die ihm mangeln.

Die Güter des Glücks erlanget man zufälliger Weise; die Güter der Natur aber findet man allenthalben: man erlanget sie ohne Mühe und besitzt solche ohne Sorgen. Ein Weiser kann das Nöthige erwerben und das Uberflüßige entbehren. Er ist eben so groß in einer niedrigen Schäfer-Hütte, als in einem grossen Pallast. Der äusserliche Glanz kann ihm nichts geben, und das Glück nichts nehmen. Seine Güter sind ihm eigen und die Quelle, woraus sie fliessen, verseiget nie, weil sie ihren Ursprung in GOtt hat. Er ist immer reich, immer glücklich, immer vergnügt. Seine Demuth hält ihn von hohen Dingen und grossen Unternehmungen zurück. Er weiß, daß man darzu selten ohne Gefahr gelanget, solche nie ruhig besitzt, noch ohne Verdruß verliehret. Er genießet das gegenwärtige Leben in Ruhe und fürchtet sich nicht vor dem Zukünftigen. Er weiß, daß ein Geist, der aus GOtt ist, sich nirgend hin, als nach seinem Ursprung kehren kann.

Unselige Zärtlichkeit! schädliche Empfindungen! die unsre Begierden nagen und uns bereden wollen, daß wir das Gute liebten. Wäre es etwas Gutes, so würde es unser Hertz beruhigen, unsre Neigungen empor ziehen, und das Feuer unsrer Leidenschafft tödten.

Arm-

Armseliger Verstand! du mehrest unser Leiden; du bist sinnreich, uns mit unzehligen Bildern zu quälen. Du reitzest unser Hertz durch die Vorstellung des Schönen und Guten. Warum lässest du uns nicht auch die Wirckung davon empfinden? Was hilfft es uns, wenn wir die Tugend und die Weisheit lieben, wenn wir solche doch nicht erlangen noch uns Meister von unsern Begierden machen können?

Was nutzen uns die Wissenschafften, da sie uns doch nie eine Sache recht im Grund einsehen lassen, und uns, wie der Weise sagt, nur Grämen und Nagen des Geistes verursachen? Was hilfft uns alles Wissen, wann wir nicht wissen, wie wir uns vergnügen sollen?

Es bleibt uns so viel verborgen, daß dasjenige, was wir wissen, dagegen so viel als nichts heisset. Man sucht Weisheit, und findet sie da am wenigsten, wo man sich darauf das meiste einbildet.

Die Freyheit, die Gesundheit und ein vergnügter Muth, scheinen mir in der Welt noch die gröste Güter zu seyn, und dennoch achtet man sie am wenigsten. Man macht sich damit nicht groß, wenn man sie besitzet, und ist doch niemals kleiner, als wenn sie uns fehlen.

Alles scheinet mir zweydeutig und widersprechend. Ohne Geld und Güter kann man nicht

leben

leben, und dennoch machen sie uns nichts als Sorgen und Unruhe. Man ist übel daran, wenn man arm ist, und ist doch eben so wenig vergnügt, wenn man reich ist. Wir können die Reichthümer weder verdienen noch erhalten. Eine Einsinnigkeit des Glückes, oder besser zu reden, die Zufälligkeit gewisser Umstände, giebt solche ohne Wahl; und andre dergleichen zufällige Umstände berauben uns derselben wiederum, ohne daß wir durch Weisheit das eine erlangen und das andre verhindern können.

Warum kostet es doch so viel ein wahrer Weise zu werden? Ich bin bös auf mich selbsten. Ich hasse mich, daß ich hier so wenig, wo nicht gar keine Fortgänge mache. Wird dann darzu noch mehr erfordert, als daß man das Gute liebet? Es muß wohl folgen, dann so viel ich mich selbst prüfen kann, so gehe ich aufrichtig in die Sachen ein. Ich will, und will immer, und doch bleib ich wie ich bin: unruhig, empfindlich, misvergnügt, wanckelmüthig, schnell, hitzig, voller Eiffer und voller Anschläge; und dieses alles bey täglich neuen Entschliessungen, dieses nicht zu seyn. O wie schwer ist es Herr über sich selbst zu werden! Arme Philosophie! Kanst du dann keine bessere Menschen machen! Doch, du bescheidest dich, du kennest deine Schwäche, du weisest mich selbst zu der Religion, als zu einem höhern Licht. Ich will dir folgen.

IV.

Epicurische Sittenlehre die beste.

Ipsam voluptatem putavit præmium
Epicurus extra omnibus laboribus
Mortaliumque tendere huc bona omnia
Ac ne ob voluptatem improbam hanc laudarier.
Quis crederet, moderatus & castus fuit,
Dum vixit ille, dogma moribus probans.

Georg. Nazianz. Jamb. 18.

So ist es, mein Freund, ich bin ein Epicurer; ärgern sie sich nicht darüber. Ich denke bey dieser Secte noch ein recht guter Christ zu werden. Das Christenthum ist aller Heucheley zuwieder; wo findet man aber ehrlichere und aufrichtigere Leute, als unter den Epicurern? Sie sind wie sie sind. Sie verstellen sich nicht; sie erkennen ihre Schwachheiten; sie bemühen sich dieselbe zu verbessern und die Laster durch Mäßigkeit und Tugend zu überwinden. Das Christenthum will eben dieses. Die Epicurer sind artige gefällige Leute, die jedermann suchen mit Liebe und Freundschafft zu begegnen. Solten nicht die Christen eben so seyn? Sie suchen ihre Wollust in ihrem Vergnügen; ihr Vergnügen aber bestehet in der Weisheit und in der Unschuld. Was ist dem Christenthum gemässer? Sie lieben die Ruhe, den Frieden, die Ordnung, und streben nach allem was schön

und

und gut ist. Was kann erbaulicher seyn? Sie üben den Verstand in guten Betrachtungen, in Künsten, in Wissenschafften, und in lauter solchen Dingen, die zur Verherrlichung des Schöpfers dienen. Auch dieses geziemet sich vollkommen für einen Christen.

Es ist wahr, daß Epicurus, als ein Heyde, in der Erkänntniß des wahren GOttes nicht weit gekommen war. Er vermochte es aber nicht: GOtt hatte sich ihm nicht, wie uns, zu erkennen gegeben; allein, desto mehr war er zu bewundern, daß er bey einer so dunkeln und verwirrten Erkänntniß, die er von dem göttlichen Wesen hatte, doch nichts destoweniger weiter kam als wir; die als unnütze Knechte des HErrn Willen wissen, ohne ihn zu thun.

Epicurus glaubte keine Götter; war er aber deswegen gottlos? War unser grosser Leibnitz deswegen kein Christ, weil ein paar italiänische Schiffer, die ihn von Genua überführten, ihm bey entstandenem Sturm den Rosencranz nicht in den Händen sahen, und deswegen ausriefen: Non é Christiano. Epicurus hatte die Thorheit des Aberglaubens und der Abgötterey so gut eingesehen, als einer der alten Weltweisen. Was Wunder, daß man ihn deswegen verketzerte? Thut man dieses nicht auch noch heut zu Tage? Wie offt heißt es: Man glaubt nicht an unsern lieben HErr GOtt, weil man gewisse Ceremonien nicht mitmacht, oder nicht alle Träume-

reyen

reyen der Pfaffen für heilige Warheiten annehmen will.

Epicurus sahe wie unwürdig und abscheulich man der Religion misbrauchte, da man sich nicht scheuete die schnödeste Dinge unter dem Schein des Gottesdienstes auszuüben, also, daß er wohl mit Recht ausruffen konte:

Religio peperit scelerosa atque impia facta.

Gassendus (*), der grosse Vertheydiger dieses ehrlichen Mannes, hatte deswegen Ursache anzumercken, daß Epicurus mit nichten als ein Feind der wahren Religion zu betrachten sey, da er vielmehr, weil er solcher aufrichtig nachgestrebet, die falsche Vorspiegelungen und Betrügereyen, die auf lauter Gottlosigkeit hinaus liefen, vernünftig verabscheuet hätte.

Quare Religio pedibus subjecta vicissim
Obteritur; nos exæquat victoria cœlo. (*)

Sehen Sie, mein Herr, in welchem Sinn ich ein Epicurer bin. Ich will auf alle grosse Meynungen Verzicht thun und ruhig leben. Ich will den tollen Heldengeist verachten, den der Hochmuth zeuget; ich will nur darauf beflissen seyn, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen; und dieses so gemächlich, so angenehm

---

(*) De Vita & Morib. Epicuri L. IV.
(**) Lucret. L. I.

nehm und mit einer so reinen Wollust als es immer die Regeln der Ordnung erlauben, denen ich mich unterworffen erkenne. Was nutzet Verstand und Witz und Klugheit, wenn ich dadurch meinen Zustand nicht verbessere und mein Leben glückseliger mache? Der Endzweck aller Menschen ist, daß sie gerne gute Tage haben und ein vergnügtes Leben führen mögen. Warum sollte ich heucheln, daß ich auch so gesinnet wäre? Lasset uns aufrichtig seyn, wann es Ihnen beliebt: Die Scheinheiligkeit und die Verstellung schicken sich gar nicht für einen ehrlichen Mann; ein Christ aber muß ein ehrlicher Mann im vollkommensten Grad seyn. Er muß die Wahrheit lieben und allen Grimassen feind seyn.

Ich nehme also die guten Tage ganz gerne an, wenn ich sie haben kann. Warum wollen sie mir solche verdächtig machen? Wäre ich nicht undanckbar gegen GOtt, wann ich mich nicht dabey erfreuen und vergnügt seyn wolte: Ich denke vielmehr:

Deus nobis hæc otia fecit.

Ich wünschte ihm dafür recht danckbar zu seyn, ich meyne immer ich wäre es nicht, wann ich nicht auch vergnügt bin.

Es ist Winter; ich kann das Vergnügen der Landlust nicht geniessen. Ich sitze dagegen an einem Caminfeuer, mit ausgestreckten Füssen und mit einem Buch in der Hand. Der Kopf

ist

ist auf einem Lehnsessel in einer Ecke, zwischen zwey sammeten Küssen, weich eingeschlossen. Eine Pfeiffe Knaster bey einem Schälgen Thee ist hier das Labsal eines philosophischen Grillenfängers, der auf einem so gemächlichen Sitz seinen Gedanken freyen Lauff lässet, und die Thorheiten der Menschen belacht, die aus Begierde nach eingebildeter Ehre und nach grossen Schätzen sich aller Annehmlichkeiten dieses Lebens berauben, da sie es doch meistentheils eben so gut und so gemächlich haben könnten, wie ich.

Es giebt Leute, die sich einbilden, die Tugend bestünde in einem rauhen, ernsthafften und schwermüthigen Wesen. Diese Anachoreten machen GOtt zu einem ordentlichen Tyrannen; sie glauben, er hätte ein eignes Vergnügen uns leiden zu sehen; sie halten es deswegen für eine christliche Nothwendigkeit, sich aller zeitlichen Güter zu begeben und mit Fleiß sich zu quälen. Beydes, die Sprache der Natur als der Religion, sind bey mir ganz anders. Ich finde darinnen lauter Regeln zur Glückseligkeit, zur Gemüthsruhe und zu einer vernünftigen Freude. Alles, was übertrieben ist, entfernet sich von dem Ziel der Natur und der Religion. Die Tugend ist einfältig, und die Weisheit gründet sich auf Warheit und Unschuld: sie liebet die Freyheit, und hasset alles gezwungene Wesen. Socrates, Plato und Epicur gefallen mir deswegen weit besser, als Aristoteles, Zeno und Seneca. Die ersten suchen ihr Vergnügen in den wirklichen

Empfindungen der Weisheit, die andern in blossen Künsteleyen und Nahmen. Aristoteles insonderheit war ein blosser Grillenfänger; er hatte eine Freude an den Subtilitäten seines Gehirns. Es waren bey ihm nichts als Spinneweben, darinnen sich die kleine Geister wie die Mücken fiengen, und welche zerrissen, so bald man sie anrührte. Zeno hatte grosse Eigenschafften. Er war der Stiffter der stoischen Secte; und dabey ein weiser und ehrlicher Mann; allein seine schwarze Galle verbitterte seine Tugend mit einem allzu gezwungenen Wesen. Er kannte wohl ihre strenge Ernsthafftigkeit, aber nicht ihre natürliche Einfalt und Annehmlichkeit. Seneca stach ein wenig auf einen Heuchler. Er war bey allem Besitz der Reichthümer stets mißvergnügt und verdrießlich; was hätte er nicht gethan, wenn er wäre arm gewesen? Hätte er gewußt, was man mit dem Geld machen soll, so hätte er nicht von der Verachtung der Reichthümer geschrieben, und solche doch stets zu vermehren gesucht.

Die Epicurer übertraffen also in der Kunst vergnügt zu leben die Stoicker weit; sie erkannten beyde, daß die Unglückseligkeit der Menschen von der Hefftigkeit und Unordnung ihrer Begierden herrührte. Jene suchten deswegen solche zu mäßigen und in Ordnung zu bringen; diese aber wolten solche gar ausgerottet wissen und sich zu unempfindlichen Menschen machen. Jene traffen es am besten an: sie sahen daß der

Mensch,

Mensch, vermittelst dem Gebrauch seiner Vernunft, wohl seine Handlungen nach gewissen Regeln der Weisheit einrichten und dadurch seine Begierden im Zaum halten könnte; sie empfanden aber auch zugleich, daß der Mensch doch seine ganze Natur nicht verändern, noch vielweniger die Menschheit gar auszuziehen vermochte; sie machten sich also solche Regeln, welche die Natur des Menschen anzunehmen fähig war. Da im Gegentheil die Stoicker die Sache übertrieben und alles in die blosse Einbildung arbeiteten: sie wolten dem Körper die Empfindlichkeit benehmen, die doch eine Wirkung des Lebens ist: Sie meynten durch die Stärke ihrer Einbildungskrafft sich das Gefühl der Schmerzen zu benehmen, wann sie auch gleich in einen glüenden Ochsen geworfen würden. Allein sie vergassen bey diesen Regeln die Menschheit. Es war ein schöner Gedanke, der nur den Verstand belustigte, wann der Körper nicht leiden müste.

Epicurus sahe demnach die Sachen viel besser und aufrichtiger ein. Er sahe, daß es ein blosser Betrug war, wann sich die Vernunft so viel heraus nahm, daß sie sich schmeichelte, alle Empfindungen der Sinnen zu unterdrücken. Er suchte sie deswegen weder zureitzen noch unordentlich zu befriedigen; sondern ihnen eine solche Art des Vergnügens zu geben, wie es die Beschaffenheit eines vernünftigen Wesens mit sich bringet. Weil nun alle Laster und wilde Begierden dem ruhigen Bestreben eines vernünftigen Wesens

zuwider sind, so erkannte er bald, daß man in allen Stücken der Tugend folgen müste, wenn man anders vergnügt, das ist, glückselig leben wolte. Da nun aus der Uebung der Tugend bey ihm ein wahres und süsses Vergnügen entstund, so nannte er dieses Vergnügen eine Wollust. Der vortreffliche Herr von Haller hat dieses in folgenden Versen nach seiner ihm beywohnenden Scharfsinnigkeit sehr nett ausgedruckt:

O Schooskind des Geschicks, erleuchter Epicur!
Du fandest nur zuerst der wahren Tugendspur.
Nicht jenes Wahngespenst, das Zeno sich erdichtet,
Das nur auf Dornen geht, zum Elend sich verpflichtet;
Die Welt zum Kerker macht, mit Müh sich Quaal erkiest
Und unerträglicher als alles Uebel ist.
Nein, nein, sie scherzt mit dir in deinen stillen Gärten,
Sie gab dir Lust und Ruh zu ewigen Gefährden;
Sie theilte jedem Stand sein eigen Glücke zu:
In der Gesundheit Lust, und in den Schmerzen Ruh.
Wie Bienen süssen Safft aus herbem Wermuth tragen,
So brauchtest du zur Lust, worüber andre klagen.
Du nahmst mit gleichem Aug was die Natur dir gab,
Die Schmerzen mit Gedult, die Wollust freudig ab.

Und

Und lieffest ohne Wunsch in stetigem Geniessen
Dein Leben ungezehlt, nach seinem Ende fliessen.
Ihr, die den Weisen haßt, weil er euch über-
trifft,
Speit nur auf seinen Ruhm der Mißgunst
schwaches Gifft.
Die Tugend, die er lehrt, gefällt der wildsten
Jugend,
Und seine Wollust ist so keusch als eure Tugend. (*)

Die Wollust des Epicurs war also nicht minder rein als die Tugend der Stoicker. Beyde traffen darinnen mit einander überein, daß der Mensch durch nichts anders vergnügt und glücklich werden könnte, als durch die Ausübung der Tugend. Nur hatten die Stoicker keine so edle Einfalt und Aufrichtigkeit wie die Epicurer. Sie hatten mit ihrer Einbildung zu viel zu thun, weil sie stolz waren und sich mehr Stärke als andre Menschen anmaßten. Ihre Lehrsätze waren hart, rau, und lieffen wider die Menschheit: der Epicurer ihre aber waren der Natur gemäß: sie suchten solche nicht zu verderben und auszurotten, sondern nur edler, reiner und vortrefflicher zu machen.

(*) Diese Verse stehen nicht in den gedruckten Werken dieses berühmten Dichters, sondern sind einem guten Freund, als ein Zusatz zu p. 52. nach den Worten: **Und wird nicht ungern sterben,** von demselben mitgetheilet worden.

Ich lese den Seneca gar gern: ich bewundre seine Scharfsinnigkeit, seine erhabene Art zu denken und seine Sätze, die voll des feinsten Witzes sind; allein die Gedanken verflattern, die Handlungen aber machen des Menschen Glück und entscheiden seine Güte. Seneca klaget immer bey seinen Reichthümern. Die Armuth würde ihn noch viel weniger getröstet haben. Das Vergnügen hätte beydes seinen Schätzen, als seinen Wissenschafften, erstlich den rechten Werth gegeben.

Wie schön prediget nicht dieser Weise? Necessario ille magnus apparet, qui nunquam malis ingemuit, nunquam de fato suo questus est, fecit multis intellectum sui & non aliter quam in tenebris lumen effulsit: advertitque in se omnium animos, cum esset placidus & lenis & humanis divinisque rebus pariter æquus. Habet perfectum animum ad summam sui adductus, supra quam nihil est nisi mens Dei, ex qua pars & in hoc pectus mortale defluxit: quod nunquam magis divinum est quam ubi mortalitatem suam cogitat & scit in hoc natum hominem ut vita defungeretur, *nec domum esse hoc corpus sed hospitium & quidem breve hospitium* quod relinquendum est, ubi te gravem esse hospiti videas. Maximum argumentum est animi ab altiori venientis sede, si hæc in quibus versatur humilia judicat & angusta, si exire non metuit, scit enim quo exiturum sit,

qui,

qui, unde venerit, meminit. &c.(*) Solte man nicht denken, Seneca sey ein Apostel des Evangelii gewesen? Allein, man fand überaus viel an seiner Aufführung auszusetzen. Er gab der Satyre so viel Stoff, als dem menschlichen Geschlecht gute Lehren. Ueberhaupt scheinen mir die Stoicker eine Art unsrer heutigen Pietisten zu seyn, die alles zu stark in die Einbildung treiben, und mittlerweile, daß sie im Geist geschäfftig sind, den Leib der Sünde überlassen. Sie schicken sich vortrefflich zu Scheinheiligen und Heuchlern. Kommen sie zu hohen Würden und Ehrenstellen, so werden sie das Ansehen der Helden und der Weisen davon tragen und die ganze Welt durch ihre Verstellungen hinter das Licht führen.

Ich liebe ein natürliches Wesen und ich glaube, daß solches meinem grossen Schöpfer und Erhalter auch besser gefällt, als der Zwang einer Weisheit, die sich gegen die Natur empöret, und die nicht von ihm herkommt. Ich weiß, daß er die Aufrichtigkeit und die Einfalt liebet, und daß er im Gegentheil nichts so sehr als den Hochmuth und die Einbildung der falschen Weisen hasset.

Ich halte GOTT durchaus für das allergütigste und liebreicheste Wesen. Ich bin gewiß, daß er uns ordentlicher Weise kein Leiden verursacht, sondern daß die Schmerzen und die Leidenschafften, welche unser Leben beschwerlich und un-

(*) Sen. Flores. p. 212.

unglücklich machen, insgemein nur die Folgen unserer Schwachheiten und Unordnungen sind; und daß, wo er ja aus besondern Absichten uns zuweilen Leiden macht, solches nur als eine Art der Züchtigung zur Besserung, oder als ein Heilsmittel zur Genesung zu betrachten ist. Ordentlicher Weise aber geschiehet solches nicht; das Gute wirkt die Glückseligkeit, das Böse aber ziehet seiner Natur nach, allein das Böse nach sich.

Man bilde sich also nicht ein, daß man den Gütern der Welt feind seyn müste, um wohl mit GOtt zu seyn. Nein; man muß vielmehr das Gute in allen Geschöpfen lieben, um den Schöpfer dadurch zu verherrlichen. Warum solte man mir den Genuß eines Guts verdächtig machen, so lang ich darinnen eine Beziehung auf GOTT finde? Der Gebrauch allein macht eine Sache böse, und wir haben insgemein sehr falsche Begriffe vom Guten, weil wir sie aus unserm eignen Herzen hernehmen, welches im Grund verdorben und mit Vorurtheilen und Affecten eingenommen ist. Wir werden deswegen auch am meisten von ihm selbst betrogen, weil es mit seinen verkehrten Absichten allezeit durchdringen will und zu dem Ende dem Verstand so vielerley falsche Bilder vorzugauckeln weiß, daß ihm dadurch die Freyheit richtig zu urtheilen und zu wählen benommen wird.

V.

Der Pyrrhonismus.

Pyrrho, ein griechischer Weltweiser, war der Stiffter der sogenannten Scepticker, oder Zweiffler. Diese Secte, so närrisch sie auch in der Geschichte des Pyrrho selbst vorgestellet wird, hat nichts destoweniger zu allen Zeiten unter vernünftigen Leuten den meisten Anhang gehabt. Beydes in Griechenland als zu Rom waren die klügsten Leute dieser Secte zugethan.

Sobald streichet man nicht über die Gränzen des menschlichen Verstandes, so kommt man in das Land der Träume und Muthmassungen. Die Eigenliebe schmeichelt sich mit ihren Fortgängen und mit den Entdeckungen so vieler schönen Bilder, die, wenn man sie etwas näher betrachten will, verschwinden.

Was Wunder, daß kluge Leute in der Lehrart der Scepticker so viel Vernünftiges fanden. Nicht, daß sie die abgeschmackten und närrischen Ausschweiffungen des Pyrrho selbst solten gut geheissen haben, sondern weil uns diese Art zu philosophiren Anleitung giebt eine Sache gründlich zu untersuchen und nichts für eine Warheit anzunehmen, als was man mit gewissen unumstößlichen Beweißgründen darthun könnte. Keine Art der Philosophie macht bescheidener

und demüthiger als diese. Man lernet dadurch die Schwäche seines Verstandes erkennen, und die Irrthümer anderer mit Gedult ertragen.

In der Religion hat der Pyrrhonismus einen grossen Nutzen. Man entdeckt dadurch eine Menge von Meynungen, die sich theils nur auf Gewohnheiten, theils auf gewisse Vorurheile gründen. Diese Vorurtheile werden uns gleichsam mit der Muttermilch beygebracht, und durch die darauf erfolgte Unterweisung zu einer andern Natur.

Unsere Wissenschafften selbst sind Kennzeichen unsrer Unwissenheit. Wir werden in einen steten Wirbel sich selbst wiedersprechender Lehrsätze herumgetrieben und martern uns mit unendlichen Fragen, die uns weder bessern noch glücklich machen. Gleichwohl sehen wir eine unumgängliche Nothwendigkeit, das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Man siehet bey der Ungewißheit so viel verwirrter Dinge eine Art der Gewißheit die in unsre Sinnen fällt, welche wieder andere Dinge nothwendig voraus setzen. Wir können uns als vernünftige Geschöpfe dem Verlangen nach dem Wahren und Guten nicht entziehen. Dieses Verlangen bringt uns auf ihren Ursprung. Hier entdecken wir den Urheber unseres Daseyns und die Quelle unseres Lebens. Wir sehnen uns nach derselben, wie die neugebohrne Geschöpfe, welche den Glanz der Son-

nen

nen suchen, um durch ihre Stralen erwärmet zu werden. Jemehr wir hier sehen, destomehr werden wir uns verwundern, und je weiter wir uns hier mit unsern Blicken wagen, destomehr müssen wir mit Paulo sagen: O welch eine Tieffe!

Da wir also in dem unermeßlichen Umfang der ganzen Natur und ihres allmächtigen Urhebers nichts recht einzusehen und zu beurtheilen fähig sind; so überfällt uns eine heilige Demuth. Wir lassen unsere verwegene Nachforschungen fahren. Wir sehnen uns nach dessen Hülfe als arme Geschöpfe, die ohne denselben nichts vermögen, nichts können, nichts wissen und nichts verstehen. Wir nahen uns zu ihm und bitten ihn sich uns so viel zu erkennen zu geben, als er es für die Glückseligkeit solcher Geschöpfe, wie wir sind, für gut befinden möchte. GOTT erscheinet auf dieses ernstliche Suchen unter den Menschen. Er offenbaret ihnen seinen Willen.

Ist das wahr? sagt der vernünftige Zweiffler. Lasset uns solches untersuchen. Hier ist die Offenbarung: Ein heiliger Mann von reinem Herzen und unbefleckter Tugend, mit dem GOTT geredet hat, war der erste, der uns solches kund gemacht. Nach ihm folgte eine Reihe solcher Männer, die sein Zeugniß bekräfftigen und die gleichfalls von dem Geist des Allmächtigen erleuchtet waren.

Stimmet aber alles, fragt der Zweiffler noch weiter, mit der Vernunfft überein, was diese Männer gesagt und gelehret haben? Der Glaubige antwortet darauf, daß es ihm genug wäre, deutliche Merckmale darinnen von einer göttlichen Wahrheit überhaupt anzutreffen, um sich daran zu halten, und daß im übrigen die Vernunfft nicht zulänglich sey einen Richter in solchen Sachen abzugeben, die ihre Begriffe überstiegen Wie aber, fähret jener fort, wann sich darinnen deutliche Wiedersprüche äussern, dergestalt, daß von einer Sache gesagt wird, daß sie zu gleicher Zeit sey und nicht sey?

Hier ist abermals eine scharffe Prüfung vonnöthen. Der Zweifler fordert den Glauben heraus. Dieser findet nicht nur keinen Wiederspruch in der göttlichen Offenbarung, sondern einen durchgängigen heiligen Zusammenhang in den Grundwahrheiten. Er ergreifft deswegen getrost dieses höhere Licht. Sein Verstand wird erleuchtet, sein Wille rein und in GOtt eingekehret. Er unterscheidet was göttlich, was verborgen und was menschlich ist. Er verehret das erste mit der tiefsten Andacht: vor dem andern schlägt er seine Blicke nieder, wie einer, der von den Stralen der Sonnen bescheinet wird, thörigt handeln würde, wenn er um die Sonne recht zu sehen, dahin sein kühnes Aug mit starren Blicken richten wolte. Das dritte eignet er sich völlig zu, weil sich dasselbe auf den Menschen und auf seinen gantzen Wandel beziehet.

Er

Er erkennet in GOtt die Allmacht, folglich scheinet ihm nichts unmöglich, was GOtt gethan hat und noch thut. Er erkennet dessen unumschränkte Weisheit; folglich hegt er ferner keinen Zweiffel, daß alles was GOtt thut auch wohl gethan sey, er mag es begreiffen oder nicht. Er erkennet in GOtt die höchste Liebe; folglich hat er sich von einem so gütigen und liebreichen Wesen auch nichts anders als gutes zu versprechen. So viele Vollkommenheiten und Tugenden hier der Mensch in dem göttlichen Wesen entdecket, so viele Unvollkommenheiten und Untugenden findet er im Gegentheil in sich selbst. Er findet sich und das gantze menschliche Geschlecht in dem äussersten Verderben. Wie denkt er, GOtt hat doch nicht die Menschen erschaffen, um sie einem solchen Verderben zu überlassen. Er forschet in den Büchern der göttlichen Offenbarung: er findet darinnen die Ursache des Verderbens in dem Fall der ersten Menschen, und zugleich einen Erlöser der diesen Fall wieder gut gemacht, und die Natur des Menschen zu GOtt hinkehret, davon sie abgewichen ist. Der Zweiffler wird hier aufs neue rege. Wie! ein Erlöser? stösset er heraus. Braucht dann GOtt solche Umstände die Menschen zu retten, da sein blosser Wille, durch welchen er sich an uns mit Krafft offenbaret, genug ist uns zu retten? Der Glaubige beantwortet diesen Einwurff: Eben der Wille, sagt er, welcher genug ist, den Menschen durch seine blosse Krafft zu retten, der ist auch genug die Wege zu rechtfertigen,

fertigen, die GOtt eingeschlagen hat durch die Vermittelung eines Erlösers zu bewerkstelligen. Zu allen göttlichen Handlungen ist der göttliche Wille genug.

Die gröste Empörung des Zweiflers gehet zu letzt auf die geschriebene Offenbarung selbst. Hier findet seine stolze Vernunft eine Menge Sachen auszusetzen. Bald will ihr dieses bald jenes nicht einleuchten. Sie zweifelt an der Aufrichtigkeit der Nachschreiber und an der Geschicklichkeit der Uebersetzer. Sie zweiffelt, ob alles bis auf unsere Zeiten so unverletzet, so ganz, so unverfälscht gekommen sey: sie beunruhiget sich darüber mit unzehligen Fragen, welche bald die Beschaffenheit der Alterthümer, bald der Sprachen, bald die Sitten der verschiednen Völker ins besondere, bald aber die Glaubenslehren der Religion überhaupt betreffen. Die Wiedersprüche und die Einwürffe haben hier kein Ende.

Wie verhält sich hier der vernünftige Zweiffler, der die Wahrheit sucht? Er nimmt das Wesentliche von dem was geschrieben ist; findet er davon den Zusammenhang richtig und durch die Begebenheiten der Zeiten bewähret, so ist er zufrieden. Beydes ist unläugbar. Er überlässet dasjenige, wo er nicht durchsehen kann, denenjenigen, die sich gerne um Worte und Meynungen zanken. Er suchet dasjenige mit Treu und Aufrichtigkeit auszuüben, was er weiß das gut ist, und begnüget sich so viel von den Rathschlüssen

schlüssen GOttes in Ansehung der Seligkeit zu wissen, als er für unumgänglich nöthig erkennet, das übrige lässet er bis auf eine nähere Erkänntnis ausgesetzt. Er entscheidet nichts, als bis er alle Merkmale der Wahrheit vor sich siehet. Was aber göttlich ist und über die menschliche Begriffe hinstreichet, da steht er still und er schweigt und glaubt.

Sehet so ist ein vernünftiger Zweisler, dem es aufrichtig um die Wahrheit zu thun ist, und der die Schwäche seines Verstandes bescheiden hat einsehen gelernet. Je mehr er sich hier demüthiget, desto reiner werden seine Begriffe, Wahrheiten anzunehmen und das göttliche von dem menschlichen zu unterscheiden.

So deutlich und überzeugend auch diese Begriffe mein Hertze rühren, so findet man doch die meisten Gelehrten so gesinnet, daß sie nicht allein über alles urtheilen, sondern auch ihre Urtheile als unfehlbare Aussprüche andern aufdringen wollen. Sie verstatten deswegen keinen Pyrrhonismum. Sie entscheiden alles mit einer stolzen Einbildung. Sie wollen, daß man ihren Einsichten schlechthin trauen, solche für unfehlbare Wahrheiten annehmen und darnach seine Begriffe einrichten soll, wo man anders nicht von ihnen in das Ketzerregister will gesetzet werden. Sie verdammen den frömmsten Mann, wenn er nicht glaubet was sie zu glauben vorgeben, und sprechen einen Gottlosen se-

lig,

lig, wann er nur sagt, daß er glaubte was sie ihm vorsagen.

Der Pyrrhonismus zweifelt, um eine Sache zu untersuchen ehe man solche glaubet. Er weigert sich einen Satz für eine Wahrheit anzunehmen, bis sie eine Evidenz, das ist, einen zureichenden Grund von der Wircklichkeit einer Sache entdecket; bis dahin getrauet er sich nicht etwas zu entscheiden.

Diejenigen im Gegentheil, die nach dem Exempel der groben Pyrrhonisten ihren Zweiffel so weit treiben, daß sie nichts für wahr, sondern alles für ungewiß und zweiffelhafft halten, wann auch gleich die Wircklichkeit davon in ihre Sinnen fallen solte: Ne id quidem ullo pacto videri verum, quod nihil esse verum videtur (*); dieselbigen sind, laut ihrer eignen Lehrsätze, auch nicht im Stand einen richtigen Vernunftschluß, vielweniger eine göttliche Offenbarung anzunehmen; dann da sie sogar auch keinen zureichenden Grund in den Merkmalen der Wahrheit erkennen, so entsetzen sie sich dadurch aller möglichen Mitteln, eine Wahrheit zu prüfen und als eine Wahrheit anzunehmen.

Es gibt noch eine dritte Gattung von Zweiflern, die mehr vernünftig und weniger demüthig sind. Sie haben einen scharffsinnigen Verstand

(*) Aul. Gell. L. 9. c. 5.

stand und sind ungemein geschickt die Lehrgebäude der geschicktesten Köpfe niederzureissen. Sie scheinen darzu gebohren zu seyn, die witzige Tadler in der menschlichen Gesellschafft abzugeben. Ihre Einsichten sind so groß, als ihre Gelehrsamkeit und sie triumphiren gleichsam auf den Trümmern der herrlichsten Bollwerke, welche andre mit der grösten Mühe und aller ersinnlichen Kunst in die Höhe geführet haben. Man lieset ihre Schrifften mit Entzücken: Alles schmecket darinnen nach dem feinsten Urtheil, nach der schärfsten Critic, nach einer erhabenen Art zu denken und nach den reichsten Schätzen lang gesammleter Wissenschafften. Man wünschet, man verlanget nichts mehr, als daß sie nur auch sich daran machen und uns ihr eignes Lehrgebäude nach ihrer ihnen beywohnenden Scharfsinnigkeit auffsetzen möchten; allein, man hoffet vergebens. Sie gebrauchen ihren Verstand und ihre Gelehrsamkeit, die Wahnsätze und den Aberglauben samt den Irrthümern aus der menschlichen Gesellschafft zu vertreiben. Wir sind ihnen deswegen vielen Danck schuldig. Allein, dieses ist alles: Sie berauben uns dargegen den Werth der Wissenschafften, und lassen uns, indem sie uns die Irrthümer benehmen, unwissend. Schlechter Vortheil des Verstandes bey aller Scharffsinnigkeit nichts zu wissen und nichts zu verstehen. Mancher würde lieber seine Irrthümer behalten, weil sie ihn mehr als diese Unwissenheit vergnügen. Que sai je? sagt Michael de Montagne, der einer der geist-

reichsten Köpfe in Frankreich war. Wir können demselben den Charron (*), den de la Mothe le Vayer, den Gassendi, den S. Evremond, den Huetium und über alle diese den berühmten Bayle nebst unserm noch lebenden Herrn von Voltaire an die Seite setzen. Welche grosse Leute! Welch ein Trost für die arme Gelehrten, wann sie Huetius von der Schwachheit ihres Verstandes unterrichtet (**). Hierher gehören auch die unlängst heraus gekommene Memoires pour servir à l'histoire de l'esprit humain par M. de Gendre, wo man eine vollständige Abhandlung findet, von allem, was die Entdeckungen der Wissenschafften seichtes, unvollkommenes und sich selbst wiedersprechendes haben.

(*) Charron hat ein Buch de la Sageſſe geschrieben; dessen Inhalt vornemlich darinnen bestehet, daß er auf eine sehr feine Art den Menschen ihre Irrthümer und ihre Fehler zeiget.

(**) Huetius, der berühmte Bischoff von Avranches, hat unter andern sehr gelehrten Wercken auch einen Tractat de la foibleſſe de l'eſprit humain heraus gegeben, und darinnen so wenig tröstliches, als Charron in seinem Buch von der Weltweisheit entdecket.

VI.

Erzählung der pyrrhonischen Hundesfurcht.

Pyrrho cum se invadentem canem repulisset, causanti-que cuidam: grave, inquit est & perdifficile homi-nem penitus exuere.

Diog. Laert. art. Pyrrho L. IX. c. 9. n. 6.

Als neulich mich ein ehrvergessner Zahn
Mit ungestümmer Wuth rebellisch plagte,
Kam Pyrrho, dem ich dieses Leiden klagte.
Ha! fuhr mich dieser lachend an:
Der Sinn betrügt; du bildest dir die Schmerzen ein,
Die Sachen in der Welt sind nur ein blosser Schein.
Wer wolte sich in seinem Leben
Der Einbildung so weit ergeben?
Der Einbildung? sprach ich: das läßt sich hören.
Wohlan, ich will ein Weiser seyn
Und bilde mir zum Trotz der Schmerzen ein,
Ich fühle nichts.
Ich war ganz stolz. GOtt ehr den weisen Mann
Der so vernünftig schliesen kann.
Urplötzlich kam das Uebel wieder
Ich sang die vor'ge Klagelieder.
Der grelle Schmerz entriß mich der Gedult;

Ich that ich weis nicht wie,
Ich schalt auf die Philosophie,
Und schlug von ungefehr auf meinen Pult.
Stracks sprang mein treuer Moppel auf,
Und fiel dem Pyrrho, der ihm nichts gethan,
Mit unbescheidnen Bellen an.
Mein Pyrrho, voller Furcht und Schrecken,
Ergriff die Thür. Ich schrie: wo wilt du hin?
Was kann dir Furcht erwecken?
Wie trügt dich nicht der Sinn?
Ja wohl, sprach er: Ich meynte zu entfliehen:
Wie schwer ists doch den Menschen auszuziehen.

VII.

Mittel wieder die Empfindlichkeit.

Empfindliche Gemüther haben die meisten Regeln von nöthen. Sie sind ein Spiel ihrer Leidenschafften und werden öfters wegen ihrer eignen Tugenden unglücklich. Wir können uns nicht anders machen, als wir sind; wir können uns aber wohl den Gelegenheiten mit mehrer Sorgfalt entziehen, wo unsere Empfindlichkeit gereitzet und in Gefahr gesetzet wird.

Wie offt beklagen wir uns nicht über falsche Freunde, über den Mangel der Redlichkeit, über böse Mäuler und über Verleumdungen. Warum pflegen wir doch noch immer so leicht jederman zu trauen und andern Menschen unsre Absichten zu offenbaren? Solten wir nicht behutsamer seyn unser Gemüth solchen Leuten aufzuschliessen, die unsere Vertraulichkeit mißbrauchen, und nach ihrer sie beherrschenden Bosheit uns verrathen und verkauffen?

Wir meynen unsere Freunde noch so wohl zu wählen; allein wo finden wir solche Menschen, welche die Freundschafft mehr als dem Nahmen nach kennen? Wer will eine so edle Neigung unter dem Hauffen so vieler verdorbenen Menschen finden, die von sich selbst eingenommen sind und öffters ihrer Eigenliebe sowohl als ihren Spötterеyen auch ihre besten Freunde aufopfern. Warum beklagen wir uns noch, daß die Menschen gegen uns nicht anders gesinnet sind, als sie nach ihrer verdorbenen Gemüthsart seyn können? Warum schmeicheln wir uns, daß Leute, die unartig und böse sind, ihre Natur, aus Liebe zu uns, ablegen und gut werden sollen?

Was macht uns nicht die Liebe zur Gerechtigkeit leiden? Haben wir noch jemals dadurch die Menschen zurück gehalten uns nicht zu beleidigen? Lasset uns von den Menschen nichts anders als Ungerechtigkeit erwarten, so werden wir ein

desto lebhaffteres Vergnügen haben, wann wir einmal welche finden, die gerecht sind.

Ein gut artiger Mensch ist wie ein fruchtreicher Baum, welchen das Ungezieffer und die Raupen schänden; Ein jeder will davon die Früchte schütteln und die Aeste abreissen.

Damon thut ihnen unrecht, es ist wahr; alle Welt muß es bekennen, sie ereiffern sich darüber zu ihrem Schaden und machen ihn dadurch doch weder besser noch gerechter. Lycidas spricht übels von ihnen, weil er ihnen nicht wohl will. Warum lassen sie sich solches anfechten? Wie muß sich Lycidas nicht freuen, daß es bloß auf ihn ankommt, ihnen Verdruß zu erwecken. Er ist also Meister von ihrer Gemüthsruhe; er kann solche stören, nachdem ihm die Bosheit in seinem Herzen auffsteiget. Lachen sie doch ein wenig über sein thörigtes Geschwätz. Sie werden doch ihre Ehre nicht den Urtheilen eines solchen Menschen unterwerfen?

Kein Lästrer kann der Ehre schaden:
Sie hafft allein auf unsern Thaten.

Lampus, einer ihrer Bedienten, hat alle Eigenschafften ihnen die Gedult zu lehren. Sie ärgen sich über ihn und sie thun übel Hört er nicht als mit harten Worten, so geben sie ihm solche. Man redet ja mit Hunden und Pferden aus gleichem Thon, ohne sich weiter über sie zu

erzör-

erzörnen. Denken sie, Lampius wäre auch ein solches Thier, weil er unartig ist. Haben sie seiner nöthig, so haben sie Gedult mit ihm; können sie seiner entbehren, so schaffen sie ihn von sich.

Der Zorn mag so gerecht seyn, als er will, so ist er doch allezeit eine Schwachheit, und schadet ihnen mehr als demjenigen, über welchen sie solchen auslassen; ja er wird öffters, aus allzugrossem Eiffer für die Gerechtigkeit, selbst ungerecht. Ich weiß nur zwey Mitteln demselben zu entgehen: entweder daß man sich voraus stark macht seine Anfälle zu überwinden; oder daß man ihm hurtig eine Thür vorschlägt, wann er uns von ungefehr übereilet. Das erste erfordert eine geprüffte Weisheit, wie Socrates hatte, und das andre, die Erkenntniß eigner Schwachheit, da man sich noch nicht getrauet so weise zu seyn.

Wer dem Zorn entgehet, der schadet weder sich noch andern, und tödtet dadurch einen funken Feuer, der ein ganzes Haus in Brand stecken kann.

Nichts ist empfindlicher, unruhiger und eiffersüchtiger als das närrische Ding, das wir die Ehre nennen. So schön es auch ist, nach ruhmwürdigen und erhabenen Dingen zu trachten, so reget sich doch dabey der Hochmuth allzu stark. Kann auch eine Neigung unserm Vergnügen und unsrer Unschuld nachtheiliger seyn? Man mäßige sie wie man will: sie hat ihre heimliche Ränke

sich zu verstellen, und unter dem Schein der Tugend sich hervor zu dringen. Man kann nicht ehender ruhig seyn, als bis man sich mit ihr gar abgeworfen hat und alle ihre Anfälle als feindliche Nachstellungen vermeidet.

Das Verlangen jedermann zu dienen, und sich gefällig zu erzeigen, ist zwar löblich: allein es macht uns selten vergnügt. Wer es allen Leuten recht machen will, wird sich dabey am ersten vergessen. Er wird, indem er die Pflichten der Leutseligkeit und der Liebe des Nechsten auszuüben gedenket, das Gebot der Selbstliebe beleidigen, welche doch die Richtschnur von jener ist. Er wird sein eigner Tyrann werden, indem er sich zu einem Sclaven andrer Leute macht. Es wird nur auf diese ankommen, ihn vergnügt oder mißvergnügt zu machen. Ich will nicht sagen, daß wir in der Welt nothwendig den Thoren mißfallen müssen, wann wir den Weisen gefallen wollen.

Mala opinio, bene parta delectat.

* * *

VIII.

Die Nothwendigkeit wohl haus zu halten.

Nescis quo valeat nummus? quem præbeat usum.
Horat. Sat. L. I.

An einen jungen begüterten Erben als er seine eigene Haushaltung anfieng. (*)

Man mag es nehmen, wie man will, so ist man in der Welt übel daran, wenn man kein Geld hat. Ein Geitziger aber, und ein Verschwender sind beyde zu beklagen. Der eine geniesset nicht, was er hat, und der andere beraubet sich eines Guts, das er geniessen solte.

Die Hauptsache in der Haushaltungskunst kommt also auf folgende Regeln an; daß man nicht mehr ausgiebt, als man einzunehmen hat; daß man nicht auf Borg kauffet, noch die Schulden auf lange Rechnungen stehen lässet; daß man sich vor allen Weitläufftigkeiten hütet und in keine Rechtshändel sich vermenget; daß man

(*) Hieher gehöret die II. Betrachtung in dem IV. Theil der Freyen Gedanken, was man mit dem Geld machen soll?

alle Arten von bösen Gesellschafften, insonderheit die Müßiggänger meidet; und endlich, daß man den Ruhm eines ehrlichen Mannes in seiner ganzen Aufführung behauptet, damit uns weder Feinde noch Neider schaden können.

Glauben Sie mir, mein Herr, das Ansehen eines Menschen dauert selten länger, als der Wohlstand seines Beutels. Es ist eine lächerliche Großmuth, die uns verleitet, so lang freygebig zu seyn, bis wir selbst Mangel leiden. Es ist ein Glück, von gewissen Leuten verachtet zu werden, deren Beyfall man nicht ehender erlangen kann, als bis man so unverschämt und so bedürftig wird, wie sie.

Der Graf von Ochsenstiern, der sich vor einigen Jahren in einer elenden Gestalt hierum aufgehalten, und uns seine artige Gedanken in französischer Sprache mitgetheilet hat, redet als einer, der die Sache aus Erfahrung gelernet hat. Er war in solchen betrübten Umständen als immermehr ein Bücherschreiber seyn konnte, und der nur deswegen dieses Handwerk zu treiben schien, um nicht gar einen hochgräflichen Bettler abzugeben. Wie! ein Abkömmling des ehmaligen weltberühmten schwedischen Canzlers von Ochsenstiern, soll sich in solchen preßhafften und elenden Umständen befinden? Welches Verhängniß! oder vielmehr welche traurige Folgen einer zerstreuten und unordentlichen Lebensart? Man kann also dem ehrlichen Mann, der aus sei-

ner

ner eignen und leider! allzu empfindlichen Erfahrung schreibet, hier völligen Glauben beymessen; Seine Worte sind diese: L'argent etant aujourd hui l'essentiel de l'home, sans le quel aucune qualité ne brille, je suis surpris, qu'on ne fasse apprendre aux enfans l'oeconomie par regles au lieu du latin; vu, qu'un riche ignorant passe toujours devant un pauvre savant & que la bêtise en argent, se voit faire la cour par toutes les sciences.

Es ist nun einmal so in der Welt, und wir werden es nicht ändern, wenn wir auch gleich noch so sehr auf den Geitz schelten. Alle Verdienste pflegen nach dem Gewicht des Geldes geschätzet zu werden. Wer nur Geld hat, der ist weise, der ist tugendhafft. Hat er aber keines, so ist er schon aller Laster verdächtig: jederman scheuet seinen Umgang: er hat etwas an sich das andre Leute nicht leiden können: niemand ist zu Hause, wo er sich melden lässet: man hat keine Ehre von seiner Gesellschafft: man sagt nicht, er sey arm, er sey unglücklich, und folglich mitleidens würdig; nein, weil er kein Geld hat, so heißt er ein Taugenichts, ein nichtswürdiger Mensch; ein Mensch mit dem nichts anzufangen ist. Man findet ihn albern, unbelebt, und lächerlich.

Nihil habet paupertas durius in se
Quam quod ridiculos homines facit.

Doch

Doch dieses ist noch nicht genug: Einer, der sein Geld verschwendet hat, macht sich dadurch nicht allein verächtlich, sondern er beraubet sich auch zugleich aller Mitteln, sich und andern Gutes zu thun: er bringt sich um die meisten Annehmlichkeiten dieses Lebens. Er lebt in Verachtung, und wird wohl gar ein Betrüger, indem er borget und nicht bezahlet. Er ist dem gemeinen Wesen zur Last, weil er nichts erwirbt, und andre Leute noch darzu mit verderben hilfft.

Niemand weiß sich weniger in die Armuth zu schicken, als ein Verschwender. Er borgt so lang man ihm leihet: Er betrüget, wenn man ihm nicht mehr leihen will. Noth und Elend, und Schande begleiten sein Leben, und die Verzweifflung seinen Tod.

Es ist wahr, es gab vor Alters etliche Weltweisen, die sich aus der Armuth so wenig machten, daß sie vielmehr solche vorsetzlich wählten, und ihr Geld an andre gaben. Allein dieses waren sehr ausserordentliche Menschen, welche dadurch ihren Witz zeigen wolten. Ihr philosophischer Hochmuth machte sie zu öffentlichen Prahlern und zu heimlichen Bettlern. Wir werden also wohl thun, wann wir unsre Philosophie nicht so weit treiben. Es ist leicht mit dem reichen Seneca die Armuth zu loben, aber schwer solche mit dem schmutzigen Diogenes auszuüben. Will uns die Hand des Höchsten heimsuchen,

so

so ist ohnedem die Philosophie mit allen ihren schönen Betrachtungen nicht fähig uns über die menschliche Empfindungen empor zu setzen. Wir leiden sodann auf eine ganz andre Art. GOtt lässet deswegen den Frommen doch nicht zu Schanden werden: Natur und Zeit und Menschen und alles muß ihm beyspringen.

Einem Verschwender aber widerfähret, was er suchet; er wird arm, weil er die Mitteln verachtet, die ihn dargegen schützen könnten, und wird ein Spott der Menschen, so gar derer, die ihn haben verderben helffen. Gesetzt aber, man hätte gewisse Gelegenheiten, sein Geld mit den erhabensten Vortheilen der Ehre, ja mit aller Welt Bewunderung auszugeben und sich dadurch der nöthigen Mitteln zu entblössen, die zur Unterhaltung dieses Lebens unentbehrlich sind, so solte uns nichts destoweniger diese einzige Vorstellung davon zurück halten, daß man nachgehends von den Lastern und Bosheiten andrer Menschen abhängig werden müste. Solte man sich nicht fürchten, daß es einem gehen möchte, wie jenem, der, wie der Italiäner sagt, sein Brod fremden Hunden gab, und hernach von seinen eignen angebellet wurde: Chi da del pane a cani altrui spesso volte vien abbajato da suoi. Einen Thoren, der uns forthelffen könnte, müste man sodann für den vernünfftigsten Mann angeben und seine Ausschweiffungen mit lauter Nahmen von Tugenden belegen. Man müste alles, was man von ihm erhielt, Gnade heissen und seinen Stolz

als

als eine Großmuth erheben. Alle vornehme und begüterte Leute würden ihn für einen Menschen halten, der nicht zu leben wüste, weil er nichts zu leben hätte. Käme man zu einem Pietisten, so müste man mit ihm einen Heuchler abgeben. Geriethe man zu einem Spieler, so müste man ihm zu gefallen ein Wörterbuch neumodischer Flüche auswendig lernen und einen zunfftmäßigen Kartenmischer abgeben. Fiel man unter einige Bachus- und Venusbrüder, so müste man mit jenen sich täglich besauffen, bey diesen aber die Stelle eines zotenreichen Unterhändlers vertreten: Kurz, unter solche Leute man geriethe, deren Sitten würde man auch annehmen müssen. Ist es also nicht eine grosse Thorheit, derjenigen Mitteln sich so leichtsinnig zu entblössen, welche uns am leichtesten gegen dergleichen niederträchtige und kümmerliche Umstände sicher stellen können?

IX.

Die Wahl der besten Lebensart.

Stet quicunque volet potens
Aulæ culmine lubrico
Me dulcis saturet quies;
Obscuro positus loco
Leni perfruar otio
Nullis nota quiritibus
Ætas per tacitum fluat

Sic

Sic cum transierint mei
Nullo cum strepitu dies
Plebejus moriar senex
Illi mors gravis incubat
Qui notus nimis omnibus
Ignotus moritur sibi. *Seneca in Thyeste.*

Der Hof ist zwar die gröste Schule der Welt; allein es wäre übel gesagt, wenn man Zeitlebens an demselben einen Schüler abgeben wolte. Die Freyheit ist das edelste Kleinod unseres Lebens. Was hilfft uns alle Ehre und Herrlichkeit, wann wir unter ihrer Last gleichsam zu Boden sinken, und weiter keinen Vortheil davon ziehen, als daß wir uns dürfen vornehmer zu seyn bedünken, als andre ehrliche Leute, die weniger hochmüthig, aber glücklicher sind, als wir.

Bey grossen Ehrenstellen findet man insgemein auch grosse Sorgen, viele Verantwortung und selten ein reines Gewissen. Alle Menschen sind nicht für den Hof gebohren; einige sind darzu gebohren; es fehlet ihnen aber Glück und Gelegenheit sich daran empor zu schwingen; einige haben auch das Glück, aber nicht die nöthige Klugheit und Verdienste, um nicht mit Schande zu fallen, wenn sie mit Ehren gestiegen sind.

Ein Herz, das zärtlich ist, und alles leicht empfind,
Das Treu und Unschuld liebt und redlich ist gesinnt,

Das

Das schickt sich nicht an Hof, wo man in allen Dingen,
Nach eines Fürsten Wink muß Herz und Neigung zwingen.
Wo nimmer keine Ruh, und ein entlehnter Pracht
Der Häusser Wohlstand bricht, die Schuldner beben macht,
Wo stets Betrug und List der Wahrheit Ruhm beflecket,
Und reiner Unschuld Schmuck nach alter Mode schmecket,
Wo sich die Heucheley mit schwarzer Falschheit küßt,
Und ein gerechtes Thun der Albern Klugheit ist.
Wo die Verleumdung herrscht und Schmeichelen bethöret;
Wo man von Redlichkeit nichts sieht, doch vieles höret.
Wo ein nie satter Geitz auf fremde Schätze denkt,
Und das Vergnügen heißt, was andre Leute kränkt.
Wo täglich neue Lust zu andrer Unlust blühet;
Wo eines Eigensinn die ganze Welt bemühet.
Wo man dem Trieb zur Lust die Laster zugesellt,
Und was die Tugend schändt für etwas Schönes hält.
Wo man sich beugend hebt, und sich aus Hochmuth neiget,
Mit Falschheit andre stürzt, das Böse sieht und schweiget.
Wo endlich nichts als Tand und Ehr, und Titelsucht,
Ist aller Wünsche Ziel und aller Hoheit Frucht.

Ein

Ein Italiäner hat fast eben dergleichen Gedanken folgendermassen ausgedruckt:

Vidi la corte, e nella corte io vidi,
Promesse lunghe & quiderdoni avari
Favori ingiusti e patrocinii infidi,
Speranze dolci, pentimenti amari;
Sorrisii traditori; vezzi homicidi,
Et aquisti dubbiozi, e danni chiari,
E voti vanni & idioli buggiardi
Onde il mal securo il ben vien tardi.

Wie süß ist nicht im Gegentheil ein freyes unschuldiges Privatleben:

Wo man sein eigner Herr und ein geruhig Leben,
Zieht aller Hoheit vor, die uns der Hof kan geben;
Wo man bey sich vergnügt und ohne falschen Schein
Dem Guten, das man liebt, mag hold und günstig seyn.
Wo man ein Leben führt das ausser dem Gedränge,
Zwar holden Umgang liebt, doch nicht die wilde Menge
So Ruh und Ordnung stört. Allwo ein keusch Gemahl
Des Hauses Zierd und Freud, Vergnügen ohne Zahl
In unsrer Brust erweckt; wo Tafel, Bett und Zimmer
Hegt nette Reinlichkeit, doch sonder Pracht und Schimmer.

Wo Land- und Gartenlust und ein bebautes Feld
Des Schöpfers Wunderwerk uns stets vor Augen stellt.
Wo man nicht vor Gericht mit seinem Nechsten lieget,
Wo man der Ahnen Werth nach eigner Tugend wieget.
Wo man die Freundschafft ehrt, die Lieb und Neigung wählt.
Wo man sich niemals nicht mit Gram und Mißgunst quält.
Und endlich wo die Ruh ein frey beliebtes Leben,
Bey Kunst und Wissenschafft uns hoch genug erheben.

Der nicht nachzuahmende Horatius hat dieses noch kürzer und schöner gegeben.

Auream quisquis mediocritatem
Diligit tutus, caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Meinem Bedünken nach, schickt sich der Aufenthalt in einer grossen und volkreichen Stadt, wo man allerhand Menschen siehet, für einen weisen Mann am besten. Er kann daselbst nach eignem Gefallen leben, ohne von jemand abhängig zu seyn. In der Menge ist man am schönsten verborgen, und wo viele Menschen sind, da herrschet mehr Freyheit und weniger Zwang, als an kleinen und mittelmäßigen Orten, wo alle

Leute

Leute sich einander kennen und ihre Gebräuche zu allgemeinen Gesetzen machen.

Ist man des Gewühls und des vielen Zuspruchs in der Stadt müde, so unterbricht man solches durch eine kleine Abwesenheit, wenn man sich unterdessen zu einem guten Freund auf das Land begiebt, dem man eben dergleichen Vortheile wieder nach Zeit und Gelegenheit bey sich in der Stadt geniessen lässet; oder man thut eine kleine Reise an die benachbarte Höfe. Hat man selbst ein Landgut in der Nähe, so ist der Vortheil um so viel grösser.

Die Welt ist das gröste Buch, darinnen wir zu studiren haben. Man findet solche nirgend besser beysammen, als in grossen Städten. Dieses ist auch die Ursache, daß der Herr von S. Evremond dafür gehalten, daß ein Mann von grossem Geist, sich entweder in Rom, oder in Paris, oder in Londen aufhalten solte; weil sein Verstand daselbst täglich neue Vorwürfe und Veränderungen entdecken würde, die zur Erkenntniß der Menschen, der Natur und der ganzen Welt das meiste mit beytragen könnten.

Doch, wie schon gesagt, man muß auch von diesen Zerstreuungen grosser Städte sich wieder in die Einsamkeit und Stille zu sammlen wissen. Wie ein Schauspiel, wenn es zu lange währet, die Sinnen ermüdet, so wird auch unser Geist in dem Gewühl der Menschen und der Geschäff-

te gleichsam abgenutzt, und muß also eine Zeit der Ruhe haben, sich in sich selbst zu ziehen und dasjenige, was er gesehen und erfahren hat, zu seiner Nahrung verdauen.

Dieser Art zu leben, haben sich jederzeit die grösten und vortrefflichsten Leute beflissen. Cicero schätzte sich glücklicher auf seinem Tusculan, als bey seiner Burgermeisterwürde in Rom. Wäre er bey dieser philosophischen Lebensart geblieben und hätte sich nicht in die Staatsgeschäffte der neu angesponnenen Monarchie mit eingeflochten, so wäre er nicht so unglücklich gewesen, darüber den Kopf zu verlieren. Plinius beschreibet uns in seinen Episteln das Vergnügen seiner Landlust mit den ausbündigsten Erhebungen und achtete sich weit glücklicher einen Landmann abzugeben, als in dem stolzen Rom die höchsten Rathsämter zu begleiten. Horatius, welcher zu seiner Zeit einer der artigsten und belebtesten Edelleute war, und bey dem Hofe des Augusts wirklich vieles galt, pflegte nichts destoweniger die Annehmlichkeiten des Landlebens der sinnreichen Pracht des Hofes weit vorzuziehen. Unsere Fürsten werden des Geräusches bey ihren Höfen bald müde; sie suchen die Ruhe und die Einsamkeit auf ihren Lusthäussern. Ja es sind wenig vornehme und begüterte Einwohner in den Städten, welche nicht zur Sommerszeit einige Wochen auf dem Lande zubringen solten. Salomo hatte keine vergnügtere Stunden, als die er in seiner Einöde zu Hetta zubrachte, und der fünfte

Carl

Carl trug endlich kein Bedenken, Krone und Scepter gegen den stillen Auffenthalt von S. Justo zu verwechseln, und seine ganze Grösse in die engen Schranken eines Gartens einzuschlieſſen.

Alle Weitläufftigkeiten, alle Zerstreuungen, alle gezwungene Banden und Gesellschafften, alles übertriebene Wesen, das uns von der Einfalt der vernünftigen Natur abziehet, taugen nichts. Wir suchen darinnen vergebens ein Vergnügen, das sich in allen diesen Dingen nicht findet.

Etwas das uns Verdruß und Unruhe machet, das halte ich für kein Gut, sondern für ein Uebel. Grosse Würden, grosse Reichthümer und grosse Geschäffte sind von dieser Art. Ehe ich leiden wolte, daß mich dergleichen Vortheile beschwerten und in allerhand Verdrießlichkeiten mit einzögen; lieber wolte ich sie einem andern gönnen. Man ist nicht glücklicher, als wenn man den Grund seines Vergnügens nicht auſſer sich selbsten suchen darf, und kein grösseres Gut hat, als man mit seinen Augen übersehen kan.

Ne te quæsiveris extra
Tunc beatum esse te judica
Cum tibi ex te gaudium omne nascetur. (*)

Sonsten aber kann das Geld sich mit der Philosophie noch wohl vertragen. Jenes aber muß

(*) Sen. trag.

dieser dienen und unterworfen seyn. Plato zierte damit seine Weisheit und machte sich dadurch den Genuß der Güter desto angenehmer; Er erwarb sich durch die Anständigkeit seiner Sitten die Hochachtung des Volks; wie im Gegentheil Diogenes sich durch seine bettelhaffte und unflåthige Aufführung dessen Verachtung zuzog. Solte mir die gütige Vorsehung noch ein Erbgut zufallen lassen, so würde ich mir, wie Epicurus, einen schönen Garten erbauen, wo ich unter dem holden Schatten der Bäume so lustig philosophiren könnte, als jetzo bey dem Krachen eines kleinen Caminfeuers. Anstatt daß jetzo meine Wände einige papierne Zierrathen bekleiden, so würde ich sie mit Schildereyen vom Titian und Rubens auszieren. Anstatt daß mich jetzo ein paar hundert Bücher vergnügen, so würde ich solche mit tausenden kauffen, um stets in Gesellschafft der vortrefflichsten Leute zu seyn. Anstatt daß ich jetzo aus meinem Zimmer nichts, als ein wenig Federvieh erblicke und das Schnattern der Gänse höre, so würde ich mir die lieblichsten Gefilder an einer grossen Stadt, wo breite Ströme fliessen und grüne mit Bäumen bepflanzte Trifften die Augen ergötzen, zu meinem Auffenthalt erwählen. Ich würde mir den Hof zu einem Schauspiel halten, und nicht suchen ein Knecht zu werden, wann ich ein Herr seyn könnte. Ich würde nicht den Umgang der Menschen fliehen, aber auch nicht ohne Unterscheid ihre Gesellschafft suchen. Ich würde mich über allen Zwang, über alle Kleinigkeiten und über alle

nichts

nichts bedeutende Ceremonien weit hinaus setzen. Ich würde meine Tafel nicht mit so viel Gerichten besetzen lassen, als die Gelehrsamkeit der Köche und die Eitelkeit der Weiber aufbringen können; meine Gäste solten nicht meine Pracht und meinen Hochmuth auf Unkosten ihrer Mägen und meines Beutels bewundern. Im Gegentheil aber solten ein paar gute Freunde mir jedesmal willkommen seyn, die mehr auf ein gutes Herz sehen, und mit natürlich zugerichteten Speisen zufrieden seyn wolten. Ich würde nicht ein Weib nehmen, um, wie Socrates, die Geduld zu lernen, ich würde vielmehr diejenige Lebensart erwählen, wo ich der Gedult am besten entbehren könnte. Ich würde mich eben so wenig um Titeln und Rang und Vorzüge bekümmern, die den Kopf voll Wind und Einbildung erfüllen, und das Herz leer an Tugend und arm an Vergnügen lassen. Ich würde nicht mit stolzen Thieren, und noch stolzern Menschen prangen, um dadurch der Welt zu zeigen, daß ich reich und hochmüthig wäre; Ich würde mich vielmehr befleissen, in reiner Unschuld, bey einer natürlichen Einfalt, meine Tage hin zu bringen, und ruhig zu sterben, wenn das Vergnügen zu leben nicht weiter fortdauren könnte. (*)

(*) Dieses waren die Gedanken des Verfassers, als er sich in seiner Jugend im Jahr 1718. in Berlin aufhielt. Welchen Plan er darauf auch meistentheils glücklich ins Werk setzte.

Sehen, Sie, mein Herr, was ich für einen Gebrauch mit meinem Gelde zu machen gedenke, wann ich dermaleins darzu das Vermögen bekommen solte. Sie urtheilen daraus, ob ich das Geld zu fürchten habe.

Mein lieber Horatius, der auch ein Epicurer war, aber nicht so schweinisch, wie er aus Scherz sich selber dafür ausgegeben ((*); hat dieses folgendermassen sehr artig ausgedruckt:

Inter cuncta leges & percunctabere doctos
Qua ratione queas traducere leviter ævum.
Ne te semper inops agitet vexetque cupido;
Ne pavor & rerum mediocriter utilium spes.

Martialis hat diese Gedanken noch vollkommener ausgedruckt:

Res non parta labore, sed relicta,
Non ingratus ager, focus perennis;
Lis nunquam, Toga rara, mens quieta:
Vires ingenuæ, salubre corpus,
Prudens simplicitas, pares amici
Convictus facilis, sine arte mensa.
Nox non ebria, sed soluta curis
Non tristis thorus, attamen pudicus;
Somnus, qui faciat breves tenebras;
Quod sis, esse velis, nihilque majus
Summum nec metuas diem, nec optes.

Höchst-

(*) Me pinguem & nitidum, bene curata cule vises,
Cum ridere voles, Epicuri de grege Porcum.
Horat, Ep. I,

X.

Höchstbedenkliche Ursachen,
warum beyderseits
Lutherische und Reformirte,
in Fried und Einigkeit zusammen halten,
und einerley Gottes-Dienst pflegen
sollen;
Nebst einigen unvorgreifflichen Vorschlägen, wie dieses christerbauliche Werk, ohne weiteres Gezänke und ohne Nachtheil der evangelischen Wahrheit, zu GOttes Ehre und mehrer Aufnahme des protestantischen Zions, könnte und möchte befördert und werkstellig gemacht werden. (*)

(*) Diese Schrifft kam zum erstenmal im Jahr 1725. und darauf zum andernmal 1727. heraus. Von beyden Auflagen finden sich keine Exemplarien mehr.

Videte, ut id quod ſcitu eſt utile & vobis neceſſarium atque à Deo præceptum, amplectamini, poſthabitis nugis futilibus non ædificantibus & nihil perinde atque contentiones producentibus, juxta ſapientis viri conſilium: quod ſupra ingenii tui captum eſt, ne perquiras, ſed mane in iis, quæ à Deo tibi præcepta ſunt. Tota vita opus eſt Chriſto rectè perdiſcendo, & ejus præceptis cognoſcendis, etiam nullis aliis rebus intentis.

Lutherus in Ep. ad Antverp.

Erſte

Erste Betrachtung,
Von den Bewegursachen beyde protestirende Kirchen mit einander zu vereinigen.

Lasset uns dem nachstreben, das zum Frieden dienet, und was zur Besserung einander dienet, Röm. 14, 19.

Die natürliche Unwissenheit in geistlichen Dingen, ein sinnloses und von allem gründlichen Nachdenken entferntes Leben, ein unachtsames Bejahen oder Verneinen, davon der deutliche Begriff uns mangelt, ein öffters gutschichtender aber blinder Eiffer vor die Beybehaltung derjenigen Lehre, welche uns von Jugend auf ist beygebracht worden, eine uns zugleich mit eingeflößte Verachtung gegen andere Religionsverwandte; und die daraus unmerklich entstehende Affecten von Haß und Feindschafft; Dieses sind eigentlich die Quellen, daraus bisher alles unerbauliche Gezänke und Mißver-

verständniß der christlichen Kirchen hergeflossen, und daraus so viel Unheil und Verwirrung, welche offtmalen den Umsturz ganzer Länder und Staaten nach sich gezogen, entstanden sind.

Was ist demnach christlicher und lobenswürdiger, als diesem wilden Strom, darauf ein jeder Gefahr läufft, mit fortgerissen zu werden, alle seine Kräffte entgegen zu setzen, und solchen in gewisse Gränzen und Dämme einzuschliessen, damit er nicht, wie schon mehrmalen geschehen, in ungeheure Fluthen ausbreche, und ganze Länder überschwemme. Allein, welcher Verfall unseres Christenthums! Diejenigen, welche sich bishero auf alle Art und Weise bemühet haben, diesem so überaus grossem Ubel, zum wenigsten in der protestirenden Kirche durch gelinde und friedfertige Wege abzuhelffen, die finden nicht nur kein gnugsames Gehör bey denjenigen, welche die Sache am besten befördern könnten, sondern werden auch insgemein als Indifferentisten und Syncretisten ausgescholten, mithin dadurch verhaßt gemacht, und solchergestalt ihre gute Vorschläge fruchtloß darnieder gerissen.

Jedoch, alle Sachen in der Welt wollen ihre Zeit haben, bis sie zu ihrer Reiffe gelangen; wer weiß, ob die Früchte der Liebe und der Sanftmuth, welche bisher in den Schrifften der Irenicorum geblühet, nunmehro nicht auch bald zu ihrer Zeitigung kommen; um so vielmehr, da von Tag zu Tage, die bisherige Kirchenzänkereyen,

reyen, gleich einem wurmstichichten und faulen Obst, allen rechtschaffenen Protestanten, mehr und mehr Eckel geben; also, daß es um so viel weniger mag übel gedeutet werden, daß wir darüber unsere Gedanken, mit einer freymüthigen Offenherzigkeit, allen redlichgesinnten Christen darstellen, und damit den weitern Ausschweiffungen eines so weit eingerissenen Uebels, nach unserm wenigen Vermögen, den Weg mit verhauen helffen.

Wir wollen demnach mit GOttes Hülfe, allhier zuforderst untersuchen, welcherley Beweggründe uns vornemlich zu dem Frieden und der Einigkeit in unserm Kirchen- und Religionswesen solten anhalten.

I. Der erste davon ist dieser: Weil unser ganzes Christenthum sich auf die Liebe und den Frieden gründet; wo demnach Zank und Streit regieret, da ist auch der Geist Christi nicht. Denn daran wird jederman erkennen, spricht Christus, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Selig sind die Friedfertigen, sie werden GOttes Kinder heissen, Matth. 5, 9. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Gedult, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit, Gal. 5, 22. Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit, Col. 3, 14. Und lasset nicht Spaltungen unter euch seyn, 1. Cor. 1,

10.

10. Habt unter einander eine brünstige Liebe, denn die Liebe decket auch der Sünden Menge, 1. Petr. 4, 8. GOtt ist die Liebe, wer also in der Liebe bleibet, der bleibet in GOtt, und GOtt in ihm, 1. Joh. 4, 16. So aber jemand spricht, er liebe GOTT, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, 1. Joh. 5, 20. Ja, man darf nur die Bibel lesen, so wird man bald finden, daß kein anderes Merkmal sey, woran die Rechtglaubigen und Kinder GOttes zu erkennen, als an dem Geist des Friedens, der Liebe, der Sanftmuth und der Demuth; Christus und seine Aposteln führen keine andere als diese Lehren; und verwerfen im Gegentheil, mit einem ganz besondern Nachdruck, alle gegenseitige Neigungen der Zwietracht und der Uneinigkeit, sie mögen auch Nahmen haben, wie sie wollen: Non modo dissentire illos prohibet atque adversus se mutuo dimicare, sed aliud quidam majus inquirit, scilicet, ut etiam alios dissidentes in sacram studeant revocare concordiam, sagt Chrysostomus.

Daß nun die Religions-Streitigkeiten insbesondere auch mit hieher gehören, und von dem Apostel Paulo ganz ausdrücklich verboten worden, solches bezeuget unter andern auch sein 14. Cap. der Epistel an die Römer, wo er gleich Anfangs lehret: Den Schwachen im Glauben aufzunehmen, und die Gewissen nicht zu verwirren, Item v. 10. seinen Bruder nicht

zu

zu richten noch zu verachten, Item v. 12. Daß ein jeder für sich selbst GOTT müste Rechenschafft geben. Item v. 22. Daß wer den Glauben habe, solchen bey sich selbst und vor GOTT haben solle. Ferner im folgenden 15. Capit. v. 1. Daß diejenigen, so da stark sind, der Schwachen Gebrechlichkeit tragen, und nicht Gefallen an sich selbst haben sollen. Item 1. Cor. 11. und 15. Daß, wo jemand sey, der Lust zu zanken hätte, der solte wissen, daß sie, als die Apostel und Jünger Christi, dergleichen Weise nicht hätten, und die Gemeine GOttes auch nicht, und daß 1. Cor. 11, 16. wo Eiffer, Zank und Zwietracht wäre, da sey man noch fleischlich, und wandele nach fleischlicher Weise.

Dieses sey genug, uns zu überzeugen, daß unsere evangelische Religion eine Verkündigung des Friedens sey, welche dem unzeitigen und gottlosen Disputiren, und denen daraus erfolgenden Uneinigkeiten und Verketzerungen ein vor allemahl schnurstracks entgegen stehet. „ Dann dadurch verlöschet der rechte wahre „ Glaube ganz und gar, sagt der erleuchtete Jo„ hann Arnd, und kommen nur viel spitzfindige „ Zank- und Streitschrifften an Tag, darin die „ Vernunft allein die Meisterin ist. Das ist „ der wahre Glaube, der Christum rein behält, „ und durch die Liebe bewiesen wird gegen GOtt „ und den Menschen, Freunden und Feinden,

durch

„ durch welchen Christus in uns bleibet, herr-
„ schet und sieget. „ Darum, Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; Denn mit welcherley Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherley Maaß ihr messet, wird euch gemessen wer-den, Matth. 7, 1. 2. 3.

Ja, sprichst du: Wie, und auf was Art denn gleichwohl die Wahrheit des Evangelii würde vertheidiget und beschützet werden können, wenn man so schlechterdings einen jeden glauben lies-se, was er wolte; wie viele Gefahr, wie viele Irrthümer würden nicht daraus entstehen? So bitten wir dich, erwäge doch eins: Ob die Wahr-heit durch vieles Zanken und Disputiren nicht un-gleich mehr gelitten, als wenn man die Menschen ganz einfältig und lauter zu einem thätigen Chri-stenthum, nemlich zu der Ausübung der wahren Gottseligkeit und Frömmigkeit, angewiesen hät-te. Gewiß, hier sind keine Abwege; Alle Wor-te GOTTES sind durchläutert, und ein Schild denen, die auf ihn trauen, Prov. 29, 56. Das Geheimniß des HErrn ist unter denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen, Psal. 25, 15. Der innerli-che lebendige Glaube macht selig, nicht der ge-lehrte, scharfsinnige, weit hergehohlte, der auf Schrauben menschlicher Klugheit und Auffätzen beruhet; nicht vieles Wissen nach dem Fleisch, nicht der äusserliche Schein, nicht der Hirnglau-be, sondern der Geist, der da saget unserm Geist,

daß

daß wir GOttes Kinder sind. Der Geist der Liebe, der Freundlichkeit, der Demuth, der sich auf den HErrn verläst von ganzem Herzen, und nicht auf seinen Verstand, Prov. 3, 5. Der sich selbst verleugnet, Christo anhänget, und aufrichtig wandelt vor dem HErrn. Mit einem Wort, es kommt auf die Heiligkeit des Lebens an, und nicht auf die Scharfsinnigkeit der Meynungen: Durch jene sind alle Glaubigen, wenn sie auch gleich in ihren Meynungen über ein und andre, uns nicht deutlich geoffenbarte Geheimnisse, von einander unterschieden sind, mit einander im Geist und in der Wahrheit vereiniget; durch diese aber sind diejenigen, die sich allein für rechtglaubig halten, selbst mit einander uneins, und entfremdet von dem Leben, das aus GOTT ist; bey jenen zeigen sich die rechte Früchte des Geistes, als Liebe, Sanftmuth, Keuschheit, Gedult ꝛc. bey diesen aber die Früchte des Fleisches, als Hader, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, ꝛc. Nun sagt der Heiland: An ihren Früchten solt ihr sie erkennen, Matth. 7, 16. Welche von beyden hältst du nun vor die Rechtglaubigen?

Man hat noch kein Exempel, daß jemalen durch das Zanken, Streiten und Verketzern irgendwo eine Wahrheit sey erhalten und fortgepflanzet worden. Vielmehr liegt es am Tage, daß leider viele ungeheure Verwirrungen und Irrthümer darüber entstanden. Es ist uns gleichsam damit ergangen, wie jenem unschuldigen

Kinde, welches anfänglich sich in einem schönen klaren Bache bespiegelt, und daraus getrunken, nachgehends aber, um die lange Weile sich zu vertreiben, die im Grunde liegende Steine herauf zu langen sich bemühete, dadurch also der lautere Bach trüb und unrein gemacht wurde.

II. Die andere Bewegursache fliesset aus denen Geheimnissen, welche unsere Religion in sich fasset; wer aber kann sich rühmen, dieselbe gründlich einzusehen? könnten wir sie verstehen, so wären es keine Geheimnisse nicht. Wer hat je des HErrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Rom. 11, 24.

Es muß demnach der Grund unseres Glaubens nur allein in solchen Lehrsätzen bestehen, die da klar und deutlich, und nach dem Begriff aller Menschen, auch der einfältigsten, eingerichtet sind. Denn GOtt will nicht, daß jemand verlohren gehe, sondern daß er sich bekehre und lebe, Ezech. 33, 10. Er will daß allen Menschen geholffen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen möchten, 1. Tim. 2, 4. Ja er will, daß alle, die ihn anruffen, auch sollen selig werden.

Hier wird also von allen Menschen gesprochen, und kein Unterscheid gemacht zwischen den Gelehrten und Ungelehrten, zwischen den Verständigen und Unverständigen, zwischen den Geistlichen und Weltlichen; woraus dann folget,

get, daß der Begriff in göttlichen Geheimnissen unmöglich die Richtschnur unsers zur Seligkeit leitenden Glaubens seyn könne, indem sothaner Begriff sich der Einbildung nach, nur allein bey einigen Gelehrten befindet, die sich weiser als andere zu seyn dünken; der gemeine Mann aber, welcher nicht auf hohen Schulen die Weißheit eingesogen, und inzwischen doch die Früchte des Geistes, in seinem Leben und Wandel zeigte, hier weit zurück stehen müste, nur weil er den Kopf nicht mit so vielen scholastischen Grillen und Argumentirkünsten angefüllet hätte; welches ja wohl ein feines Christenthum wäre, und auch ein besonderer Himmel seyn müste, wo dergleichen subtile Köpfe sich dermaleinst, sub favore Aristotelis, hinein disputiren solten. (*)

Ich zweiffele demnach sehr, ob auch der gelehrteste Theologus auf diesem Weg zur Seligkeit gelangen werde. Denn wo er bey allen seinen

(*) Pietas est non ambigere, & justitia est credere, & salus est confideri; non in incerta diffluere, neque ad stultiloquia effervere, neque ratione aliqua virtutes Dei ventilare, neque modo circumscribere potestatem, neque causas investigabilium Sacramentorum retractare; Dominum JEsum confiteri, & à Deo suscitatum à mortuis credere salus est... In simplicitate fides est, in fide justitia est, in confessione pietas est. Non per difficiles nos Deus ad beatam vitam quæstiones vocat, nec multiplici eloquentis facundiæ genere sollicitat. In absoluto nobis ac facili est æternitas. Hilarius de Trinit. lib. 2.

Staats-Bibliothek Bamberg

nen Wissenschafften das Herz nicht zur Selbstverleugnung und zur Demuth hält, so ist ihm seine Gelehrsamkeit ein Weg zur Verdammniß; und ist nachdenklich, was Christus dorten saget, Matth. 11, 25. **Ich preise dich, Vater und HErr Himmels und der Erden, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret.** Jt. Matth. 18, 3. **Warlich, ich sage euch: Es sey denn, daß ihr auch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen,** 2c. Denn Marc. 10, 15. **Wer das Himmelreich nicht empfähet, als ein Kind, der wird nicht hinein kommen.**

Wer ist nun so weise und so gelehrt, daß er, sonder Gefahr und Furcht zu irren, sich einen füglichen Begriff von den göttlichen Geheimnissen machen könne? Bildet sich solches jemand ein, der nehme sich nur einmal die Mühe, seine Lehrsätze darüber, per modum consequentiarum, in die Inquisition zu ziehen; was gilts, wo ihm anders eine thörichte Eigenliebe die Augen der Vernunft nicht schon gar verkleistert, was gilts, sage ich, der Schwindel wird ihn darüber zu fassen kriegen, und er tausendmal wünschen, er hätte sein spitzfindiges Nachgrübeln fein unterlassen, weil es ihm damit ergangen, wie jenem, der um entlegene Dinge genauer zu betrachten, ein Perspectiv ergriffe, soches aber verkehrt ans Auge setzte, und damit alle die an und vor

sich

sich selbst entfernte Sachen, noch viel entfernter von sich sahe. Wir müssen demnach allhier mit Paulo ausruffen: O welch eine Tieffe! Rom. 11, 33.

III. So bestehet unser ganzer Christenglaube mehr im Thun als im Denken. Der Fortgang des wahren thätigen Christenthums wird nicht wenig durch Spaltungen und Zänkereyen gehemmet: Scopus enim Religionis, wie der gelehrte Herr Turretinus spricht, est reverentiam ac amorem Dei animis nostris ingenerare, nosque ad certa officia impellere. Itaque, quæ veritates ad scopum illum maxime faciunt, sunt maxime momentosæ; Quæ autem, vel nullatenus, vel parum admodum, ad finem illum referuntur, eæ procul dubio minoris momenti, adeoque non omnino necessariæ existimandæ sunt. (*)

Es ist dem natürlichen Licht unserer Vernunft nichts gemässer, als daß ein GOTT ist, den wir fürchten und ehren sollen, und dessen Gebote die höchste Weißheit, und die vollkommenste Glückseligkeit der Menschen in sich fassen; also, daß nichts gerechter, nichts heiliger, nichts vergnügender, ja nichts ersprießlicher vor den allgemeinen Wohlstand ist, als ihnen Folge zu leisten, und darnach sein Leben einzurichten: Das Herz hat

(*) Vid. Alph. Turretini Nubes Testium Cap. II. de Artieul. Fundamental.

hiebey einen ganz unvergleichlichen Vortheil vor dem Verstand; denn solches empfindet weit mehr, als dieser begreiffen kann; also fühlet es GOtt in sich leben und wirken, sobald sich ihm GOtt nähert, und nach seiner unerschöpflichen Liebe und Barmherzigkeit zu erkennen gibt. Da hingegen der Verstand, wenn er nicht durch diese innerliche Wirkungen des Heil. Geistes erleuchtet und zu GOtt gezogen wird, einen gar schlechten Fortgang in der Erkenntniß göttlicher Wahrheiten gewinnet; darum wird auch durchgehends in Heil. Schrifft so sehr auf die Reinigung des Herzens und die Heiligung des Willens gedrungen; Wir lesen aber nirgend nichts von den Hirnsubtilitäten, und der albern naseweisen Schulgelehrtheit, daß diese vor andern im Christenthum etwas voraus hätten; (*) sondern es heisset im Gegentheil, 1. Cor. 1, 19. & seq. Ich will umbringen die Weißheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen; Wo sind die Klugen? Wo sind die Schrifftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht GOTT die Weiß-

---

(*) Miserum est, cum habeamus tot clara & aperta in Sacris Literis de fide, Spe, Charitate, & cæterarum virtutum officiis, in quibus nihil est obscurum, ea prorsus neglecta relinquamus, & tanta superstitione, quæ incerta sunt & minus ad salutem faciant, velle persequi. Hoc Diabolus curat, ut in quæstionibns infinitis ac inutilibus vehementer laboretur, abjectis quæ necessaria sunt ut serventur. Petr. Martyr.

Weißheit dieſer Welt zur Thorheit gemacht? Denn NB. weil die Welt durch ihre Weißheit GOtt in ſeiner Weißheit nicht erkannte, ſo gefiel es GOTT wohl, durch thörichte Predigt ſelig zu machen, die, ſo daran glauben; denen aber, die beruffen ſind, predigen wir Chriſtum göttliche Krafft und göttliche Weißheit. Jt. Nicht viel Weiſen nach dem Fleiſch ſind beruffen, ſondern was thöricht iſt vor der Welt, hat GOtt erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden machet.

Dieſes alles lehret uns nun zur Gnüge, daß unſer Chriſtenthum ganz kein Werk des Gehirns, ſondern des Herzens ſeyn müſſe, und daß wir da die Kräffte des Verſtandes vergebens anſtrengen, wo es nur allein auf innerliche lebendige Empfindung des Glaubens ankommet. Deux Loix ſuffiſent pour regler toute la Republique Chretienne : l'amour de Dieu & celui du prochain. (*) Es heiſt: Liebe GOTT und deinen Nächſten, dieſes iſt genug, dann in dieſen zweyen Geboten hanget das ganze Geſetz und die Propheten. (**)

(*) Penſées de Paſcal. p. 198. ed. Amſt. 1700.

(**) Præter mutuam charitatem nihil præcipit Chriſtus; neque quicquam ſi amarum eſt, quod non condiat, condalcetque charitas; nihil magis congruit cum hominis natura, ſed cavendum ne Chriſti legem, per ſe blandam ac levem, gravem &

Wie kommen dann die eitele Streitfragen und Verketzerungen allhie zu paß? sie zeigen ja weder von der Liebe GOttes, noch von der Liebe des Nächsten; sie widerstreben vielmehr beyden, verwirren die Gewissen, und geben zu lauter Zwietracht und Unheil in der Kirchen und dem gemeinen Wesen Anlaß; Urtheile demnach, ob solche aufzuheben oder nicht? Ja, sprichst du, man muß doch gleichwohl aber der Wahrheit auch nichts vergeben; so frag ich dich, was sind das für Wahrheiten, über deren eigentlichen Begriff wir mit einander zanken und disputiren? Du nennest mir die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen in Christo, die Gnadenwahl der Kinder GOttes, und die cörperliche Gegenwart des Leibes Christi im Heil. Abendmahl. (*) Ich frage dich weiter, sind dieses Geheimnisse, oder sind es keine? Nach deiner Sprache müssen es nothwendig Geheimnisse seyn, dann du redest davon ziemlich dunkel; ja, es finden sich hundert andere Gelehrten, welche dir aus deiner Hypothesi gewaltige Irrthümer und Wider-

---

asperam reddant humaniorum constitutionum ac dogmatum accessiones. Erasmus.

(*) Daß es besser gewesen, man hätte diese Fragen nie so weit getrieben, sondern einem jeglichen erlaubet, darüber seine Meynungen nach der Gabe des Geistes, die ihm GOtt verliehen, zu hegen; im Gegentheil aber dahin getrachtet, diesem verdrießlichen Gezänk durch den Frieden und die Einigkeit in Christo abzuhelfen, solches hat auch schon die Kirche zu Lion in Cent. Syn. Carisiacæ eingesehen.

Widersprüche heraus consequentiren, wie solches die tägliche Widersprüche lehren, (*) da unter tausenden kaum etliche sich finden, welche, wie du, dergleichen Lehren einsehen können. Sind es nun Geheimnisse, so lässet sichs nicht wohl darüber disputiren. Es sind und bleiben Geheimnisse; (**) warum zanken wir uns dann darüber mit einander, und erfüllen die Gemüther mit so viel Eßig und Galle? Ist es nicht, daß einer vor dem andern sich will hervorthun, und seinen eitlen Puppenkram ausleeren? Denn fürwahr, unsere Argumentirkünste kommen mir fast nicht anders vor, als die Marionetten, welche sich drehen und wenden müssen, nachdem die Hände unserer Affecten damit ihr Spiel treiben.

Inzwischen will man doch seine Sachen auch nicht gerne vergebens gelernet haben, und seiner Gemeinde auch zeigen, daß man ein gelehrter

(*) Veteres parcissime de rebus divinis philosophabantur, neque quicquam audebant de his pronunciare, quod non esset aperte proditum his literis, quarum auctoritas nobis & sacrosancta. - - Nobis qua fronte veniam poscemus, qui de rebus longe semotissimis a nostra natura, tot curiosas, ne dicam, impias, movemus quæstiones: tam multa definimus, quæ circa salutis dispendium, vel ignorari poterant, vel in ambiguo relinqui. Erasmus.

(**) Nullius enim rei cognoscendæ, neque credendæ necessitatem nobis incumbit, quæ nobis clare revolata non fuerit, & ad quam credendam facultates a Deo necessarias non acceperimus. Turettin. nub. Test. cap. 4.

Mann sey? Ey, es wäre ja wol Schade darum. Wie kann man aber in lauter Moralpredigten eine grosse Wissenschafft an Tag legen? Eine feine ausgearbeitete Controvers ist wie das Gewürz in wohlgekochten Speisen; diese muß den haut gout geben, und den Gelehrten von gemeinen Predigern unterscheiden; Inzwischen wird dadurch eine Gemeine fein zierlich gegen die andere aufgehetzet, und die gute Zuhörer verläßt darüber die Gedult; also, daß sie mit Mühe anhören, was jener mit Mühe auswendig gelernet, und ihnen daher sagt: (*) Ich denke, wir sehen der traurigen Kurzweil noch länger mit aufgesperrten Mäulern und in einander geschlungenen Aermen zu? Was wird dann endlich wohl daraus werden?

IV. Der vierte Beweggrund fliesset aus dem ruhigen Wohlstand eines Staats: Es ist bekannt, daß aus den geistlichen Zänkereyen allezeit das meiste Unheil im gemeinen Wesen hergeflossen, und dadurch zu vielen Kriegen und Empörungen, Blutvergiessen und mancherley Verwirrungen, Anlaß ist gegeben worden;

(*) Si linguam fræno coercere repudias, animique impetum frangere ac comprimere, non potes, tibi furere atque insanire certum est. At illud saltem tibi impera, ut fratrem non condemnes, aut salutem ejus pro desperata habens, discedas, qui animi facilitatem ac morum suavitatem profiteris. Nazianz.

- - - - - - En quod discordia cives,
Perduxit miseros, en queis consevimus agros.

Wir sehen davon in unserm teutschen Vaterland noch die traurigsten Denkmale, und wer „ nur ein wenig, sagt ein berühmter Schrifft„ steller, die Umstände des dreyßigjährigen Kriegs „ mit unpartheyischen Augen ansiehet, der er„ kennet bald, daß die Zänker, die andere Reli„ gionsverwandten nicht bey sich leiden können, „ hierzu das meiste contribuiret. D. Höes „ Tractat wider die Reformirten, wird ein „ ewiges Zeugniß bey der Nachwelt abstatten, „ daß er zu vielem Blutvergiessen und Verwü„ stung vieler Länder, Anlaß gegeben, & seq." (*) Ja, es ist wohl keine Provinz in der ganzen Christenheit, welche nicht auf gewisse Art, die betrübten Wirkungen eines unzeitigen Religionseiffers empfunden hätte: und wenn uns die einheimische Exempel, nebst denen im Römischeu Reich sich ereignenden Umständen nicht beweglich und Achtungswürdig genug vorkommen, so dürfen wir die Augen nur ein wenig auf unsere Nachbarn werfen; wie viel ist Frankreich nicht durch die viele Religionskriege mitgenommen worden, und wie sehr hat es nicht seiner wirklichen Hoheit und Aufnahme geschadet, daß man die Hugenotten daraus vertrieben?

Es

(*) Herr Thomasius in seinem Tractat vom Recht der Fürsten, in Theologischen Streitigkeiten. p. m. 170.

Es meynen zwar hierüber die meisten Geschichtschreiber, daß die Aufhebung des nantischen Edicts, und die darauf erfolgte Vertilgung der Hugenotten, das Königreich wieder in Ruh gesetzt, und scheinen also dadurch die Ursache der bis dahin gedauerten Kriege diesen guten Leuten auf die Rechnung zu setzen; alleine, wie unbillig und ungegründet dieses Urtheil sey, wird ein jeder leicht erkennen, der nur mit unpartheyischen Augen die damalige Umstände einsiehet. Die römische Clerisey, welche vor die Erhaltung des päbstlichen Stuhls und ihre Einkünften stritten, und das Interesse einiger französischen Prinzen (*) die mit damaliger Regierung übel zufrieden waren, und sich deswegen zu den Hugenotten schlugen, um durch sie in ihren stolzen Absichten unterstützt zu werden, die haben eigentlich das Blutvergiessen verursachet, und die innerlichen Unruhen angesponnen; mitnichten aber die Hugenotten oder Reformirten, die sich nur suchten gegen offenbare Gewalt zu vertheidigen: Denn wäre die Verschiedenheit der Religionen und Glaubensmeynungen in einem Lande die Ursache zu einheimischen Kriegen und Verwirrungen, so müsten sich Engelland und Holland bey ihrer Tolleranz sehr übel befinden, ja Frankreich selbst sich noch beständig in den Haaren liegen, da die Constitutionisten und Anticonstitutioni-

(*) Vid. Satyre Menippée de la vertû du Catholicon d'Espagne, & de la tenûe des Etats de Paris, ou se voit l'histoire de la Ligue en abregé &c.

tionisten sich noch immer weidlich mit einander herum zanken, und in Ansehung der päbstlichen Autorität und Unfehlbarkeit, ganz gegen einander lauffende Meynungen hegen. Der Jansenisten und heimlichen Protestanten, deren noch eine grosse Menge darinnen verborgen lebet, zu geschweigen. (*) Weil aber die gegenwärtige Um-

---

(*) Daß sich die Herren Theologi des Streitens und Disputirens unter sich enthalten solten, solches wird fast unter die unmögliche Dinge gezehlet. Nur wäre zu wünschen, daß sie damit die Canzel und den gemeinen Mann in ihren Catechisnuslehren weißlich verschonen möchten: Denn ob dieser gleich davon eben so viel verstehet, als von dem alten hebräischen Grundtext, so pfleget er doch nichts destoweniger, wenn er dadurch gegen die vermeinte Ketzer von der Geistlichkeit aufgehetzet wird, viel Lermen und Unruhe anzurichten. vid. Eusebium in vita Constant. Lib. 2, C. 68. woselbst diese Anmerkung sich findet: Tales quæstiones, quas nullius legis necessitas præscribit, sed inutilis otii altercatio proponit, licet ingenii exercendi causa instituantur, tamen intra mentis nostræ penetralia continere debemus, nec eas facile in publicos efferre conventus, nec auribus vulgi inconsulto committere, Quotusquisque enim est, qui tantarum rerum tamque difficilium vim atque naturam, aut accurate comprehendere, aut pro dignitate explicare sufficiat; Quod si quis id facile consequi posse existimetur, quotæ tandem parti vulgi id persuasurus est? Aut quis in ejusmodi quæstionum subtili & accurata disputatione, *citra periculum gravissimi lapsus*, possit consistere? Quocirca in hujusmodi quæstionibus loquacitas comprimenda est; ne forte aut nobis id quod propositum est explicare, ob naturæ nostræ

Umstände in Europa von denenjenigen des vorigen Jahrhunderts merklich unterschieden, so weiß auch das römische Kirchenhaupt nunmehro nachzugeben, und mit Klugheit darunter zu spielen, zumalen da sich Frankreich ohnedem niemals recht gut Päbstisch aufgeführet, und öffters gar schlechten Gehorsam vor die Decreta Sedis Apostolicæ bewiesen.

Hieraus ist also zu ersehen, daß die Verschiedenheit der Meynungen in Religionssachen nicht ehender Krieg und Unruhe in einem Lande anrichten, bis die Clerisey darüber Lermen bläset, und die grosse Sturmglocke läutet; wodurch sodann erstlich die allgemeine Ruhe unterbrochen, einer gegen den andern aufgehetzet, und das Unheil in dem gemeinen Wesen gestifftet wird; und würden wir wohl von keiner Spaltung nichts wissen, wo unsere Geistlichen sich nur mit einander vertragen könnten, und nicht so sehr in ihre eigene Weißheit verliebet wären. (*)

Doch dieses sey genug, um uns zu überzeugen, daß die Religionsstreitigkeiten, die allergefährlichsten Würkungen menschlicher Boßheit seyen, die

---

infirmitatem non sufficientibus, aut auditoribus, ob ingenii tarditatem, ea quæ dicuntur minime assequentibus, ex alterutro horum, aut *in blasphemia* aut *in schismatis necessitatem* populus incurrat.

(*) Germania nostra pacata esset, nisi eam sua ambitione & arrogantia turbarent Theologi, Languetus in Ep. ad Phil. Sidoneum.

die je und je allen Ländern geschadet, und dem Wachsthum und Wohlseyn eines Staats, die allergröste Anstösse gegeben; wie solches alle Geschichte bekräfftigen, und die tägliche Erfahrung lehret.

V. Der fünfte Beweggrund, daß die Evangelischen sich mit einander vereinigen und vest zusammen halten solten, ist die anscheinende Gefahr, damit uns die anwesende Macht der catholischen Potenzen, und der nimmerruhende Hader und Verfolgungsgeist der Clerisey, bedrohet. Herr Thomasius hat in seinen Noten uber Puffendorfs Betrachtungen der geistlichen Monarchie zu Rom, pag. 339. über die Worte: Daß sich unsere Widersacher im Busen freuen, wenn wir uns durch innerliche Spaltungen schwächten, diese Anmerkung mit beygefüget:

„ Es ist dieses ein Elend von rechtschaffenen
„ Patrioten um destomehr zu bedauern, daß
„ man so gar sehr noch jetzo auf das Ketzerma-
„ chen verpichet ist, ohnerachtet die Nähe der
„ allgemeinen Gefahr, wo wir nicht ganz ver-
„ blendet wären, oder uns selbst verblendeten,
„ uns vielmehr antreiben solte, alle bisherige
„ Spaltungen und Verbitterungen, bey Seite
„ zu legen, und uns zu bereiten, den bald zu be-
„ fürchtenden Ausbruch der allgemeinen Ver-
„ folgung, uns mit vereinigten Kräfften entge-
„ gen zu stellen.“

Ob nicht diese des Herrn Thomasii damals gegründete Muthmassungen, bey denen vor einigen Jahren sich ereigneten pfälzischen Religions- und Kirchenhändeln, einigermassen wären bestättiget worden; wann nächst GOtt, nicht eines Theils, die weltgepriesene und hohe Gerechtigkeitsliebe Sr. glorwürdigst-regierenden Kayserl. Majestät, und andern Theils die hohe Sorgfalt und vortrefflichste Anstalten, einiger regierenden protestantischen Machten vor die Beybehaltung des so theuer erworbenen Kirchenfriedens, zu unserer allgemeinen Ruhe und Sicherheit gewachet; wie auch, ob wir bey noch fürwährenden Umständen, in und ausser dem römischen Reich schon ausser aller Gefahr, in Ansehung des Zukünftigen, zumalen da der Eiffer vor die Beybehaltung des protestantischen Wesens, auch bey denen Grossen noch immer mehr und mehr verkält, und verschiedene unserer Prinzen wiederum vor Rom die Knie gebeuget; solches überlassen wir billig dem unpartheyischen Urtheil eines vernünftigen Lesers.

Zum wenigsten bedünket uns, daß wir Ursache hätten, uns gegen alle androhende Gefahr, in bessere Verfassung zu setzen, und durch den Geist der Eintracht und des Friedens GOTT auf unsere Seite zu ziehen; dann durch das unzeitige verketzern und disputiren, wird einmal das Herze schlecht gebessert, noch zu einem wahren und thätigen Christenthum eingelenket; inzwischen aber ist doch dieses der einige Weg,

um

um GOtt gefällig zu werden, und dessen Hülfe und Beystand uns zuwegen zu bringen.

VI. Endlich und zum sechsten, so haben wir die Zeugnisse und Schrifften der gelehrtesten und heiligsten Männer vor uns, welche jederzeit vor die Vereinigung der beyden evangelischen Kirchen gestimmet, und solchen ihren löblichen Friedenseiffer durch ihre Schrifften sattsam an Tag geleget, wie hierüber des Herrn Turretini nubes testium, mit Vergnügen kann nachgeschlagen werden.

Nun ist zwar an dem, daß eine Wahrheit an und vor sich selbst, durch den Beyfall berühmter und vortrefflicher Leute, eben nichts gewinnet, und darnach auch keineswegs vor unfehlbar zu urtheilen; wenn man aber den frommen und nach der Lehre Christi so gleichförmig geführten Lebenswandel dieser Leute mit in Betrachtung ziehet, so ist dieses auch keineswegs so schlechterdings auffer Acht zu lassen, und mögen wohl die Lehren solcher heiligen Männer, als Zeugnisse der Wahrheit allhier mit angeführet werden, um so vielmehr, weil wir dabey die deutliche und unfehlbare Lehre Christi vor uns haben, mit welchen gemeldte Zeugnisse vollkommen übereinstimmen. Wir wollen unter so vielen nachdrücklichen und vortrefflichen Zeugnissen hierüber nur derjenigen erwehnen, welche selbst Lutherus, in seinen Briefen an die straßburgische Theologos, die es damalen noch mit den Schweitzern hielten, mit

einflieſſen laſſen, wo unter andern dieſe Worte: Magnæ voluptati mihi fuerunt veſtræ literæ, optimi viri fratres, quod mihi facile perſuaſerunt, animum veſtrum candide & ſincere ad ſarciendam iſtam concordiam noſtram, eſſe propenſum & paratum; quare viciſſim vobis oro, perſuadeatis, tam cupide me amplecti eam concordiam quam cupide velim mihi Dominum JEſum Chriſtum propitium ſemper fore. vid. Epiſt. 9. Ferner ſagt er in Epiſt. 10. ad Helvet. Ut & nos viciſſim tam in ſcriptis, quam in concionibus quieſcemus, ac ejusmodi clamoribus adverſus veſtros abſtinebimus, ne ullam impediendæ concordiæ occaſionem præbeamus, quam & nos ex animo videre cupimus, ut Deus novit, & ſequentia. It. in Ep. ad Antverpienſes. Videris optimi amici, qui Diaboli ſint conatus, quæ Conſilia, quæ rerum novandarum ſtudia, quibus hoc molitur, ut non neceſſariis & inutilibus cognitaque impoſſibilibus articulis hominum levium animos occupet atque detineat, a vera via alienos; proinde videte, ut id quod ſcitu eſt utile & vobis neceſſarium, atque a Deo præceptum amplectamini, poſthabitis nugis futilibus, non ædificantibus. & nihil perinde atque contentiones producentibus, &c.

Gehen wir in dieſer Betrachtung etwas weiter, und befragen die Gewiſſen aller rechtſchaffenen evangeliſchen Chriſten 1. Ob ſie die in unſern

unſern Kirchen obſchwebende Streitfragen wohl verſtehen und innen haben? 2. Ob, wann ſie ſolche wohl verſtehen und innen haben, ſie ſolche von der Wichtigkeit urtheilen, daß man ſich darüber zu trennen, und keinen gemeinſchafftlichen Gottesdienſt mit einander zu halten, Urſache hätte? Und 3. Ob es nicht derowegen beſſer ſey, daß man zuſammen in eine Kirche gienge, einerley Predigt hörte, einerley Lieder abſänge, und einerley Sacrament gebrauchte? ſo werden ſich gegen hundert nicht zehen finden, die hierinnen uns widerſprechen.

Der Schluß hierauf iſt richtig, nemlich, daß es dannenhero nicht eine geringe Unbilligket ſey, daß das Reich Chriſti, welches ein Reich des Friedens, deswegen nicht wiederum ſoll erbauet werden, weil darunter einige Friedensſtöhrer und Verführer des Volks ſich befinden, die da Unruhe anrichten, die Gemüther der Menſchen gegen einander aufwiegeln, und die Gewiſſen verwirren.

Ja, ſprichſt du, die Stimmen der Layen kämen allhier nicht mit in die Computation der Votorum, und das Votum eines ordentlich beruffenen Predigers gelte mehr, als anderer hundert, weil ſie ja darzu beſtellet, daß ſie die Beybehaltung der reinen Wahrheit und die Wohlfahrt unſerer Seelen beſorgen ſollen; ſo wirſt du dich hierinnen leicht beſcheiden, wann du erwegeſt, daß es nicht in eines andern Macht ſtehe,

vor die Wohlfahrt unserer Seelen zu sorgen. Wir haben Mosen und die Propheten, wir haben die deutlichen Lehren Christi und seiner Apostel, lasset uns diese hören, und nicht eine Sache auf eines andern Gutdünken ausetzen, vor die wir selbsten Rechenschafft geben müssen: dann ein jeder wird seines Glaubens leben; darum prüffet alles, und behaltet das Beste, 1. Thess. 5, 21.

Zweyte Betrachtung,

Von dem Recht einer christlichen Obrigkeit, die Vereinigung der evangelischen Kirchen betreffend.

Daß alle und jede christliche Obrigkeiten nicht allein Recht und Macht haben, die Religionsstreitigkeiten in ihren Ländern zu verbieten, und im Gegentheil eine wahre GOtt gefällige Kircheneintracht einzuführen und zu handhaben, sondern auch ihres Amts wegen darzu verbunden sind, solches fliesset aus folgenden Grundsätzen.

1. Wird von den Obrigkeiten in der heiligen Schrifft gemeldet, daß sie sollen Pfleger und Säugammen der Kirchen seyn, Esa. 49, 23.

Die

Die Könige sollen deine Pfleger, und die Fürsten deine Säugammen seyn.

2. So ist ein Fürst oder Regente in seinem Lande so viel als Summus Ecclesiæ Episcopus, oder besser zu sagen: er hat die Jura circa sacra, und dieses vermöge derjenigen Oberherrschafft, die ihm als Imperans zukommet: Diese Herrschafft erstrecket sich weiter nicht, als über das äusserliche Kirchenwesen; die Gewissen aber, oder den innern Seelenglauben mag allein der beherrschen, der da Herzen und Nieren prüfet. Das geistliche Regiment auf Erden ist ein blosses Non ens, und ist lächerlich, wenn sich dessen ein Mensch über den andern will anmassen; Die weltliche Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt, so soll es aber nicht seyn unter euch, sagt der Heiland zu seinen Jüngern, Matth. 13, 25. 26.

3. So lehret uns die gesunde Vernunft, daß nothwendig unter zwey streitenden Partheyen ein Richter seyn müsse, der sie von einander bringe, und dadurch zu verhindern suche, daß ihre Händel und Streitigkeiten nicht weiter um sich reissen, und keine Unruhe noch Verwirrung in dem gemeinen Wesen verursachen; dieser Schiedsrichter kann niemand füglicher seyn, als die Obrigkeit, welche in der bürgerlichen Gesellschafft zu dem Ende eingesetzet ist, daß sie soll Ruhe und Friede und Gerechtigkeit handhaben.

Was den ersten Artickel betrifft, so wollen zwar einige Gelehrten den Sinn des daselbst angeführten Spruchs aus dem Propheten Jesaia auf eine andere Art auslegen; welches aber an und vor sich selbst der Meynung, daß hier der Geist GOttes mit auf das wirkliche Pflegamt der Kirchen gezielet, nichts benimmt.

Zum andern, daß ein Fürst oder Imperans in seinem Lande, zugleich auch in Kirchensachen die sogenannte Jura Episcopalia exerciren könne, darüber kann man Grotii, Carpzovii, Ziegleri, Puffendorffii, Brunnemanni, Linckii, Henniges, Thomasii, Bœhmeri, nebst noch vielen andern mehr, von dieser Materie handelnde Schrifften, weitläufftig nachlesen, als welche diese, der hohen Obrigkeit zukommende Rechte in Kirchenwesen so gründlich und wohl erwiesen, daß wir darüber nichts mehr zu sagen übrig finden. Die Worte in Instrum. Pac. Art. 8. §. 1. lauten darüber also: Proinde omnes & singuli Electores, Principes & Status Imperii Romani, in libero juris territorialis *tam in ecclesiasticis*, quam politicis exercitio, stabiliti & firmati sunt.

Der dritte Beweiß, daß zwey unter sich streitende Partheyen, einander unmöglich selbst entscheiden und in ihrer eigenen Sache Richter seyn können, gründet sich auf die Natur und Erfahrung; denn da jeder Theil immerfort sich einbildet, er habe das Recht auf seiner Seiten,

und

und dürfte deswegen dem andern nichts nachgeben, so ist es unmöglich ohne Schiedsrichter auseinander zu kommen.

Hiergegen kann man einwerfen, daß die Schiedsleute und Richter nothwendig von den Sachen, darüber sie sollen urtheilen und Recht sprechen, auch eine sattsame Erkenntniß haben müsten; nun aber wäre es bekannt, wie wenig heut zu Tage unsere grosse Herren sich um die Gottesgelehrtheit bekümmerten; daß also die Wahrheit des Evangelii grosse Gefahr lauffen würde, wo sie darüber nach ihrem Gutdünken und Wohlgefallen sprechen und urtheilen solten.

Hierauf ist dieses zu merken: 1. Soll ein Fürst oder Regent entweder an und vor sich selbst in seinem Christenthum und den daher fliessenden Glaubensartickeln, nicht weniger als in den Wissenschafften des Staats, und den allgemeinen Rechten unterrichtet seyn; jene soll er wissen als ein Christ, diese aber als ein Regent; wo nun dieses nicht eintrifft, und GOTT das Land mit einem untüchtigen Regenten heimsuchet, so müssen doch zum wenigsten dessen Ministri und Räthe, solche Eigenschafften besitzen, als die Pflichten ihres Amts und Berufs von ihnen erfordern, sonsten sind sie als untauglich zu verwerfen, und andere tüchtige Männer an ihre Stellen zu setzen.

Zweytens, so sind auch nur diejenigen theologischen Streitigkeiten ad forum politicorum zu ziehen, die in den äusserlichen Ruhestand und das Wohlseyn eines Staats mit einfliessen; Was aber libertatem sentiendi und opiniones particulares in der Religion betrifft, damit haben sich Regenten und Obrigkeiten keineswegs zu vermengen, (*) sondern es ist allhier der Herren Geistlichen Pflicht und Amtsschuldigkeit, die Wahrheit zu lehren und zu predigen; doch mit derjenigen Bescheidenheit, daß daraus keine Unruhe und Verwirrung im gemeinen Wesen entstehe; sonsten hat solches die Obrigkeit alsobalden zu ahnden.

Es kann also ein Fürst in seinem Lande sowol die Tolleranz, als auch die wirkliche äusserliche Kirchenvereinigung beyder evangelischen Gemeinen, eigenmächtig einführen und handhaben; allein er kann nicht befehlen, was ein jeder dabey glauben oder nicht glauben soll, denn die Herrschafft über die Gewissen gehöret GOTT allein zu, und stehet weder in der Fürsten, noch in der Geistlichen Gewalt.

Ferner

(*) Vid. H. Grotii Tr. de Jure summarum potestatum circa sacra, worinnen er zwar in der Meynung, als ob ein Fürst auch Macht habe, in Dingen, welche in die Theologiam polemicam lauffen, cum judicio imperativo zu decidiren, zu weit gegangen; wie solches Herr Thomasius in seinem Tractat vom Recht eines Fürsten in theologischen Streitigkeiten observiret, §. VII. & VIII.

Ferner wird gefraget: Ob auch Fürsten und Obrigkeiten von denen Glaubensartickeln, welche fundamental oder nicht fundamental sind, urtheilen könnten? da hierzu doch gleichwohl eine grosse Gottesgelahrtheit, welche man selten unter den Politicis findet, erfordert wird.

Wir antworten hierauf: Daß es erstlich, so gar selten nicht sey, daß auch Politici sich den Wissenschafften der Gottesgelahrtheit ergeben und darinn es ziemlich weit gebracht haben; wie solches die Exempeln H. Grotii, Peuceri, Conringii, Puffendorfii, Seckendorfii, Leibnitzii, Thomasii, Bœhmeri, nebst vielen andern mehr, sattsam bekräfftigen.

Zweytens, so wird auch an und vor sich selbst darzu eben keine so grosse Gelehrsamkeit erfordert, um zu wissen, welches die Fundamentalartickeln unseres christlichen Glaubens seyen; (*) dann solche sind in geringer Anzahl, und noch darzu so deutlich und einfältig, daß sie ein jeder fassen und begreiffen kann; von denjenigen Glaubensartickeln aber, welche die Concilia und Synodi, nach den meisten Stimmen, auf vieles Zanken und Streiten geschlichtet, und der Kirchen als eine unfehlbare Glaubensregel zum

(*) Olim erat fides magis in vita, quam in articulorum professione, tandem deducta est ad sophisticas contentiones & magis in ore quam in animo. Erasmus.

Unterschreiben und Eidschwören vorgeleget, und als ein fremdes Joch auf der Jünger Hälse gebunden, davon ist hier ganz und gar die Rede nicht. (*) Es sind eitle Fragen, die zu nichts dienen, als die Gewissen zu verwirren, und Uneinigkeit zu stifften.

Drittens, solten billig auch unsere Herren Politici, zumalen diejenigen, die nomine Principis die Ecclesiastica besorgen, von den Dingen, die zu einem vernünftigen Gottesdienst gehören, eine genaue Kenntniß haben, damit sich der Clerus ihrer Unwissenheit nicht zum Nachtheil der gemeinen Ruhe bedienen möchte. Zwar mögen es die Herren Geistlichen nicht gerne sehen, wenn man ihnen solchergestalt, wie sie meynen, in ihr Handwerk zu greiffen suchet: der berühmte H. Grotius hat darüber in einer Epistel ad Gerh. Joh. Vossium, als er in Paris seine Noten über die Evangelien verfertiget, folgende Worte

(*) Res enim eo deducta est, ut Scholasticorum aliquot placita, quos Articulos vocant, aut homunculorum quorundam nova quædam ad fastum cominiscentium, vel opiniones, vel somnia, propemodum æquentur Articulis fidei Apostolicæ. Atque in his, nec Scholæ diversæ, nec ejusdem Scholæ istæ inter se consentiunt. - - Ac sæpenumero fit, ut, quod semel utcunque prodidit definiendi temeritas, confirmet & augeat tuenda pertinatia; Sunt autem pluraque hujus generis, ut impium sit homini de his definire, hæc pronunciandi temeritas a veteribus orta, nunc longius progressa est, quam ut fieri possit. Erasmus.

Worte mit einflieſſen laſſen: Non eſt res mea, ſagt er, ut id opus prodeat, quamdiu in Galliis vivo; nam quibus unicum ſtudium eſt Theologiæ, nolunt eum a nobis attentari. Deinde quædam dicenda eſſent, quæ ad palatum non ſunt eorum, qui hic ſacra curant, & quos offendere non ſatis tutum eſt. Allein es iſt nicht zu leugnen, daß die Verſäumniß der Politicorum in den geiſtlichen Studiis dem wahren Chriſtenthum und dem ruhigen Wohlſeyn des Staats bisher ſehr vieles geſchadet: Denn da die Geiſtlichkeit immer nur allein die Wiſſenſchafften der Gottesgelehrtheit ſich zueignete, ſo zog ſich dadurch auch alles unter ihre Kutten; bis ſie endlich allenthalben den Meiſter ſpielete, den gemeinen Mann mit Mährgens unterhielte, andere aber, die da fragten, Papa, quid facis? in Bann thate, und den geiſtlichen Stuhl Petri zu einem weltlichen Tribunal machte, wie ſolches alles aus den Kirchengeſchichten ſattſam genug erhellet.

Da wir nun als Proteſtanten uns eines ſolchen Jochs ſo glücklich entriſſen und dadurch unſere Gewiſſensfreyheit erlanget; wie mögen wir doch länger zuſehen, daß ein groſſer Theil unſerer Cleriſey noch ſo viele römiſche Maximen heget, ihre Meynungen uns als Glaubensartickeln vorleget, und da ſie ſelbſt unter ſich nicht einig, ſo viel gefährliche Spaltungen und Zänkereyen in der Kirche einführet, auch noch immerhin dem ſo erbaulichen Vereinigungswerk ſich

mit

mit aller Macht und Ungestüm widersetzet; wo soll sie doch immermehr dergleichen Rechte herhaben? und was wären wir arme Protestanten denn hierinnen gebessert, daß, da wir vor der Reformation nur einen Pabst gehabt, wir deren unter uns anjetzo so viele haben müsten?

Es ist demnach hohe Zeit, daß unsere Fürsten und Regenten die ihnen zukommende Jura circa sacra zu Wiederherstellung der edlen Gewissensfreyheit, und christlichen Eintracht unserer Kirche, einmal recht mit Ernst vorzukehren suchen, damit unter GOttes Beystand und Segen, Liebe und Friede unter uns herrschen, und die Erbauung eines jeden möge befördert werden: Daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, daß Treue auf Erden wachse, Gerechtigkeit vom Himmel schaue, und der HERR uns Gutes thue, Ps. 85, 11. 12. 13.

Dritte Betrachtung,
Wie und auf was Art die Vereinigung beyderseits Protestirenden könne und möge eingeführet werden.

Nun wird gefraget, wie man denn eigentlich die Religionsvereinigung beyder protestirenden

renden Gemeinden am füglichsten befördern könne und möge. Hierzu werden nun vornemlich diese zwey Stücke erfordert: 1. Die Macht einer hohen Landesobrigkeit, deren hierzu habende Rechte, wir in vorhergehender Betrachtung erwiesen; und 2. daß man die heilige Schrifft zur einzigen Norm unsers Glaubens setze und alle andre dahin nicht gehörige Streitfragen bey Seite setze oder nach den philosophichen Schulen verweise.

Nach diesem könnte nun in einer Stadt, wo bißher beyderseits Evangelische ihren freyen Gottesdienst genossen, ein zu diesem Vereinigungswerk besonders gewidmeter Tempel, durch einen hierzu völlig geneigten Priester, in Beysein der hohen regierenden Herrschafften, und ihres sämtlichen Hofstaats, auch anderer, sowohl geist- als weltlicher Personen, die sich bey diesem Actu mit einfinden wolten, so feyerlich und andächtig, als es immer geschehen könnte, gestifftet und eingeweyhet werden; und wäre bey dieser solennen Einweyhung, allen christlichen, friedliebenden Gemüthern bekannt zu machen, daß man hinführo unter göttlichen Beystand und Segen gesonnen wäre, in derselben Kirche das Evangelium, nach der Lehrart Christi und seiner Aposteln, vermittelst der Gabe, so GOTT einem jeglichen Prediger mittheilen würde, rein und unverfälscht zu lehren und zu predigen; alle unnütze, zur Seligkeit nicht dienende, und die Gewissen der Menschen verwirrende Streitfragen, ganz und gar

von

von der Kanzel zu lassen; die Wahrheit, so viel möglich, lauter, einfältig und nach dem Begriff aller Zuhörer vorzutragen, und keinen Unterscheid in denen Lehren, welche bisher die Lutheraner und Reformirten getrennet, auf irgend eine anzügliche und partheyliche Art, zu bemerken; sondern vielmehr dahin zu sehen, daß ein jeder seine Meynungen, über ein und andere Geheimnisse, ganz unverfänglich, mit gebührender Bescheidenheit und Demuth, auslassen möchte. (*)

Ferner, daß darinn das heilige Abendmahl, nach den Worten der Einsetzung unsers Heilandes, solte gehalten und ausgespendet werden, und daß ein jeder die hierunter obschwebende Geheimnisse, nach seiner innerlichen Ueberzeugung, auf sein Gewissen empfangen und beurtheilen möge, keiner aber, der sich hinfort zu dieser Gemeine bekennen wolte, im geringsten befugt seyn solte, darüber einem andern seine Meynungen aufzudringen, noch vielweniger ihn, bey

dessen

(*) Laut Reichsabschiede zu Speyer de Anno 1542. worinnen diese Worte enthalten: Es soll zur Erhaltung der Einigkeit, nichts zänkisches noch hochdisputirliches, so zu Widerwillen und Feindschafft Anlaß geben möchte, gelehret und geprediget werden, und bevorab keines des andern Religion oder Ceremonien verachten oder lästern, sondern dem göttlichen Wort gemäß alles das lehren und vermahnen, was zu Beförderung des vorgenommenen christlichen guten Werks, auch Pflanzung und Unterhaltung brüderlicher Liebe und Einigkeit, rathsam und förderlich wäre.

dessen Verweigerung, zu anathematisiren, und vor einen Unglaubigen und Ketzer auszuschelten; daß der Geist des Friedens und der Liebe beständig darinnen herrschen, und hinfort nichts mehr von der so höchst unerbaulichen und ärgerlichen Trennung, welche das gottlose Schmähen und Disputiren in der Kirche angerichtet, gedacht werden solte; sondern beyderseits, Reformirte und Lutherische, sofern sie nemlich dieser GOtt gefälligen Union freywillig mit beystimmen wolten, vor Glieder dieser Gemeinde solten erkannt und angenommen werden.

Nach dieser allgemeinen Eintrachts- und Friedensverkündigung, wäre hernach der Versammlung vorzulesen, auf welche Art und Weise ihre christliche hohe Landesobrigkeit, mit Einstimmung derer zu diesem heiligen Geschäfft besonders auserlesenen frommen gottesgelehrten Männern vor gut befunden, diese evangelische Friedenskirche zu erbauen, und diejenige Mißbräuche und Mängel, so bisher in den protestirenden Kirchen überhand genommen, zu heben, und alles, so viel möglich, nach eines jeden Erbauung und Andacht, einzurichten; damit also diejenigen, die sich bisher zu der lutherischen Kirche bekannt, keinen fernern Anstand nehmen möchten mit den Reformirten in eine Gemeine zu treten, und hinwiederum die Reformirten bey den Lutheranern alle Hinderniß gehoben fänden, welche von so langer Zeit her dieser Vereinigung entgegen gestanden; daß man auch zu

dem

dem Ende alle Mühe und Sorgfalt, nach fleißiger Anruffung GOttes, dahin angewendet, um die bisher in der Kirche eingeriſſene Streitfragen behutſam zu vermeiden, dergeſtalt, daß dadurch keineswegs die Gewiſſen gebunden, ſondern vielmehr ein jeder die Freyheit behalten ſolte, alles ſelbſt nach dem geoffenbahrten Worte GOttes und nach den inwendigen Ueberzeugungen ſeiner Seelen zu unterſuchen.

Auf ſothane formale Declaration würde man bald mit Verwunderung wahrnehmen, wie viele rechtſchaffene fromme Chriſten ſich in dieſem neu eingeweyheten Friedenstempel einfinden ſolten; denen dann in kurzer Zeit auch andere Gemeinden folgen würden, dergeſtalt, daß nach und nach die ſectiriſche Nahmen der Lutheraner und Calviner, **dadurch Chriſtus unter uns getrennet wird**, 1. Cor. 13. von ſich ſelbſt verlieren ſolten. Zumalen wenn in den neuen Eintrachtskirchen erbauliche und auf das wahre thätige Chriſtenthum abzielende Predigten gehöret, und dabey wo nicht alle, doch viele noch unter uns herrſchende Mißbräuche und Fehler abgethan würden; alſo, daß ein jeder, wenn er nur der wahren chriſtlichen Religion beypflichten wolte, auch darinn ſeine Andacht und Erbauung finden könnte. Wozu noch dieſes käme, daß man angehalten würde, ſeinen Glauben durch die Werke zu bekennen, und diejenige nur als Ketzer und Abtrünnige zu betrachten, welche der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſteln durch ein

ruch-

ruchloses und ärgerliches Leben entgegen handelten, wenn sie auch gleich ihren Catechismum noch sowohl auswendig wüsten, und die heilige Schrifft von Anfang bis zu Ende innen hätten; denn ohne Werke ist der Glaube tod.

Dieses so höchsterbauliche Friedensgeschäffte nun zu einem erwünschten Stand zu bringen, wäre vor allen Dingen nöthig, die Unterschreibungen und Eidsabstattungen über gewisse Glaubensformeln abzuschaffen; Dann so lange man noch dergleichen Religionsreverse von sich geben, und gewisse Glaubensbekänntnisse beschwören soll, (*) so lang ist auch keine nähere Zusammentretung der beyden evangelischen Kirchen zu hoffen; und können sothane Eidsabstattungen und Aufdringungen gewisser symbolischen Bücher und Schrifften, die man einem als unfehlbare Glaubenslehren zu unterschreiben vorleget, nicht anders als Zwangmitteln der Gewissen angesehen werden. Wie solches die vor einigen Jahren an die beyde schweitzerische Cantons, Zürch und Bern, ergangene hohe Schreiben Ihro beyderseits Königl. Majestäten von Engelland und Preussen, wie auch des Corporis Evangelicorum zu Regenspurg, zur Abstellung der daselbst eingeführten Formulæ consensus, nachdrücklichst vorgestellet haben.

(*) Adigimus homines ut credant, quod non credunt & intelligunt, & intelligant quod non intelligunt. Erasmus.

An statt dieser besondern symbolischen Bücher, Aufsätzen und Confeßionen, möchte man wohl dahin bedacht seyn, um einen allgemeinen doch nicht weitläufftigen Catechismum (*) zu verfertigen, worinnen der beyderseits evangelischen Religionen ihre gleichstimmige Glaubenslehren verfasset, und so deutlich als es, ohne Berührung der bisher vorgewesenen Streitfragen, geschehen könnte, erkläret würden; damit also doch der Jugend in der Unterweisung nichts abgienge, und die Kirche, welche bisher durch so viele traurige Zänkereyen und Spaltungen mitgenommen worden, nach einer gewissen Glaubensnorm wiederum erbauet, und zu einer sichern in den Fundamentalartickeln zusammenstimmenden Einigkeit des Geistes möchte gebracht werden.

Dieses

(*) Es ist besser, daß man die christliche Lehre in wenig Glaubensarticul verfasset, als daß aus den Streitigkeiten der Gelehrten über die Glaubensarticul wiederum neue Glaubensarticul entstehen, welche die Einfältigen verwirren, zu vielen Trennungen Anlaß geben, und durch allerhand fleischliche Subtilitäten die Seelen von dem wahren Wesen, das aus GOtt ist, und von der lautern christlichen Einfalt abführen. Wie man nur allein bey der Bibel und bey dem daraus gezogenen apostolischen Glaubensbekänntniß geblieben, da stund es noch gut um die Christenheit. Je mehr hernach Concilia und dergleichen Zusammenkünfte der Clerisey gehalten worden, je mehr Glaubensarticul, Trennung und Streitigkeiten haben sich hervor gethan, und je weniger haben die sogenannte Layen gewust, woran sie sich halten solten. S. H. von Schütz **Land der Zufriedenheit.**

Dieses würde um so viel leichter geschehen können, weil der Unterscheid doch nur so beschaffen ist, daß auch die Klügsten solchen kaum aus einander setzen können; und endlich alles auf blosse Logomachien, Paralismos und unerforschliche Geheimnisse hinaus läufft. (*)

Inzwischen aber wäre dieser neue Catechismus doch keineswegs pro libro Symbolico zu halten, noch als unfehlbar zu beschwören; sondern unser liber Symbolicus müste ein vor allemal nur allein die heilige Schrifft seyn und bleiben, davon wir uns auf keinerley Wege und Weise müsten abwendig machen lassen. Dann wie das Wasser allezeit heller und reiner bey der Quelle, als in den daraus fliessenden Bächen und Pfützen, als ist das Wort GOttes auch nirgendwo klarer und unverfälschter, als in der heiligen Schrifft selbsten. Was Christus und seine Aposteln für nöthig gefunden haben, uns zu lehren, daran sollen wir genug haben. Es kann und wird uns doch niemand besser lehren, als sie: sie wollen uns nicht gelehrt, sondern gläubig machen. Es wäre zu wünschen, sagt allhier der Herr Turretin, wir liessen uns die hauptsächlichste Ursach unserer Reformation wegen der heiligen Schrifft nie aus unsern Gedanken kommen, als die da die einzige Richtschnur unseres Glau-

(*) Non tacere jubeo, sagt Nazianzenus, sed a pertinaci contentione abstinere: non veritatem occultare, sed præter legem non docere.

bens ist, damit wir also unsern Glauben nicht auf die Menge der Menschen und ihre Schriften setzen möchten, wenn sie auch gleich noch mit so vieler Autorität und Gelehrsamkeit ausgezieret wären. (*)

Vierte Betrachtung,

Ob ein Stand des Reichs, vor sich allein, in seinem Lande, die Protestirende mit einander vereinigen könne und möge?

Allhier haben wir nun insbesondere noch die schwere Frage zu erörtern, ob es auch rathsam und erbaulich wäre, daß ein Stand des Reichs, in seinem Lande, vor sich allein, ohne die völlige Uebereinstimmung der andern evangelischen Mitstände, und also propria autoritate, eine dergleichen Religionsvereinigung, nach denen allhier vorgeschlagenen Mitteln, einführen könne und möge? Und ob nicht zu befürchten wäre, daß aus einer solchen separaten Union eine neue Disunion, oder gar eine dritte Gattung von Religion unter denen Protestanten entstehen dürfte?

Hier-

(*) Alph. Turretin. de Articulis fundamental. Cap. X. p. 55.

Hierauf dienet nun, daß es freylich wohl besser, und allerdings zu wünschen wäre, daß man diese so nothwendige Religionsvereinigung in allen protestirenden Staaten zugleich mit einführen könnte; Allein da dieses eben so unmöglich scheinet, als der verschiedenen Gelehrten Meynungen darin in eine vollkommene Harmonie zu bringen, so ist es wohl nicht rathsam, damit ferner so lange einzuhalten, bis alle und jede, kleine und grosse evangelische Staaten, dißfalls zusammen übereinstimmig würden; denn dieses dürfte, wie leider bisher geschehen, die Vereinigung noch so weit hinaus setzen, daß solche wohl schwerlich jemand von uns und den unserigen zu erleben Hoffnung haben könnte.

Es solte dannenhero billig eine jede christlichgesinnte Obrigkeit das von GOTT ihr anvertraute hohe Amt dahin anzuwenden suchen, daß sie das Aufnehmen und Beste ihrer Unterthanen wohl prüffe, und darnach ihre Hoheit, Macht und Ansehen einrichte; nicht aber sich hierinnen durch die verworrene und übelverfaßte Regimentsart ihrer Nachbarn und Bundsgenossen stöhren lasse; Denn warum solte man doch stets einem übelberichteten und mit Vorurtheilen eingenommenen Nachbarn zu Gefallen auch übel berichtet, und mit Vorurtheilen eingenommen bleiben? Es wird ja keinem dadurch nicht geholfen; einer muß nothwendig den Anfang machen, und sich den Staub ein wenig aus den Augen wischen, damit er dem andern her-

hernach desto besser seine Fehler zeigen könne. Ja, sprichst du, dieses dörfte zu neuer Verwirrung und Unordnung in der Kirchen Anlaß geben, wann ein jeder Stand des Reichs, vor sich allein, eine solche Religionsvereinigung eigenmächtig einführen wolte, also, daß daraus nicht nur ein Mischmasch von allerhand Glaubensarten, sondern auch gar aus zweyen eine dritte Religion entstehen würde, die nach dem errichteten passauischen Vertrag, und nach dem Instrumento Pacis Westphalicæ, in dem Heil. Röm. Reich nicht einmal dörfte gedultet werden; so antworten wir weiter, daß wir nicht absehen können, auf was Art und Weise die Vereinigung zweyer Religionen in eine, zugleich eine dritte Gattung vor Religion ausmachen, und folglich zu neuen Unordnungen und Mißhelligkeiten Anlaß geben solte; dann vors erste, so bleiben die Lutheraner und Reformirten, wenn sie auch gleich in den Grundsätzen der apostolischen Lehre mit einander eins wären, doch immer vor wie nach, in Ansehung der Streitfragen bey denenjenigen Meynungen, welche sie nach den Aufschlüssen ihres Verstandes und ihres Gewissens hegen und beybehalten wolten; Nur mit dem Unterscheid, daß, da sie sonst in zweyerley Kirchen gegangen, sie nunmehro zusammen in eine giengen, das heilige Abendmahl mit einander hielten, und nicht mehr, wie zuvor, sich zum Aergerniß aller Frommen mit einander über ihre verschiedene Begriffe herum zankten.

Zum

Zum andern, kann man nicht sagen, daß, wo aus zweyen eins wird, solches drey seyn können; so wenig man sagen kann, wenn man zwey Bretter fest zusammen leimet, daß sodann daraus drey Bretter würden. Wie, wann zwey streitende Partheyen, welche bisher dem Richter vieles zu schaffen gemacht, und ihm mannigfaltige Verdrießlichkeit gegeben, sich mit einander in der Güte vergleichen, und den Richter nicht mehr überlauffen wolten, würde man nicht lachen, wenn man sagen wolte, der Richter und die Gesetze litten darunter, daß endlich diese beyde zänkische Leute mit einander Friede gemacht hätten?

Da also beyde protestirende Religionen im römischen Reich recipiret worden, wie vielmehr werden sie erstlich, wann sie sich zusammen vereinigen, als eine und dieselbige, vor Reichssatzungsmäßig erkannt werden müssen; um so viel mehr, weil der äusserliche Ruhestand im Reich dadurch weniger unterbrochen wird, als wo viele Spaltung, Uneinigkeit und Zanksucht herrschet. Dann NB. der Hauptzweck von diesem neu zu erbauenden Friedenstempel müste kein anderer seyn, als Friede, Ruhe und Einigkeit, beydes im gemeinen Wesen, als in der Kirchen auf alle Art und Weise zu unterhalten und zu befördern; mit nichten aber jemanden in seiner Gewissensfreyheit zu stöhren, noch mit einem den Christen ungeziemenden Zwang zu belegen.

Drittens, so haben unsere teutsche Reichsfürsten und Stände, weder in dem Religionsfrieden, noch in Instrumento Pacis Westphalicæ sich ihres Juris reformandi keineswegs so weit begeben, daß sie nicht solten Macht haben, dasjenige, was zu allgemeiner Erbauung, und zur Beförderung eines wahren thätigen Christenthums gereichet, propria authoritate, in ihren Landen anzuordnen und zu bestellen; denn allhier müssen wir das Jus reformandi circa Ecclesiastica, wohl unterscheiden von dem Jure reformandi circa credenda: Dieses ist illimitatum, und bestehet darinnen, daß ein Fürst oder Stand des Reichs, diejenige Religion, deren er zugethan, aus eigenmächtiger Gewalt, in seinem Lande und Gebiet, wo selbige noch nicht ist, einführen, und die gegentheilige abschaffen kann; nach dem gemeinen axioma: Cujus est regio, illius est Religio; ein dergleichen Recht kann sich kein Stand des Reichs anmassen; wie solches bishero unsere Publicisten contra Catholicos trefflich wohl dargethan, und darüber weitläufftig können nachgelesen werden; jenes aber ist limitatum, und begreiffet nur allein die dem Principi circa sacra zukommende Rechte, das Kirchen- und Religionswesen, nach allgemeiner Andacht und Erbauung zu verbessern und einzurichten; also mögen, (*) zum Exempel unsere

(*) Die Worte in Instrum. Pac. artic. 5. §. 30. sind diese: Cum Statibus immediatis, cum jure territorii & superioritatis, ex communi per totum Impe-

unsere Reichsstände, in ihren Ländern die Controversen verbieten, die Zänker straffen, die Streitende vereinigen, die Mißbräuche abschaffen, und im Gegentheil andächtige Ceremonien, und gute erbauliche Ordnungen und Gebräuche allenthalben in ihren Kirchen einführen, mit nichten aber den Unterthanen einen fremden Glauben aufzwingen, und gegen die Reichssatzungen mit ihnen allerhand gefährliche Religionsneuerungen vornehmen; dann so ferne das Jus reformandi auf die interna zielet, und Subditos, mit einem Gewissenszwang zu belegen suchet, so ist solches auf keinerley Wege zu billigen und wider alle Staats- Natur- und Völkerrechte. So fern es aber, im rechten Sinn, von denen externis & adiaphoris genommen wird, welche nicht mit den credendis verwickelt sind, so ist es auch keinem Stand des Reichs abzusprechen: Daß hieher die Vereinigung der beyden evangelischen Kirchen mit gehöre, erhellet daraus, weil sie nicht nur in den äusserlichen Ruhestand des Staats kräfftig mit einflisset, sondern auch zu Beybehaltung des Friedens und der Eintracht in der Kirche selbst, ganz unentbehrlich nöthig wäre; um so vielmehr, da es ohne Schiedsrichter und hoher obrigkeitlicher Ein-

 sicht

---

rium hactenus usitata praxi, *etiam jus reformandi exercitium Religionis* competat, & nulli Statui immediato jus, quod ipsi ratione territorii & superioritatis in negotio Religionis competit, impediri oporteat,

ſicht ganz unmöglich iſt, mit den unfreundlichen und höchſtſchädlichen Religionszänkereyen aus einander zu kommen.

Es iſt demnach an dem, daß unſere chriſtliche Fürſten und Regenten, zu Beförderung der Ehre GOttes, zu Beybehaltung der recht evangeliſchen Wahrheit, und zur allgemeinen Erbauung ihres über die Uneinigkeit der Cleriſey erſeufftzenden Volks, ſich als getreue Pfleger und Säugammen der Kirchen erzeigen, Zions zerfallene Mauern wieder aufbauen, und eine GOtt gefällige, heilſame und dem gemeinen Weſen erſprießliche Vereinigung beyder evangeliſchen Glaubensgenoſſen ſtifften und einführen möchten; wodurch ſie ſich nicht allein um das wahre thätige Chriſtenthum höchſt verdient machen, ſondern auch ſich einen unſterblichen Nachruhm erwerben würden.

* * *

Fünfte

Fünfte Betrachtung,

Ob es zu näherer Vereinigung der beyden protestirenden Kirchen dienen solte, wenn eine der andern einen Gottesdienst einräumen würde an Ort und Enden, wo sie solchen noch nicht haben?

Es wäre Zweiffelsohne viel besser und erbaulicher, wenn man dergleichen Absonderung im äusserlichen Gottesdienst einmal abstellen, und, auf vorher gemeldte Art, dem Geist der Vereinigung und des Friedens Platz vergönnen, mithin ein Theil sich von freyen Stücken dahin bequemen wolte, mit dem andern einerley Gottesdienst zu pflegen; dieweilen doch kein würklicher Unterscheid unter denen Protestirenden dieser gemeinschafftlichen Gottesdienstlichkeit widerstrebet. Allein, da die Vorurtheile und die Eigensinnigkeiten beyde Theile noch immer in dieser so fatalen Trennung unterhalten, und keiner dem andern will nachgeben; so muß man sich wohl der Umstände bedienen, wie sie sind, in Erwartung glücklicher Zeiten, da die Menschen das Evangelium, als die Botschafft des Friedens, näher werden erkennen lernen.

Insgemein werden uns von dem andern Theil solche abscheuliche Meynungen beygebracht,

bracht, daß wir darüber ein Grauen und Entsetzen fühlen, ehe wir noch derselben Gewißheit mit Nachdenken zu untersuchen vor uns nehmen; Diese Vorurtheile wachsen mit dem Alter unmerklich stärker, als die Kräffte unsers eigenen Urtheils; Ein jeder preiset sich glücklich, in der Meynung, daß er den besten Glauben habe, da ihn doch die Wenigsten nach der Wahrheit geprüffet; und finden sich gleich auch welche, die mit ihren eigenen Augen sehen, so hält sie doch entweder die Furcht, oder das Unvermögen, oder der Eigennutz, zurück, dieses ihr besser Wissen zur Aufnahm und zum Besten der Kirche und des Staats zu erkennen zu geben, und sich öffentlich vor die Unschuld und die Wahrheit zu erklären; Hier gilt der grosse Hauffen, und wenn die Hohepriester schreyen: Kreutziget, kreutziget; so ruffet ihnen das Volk mit so eiferiger Kehle nach, daß einem Pilato selbsten darüber bange wird. Wie der Hirt, so die Schaafe; ist der Lehrer ein friedliebender Mann, so findet man auch diese Eigenschafft bey seiner Gemeinde; ist er aber auf das Ketzermachen verpicht, so erthönet auch aus dem Munde seiner ganzen Heerde ein unbarmherziges Anathema, wider alle die, so anders glauben.

Diesen so lieblosen und verkehrten Urtheilen einiger massen abzuhelfen, mithin einen Stein näher zu unserm Friedenstempel zu legen, wäre nun freylich wohl rathsam, sich einander in der Liebe und Sanftmuth zu vertragen, also, und der-

dergestalten, daß wir ohne weitern Anstand, einer dem andern einen freyen, und nach seiner Art und Gewohnheit eingerichteten Gottesdienst, verstatteten. Denn da, ich weiß nicht aus was vor einer verkehrten und wunderlichen Selbstliebe, man immer an dem andern Theil ehender etwas Böses als Gutes wahrzunehmen, und dadurch gegen ihn den Schein eines billigen Hasses zu gründen sucht; so ist es allerdings schwer, hierinnen aus einander zu kommen, wenn der beschuldigte Theil nicht auch die Freyheit hat, sich auf eine christliche und bescheidene Art zu rechtfertigen, und alle unrechtmäßige Auflagen und Beschuldigungen, wenn ihm anders damit zuviel geschiehet, von sich abzuwälzen; (*) welches aber nicht wohl geschehen könnte, wenn man ihn weder dulden noch anhören wolte. Ferner, so könnte auch, wo man der andern Parthie einen freyen Gottesdienst verwilliget, die Wahrheit viel besser untersucht, mithin das gute Vertrauen, nebst Fried und Einigkeit, unter denen beyderseits Protestirenden um so viel leichter hergestellet

---

(*) Il y a eû des tems & puissent ils ne revenir jamais, si tant est, qu'ils ne subsistent pas encore, ou l'on croioit signaler son zele, en noirciſſant l'opinion de ceux, qui attaquoient le systeme, pour lequel on s'est declarè, ou l'on aportoit autant de soins a envenimer les controverses, qu'il faudroit emploier pour les concilier & l'on croioit rendre service à la veritable religion, lors qu'on pouvoit agraver les erreurs des religions opoſées, Saurin. Serm. T. III. S. II.

gestellet und gehandhabet werden. Wolte man aber hierbey des rechten Zwecks nicht verfehlen, so wären zuforderst folgende Cautelen wohl zu beobachten, und gleichsam zum Grund einer wechselsweisen Verträglichkeit voraus zu setzen:

1. Wenn ein Theil dem andern einen freyen Gottesdienst einräumen will, so muß vor allen Dingen die Ehre GOttes und der liebe theure Kirchenfriede davon das Augenmerk und die Richtschnur seyn; mit nichten aber, wie es bishero an ein und andern Orten geschehen, dadurch zu neuem Haß und Zwiespalt Anlaß gegeben werden; Denn unsere ganze Absicht ist nichs anders, als nur zum Frieden zu rathen, mit nichten aber zu neuen Verbitterungen den Weg zu bahnen: Zu dem Ende nun so müste auch

2. Die tollerirte Kirche keine besondere Gewalt in Ecclesiasticis auf irgend eine der Obrigkeit präjudicirliche Weise quocunque modo sich anmassen, sondern

3. Ihr Ministerium müste von dem hohen Consistorio, welches nomine imperantis die Jura circa sacra zu besorgen hat, abhängig seyn; gleichwie es vor diesem in der Pfalz gewesen, da das lutherische Ministerium unter dasigen reformirten Kirchenrath gestanden.

4. Müsten ihre Geistlichen durchaus nichts Anzügliches noch Hochdisputirliches von denen Streit-

Streitfragen, welche die bisherige Zwietracht und Verbitterung unter den Protestanten genähret, erwehnen; auch in ihren Catechismuslehren der Jugend keine unanständige, dem Frieden des Evangelii und der Kirche zuwiderlauffende, und in eitel unbegreiffliche Geheimnisse hinauslauffende, zur Seligkeit nicht dienende, ja öffters ärgerliche Meynungen in den Kopf setzen, dann solche dienen doch weder zur Erbauung, noch zur Besserung.

5. Zu Vermeidung aller Zank und Zwietracht gebährenden Rechtscompetentien, in Ansehung der Kirchen- und Schulgefällen, wie ingleichem auch aller andern geistlichen Sportuln von Tauf- Leich- und Hochzeit-Geschenken, und was sonst ad Jura stolæ mit gerechnet wird, müste vor allen Dingen eine solche Einrichtung gemacht werden, daß die tollerirte Kirche darinn der andern keinen Eintrag noch Abbruch thun möchte, dann so bald es auf Mein und Dein gehet, so hat auch die christliche Liebe ein Ende, und die Irrthümer, die ein Theil dem andern beschuldiget, werden immer grösser, wenn einer dem andern allhier nur ein wenig zu nahe tritt.

6. So müsten auch die Tollerirten sich durch aus in keine Regimentshändel mit einmischen, sondern sich damit bescheiden, daß man sie freundlich dultet, und ihnen gleichen Schutz und gleiche Gütigkeit, als den andern, die von der Religione dominante sind, wiederfahren liesse.

7. In

7. In Ansehung der äusserlichen Ceremonien und Kirchengesänge, müsten ebenfalls auch solche Anstalten und Verordnungen gemacht werden, daß darunter kein sonderlicher Unterscheid mehr inter Ecclesiam dominantem & tolleratam zu beobachten wäre: denn niemand unbekannt, wie sehr allhier die Externa, sonderlich unter dem gemeinen Pöbel, welcher dergleichen Dinge mit vor Glaubensartickeln hält, Haß und Verbitterung erwecken; wie dann eine wohleingerichtete Uebereinstimmung in den äusserlichen Kirchengebräuchen, wie auch in den Gesängen, Gebetern und dergleichen, nicht ein Weniges mit beytragen solte, die ohne Ursache von einander getrennete Gemüther, nach und nach wiederum mit einander zu vereinigen.

Nach diesem und dergleichen mit aller Behutsamkeit eingerichteten und ausdrücklich bedungenem Vorbehalt a parte dominantis Ecclesiæ, bleibet nun wohl kein Zweiffel mehr übrig, daß eine dergleichen wechselsweise Tolleranz zu näherer Zusammentretung christlicher Liebe und völliger Aufhebung aller Zank- und Schmähsucht solte Anlaß geben können; Ein anders ist, wo ein Theil von dem andern einen freyen Gottesdienst de Jure prätendiret, und darzu allschon ex pacto & concessione majorum ein Jus quæsitum erlanget; wie die Reformirten zu Frankfurt solches zu haben vorgeben. Dieses ist hier die Frage nicht.

Die Einwürfe, die man hierwider zu machen pfleget, sind von so geringer Erheblichkeit, daß sie bey Beobachtung der hier angeführten Cautelen schon von sich selbsten wegfallen würden; denn was man zum Exempel anführet, daß die Reformirten in Bremen sich so übel angelassen, daß sie nicht nur die Lutheraner daselbst nach und nach ausgebissen, sondern sich auch so gar des Regiments mit völliger Ausschliessung derselben bemächtiget; So mag 1. ein jeder Unpartheyischer vor sich selbsten hierüber erkennen, wann er die damalige Umstände der bremischen Regierung, und die dabey sich ereignete Revolutionen einsiehet, wie weit sich eigentlich hierinnen die Reformirten vergessen haben, oder nicht. 2. Ob, wann sich solche dabey vergessen, solches allen denenjenigen mit Recht und Fug auf die Rechnung möge gesetzet werden, die sich von derselben Kirche nennen; der blosse Nahme und das äusserliche Bekennen zu einer Kirche, macht warlich die Leute weder schlimmer noch besser, und wann man nur allein diejenigen Gemeinden in der Welt dulten solte, die ohne Ehrgeitz und Eigennutz wären, mein, wo würden wir doch wohl müssen in die Kirche gehen? 3. So haben ja die Reformirten keine von allen ihren Lehrsätzen, welche dahin gehen, sich der weltlichen Obrigkeit zuwider setzen, oder ihnen nach dem Regiment zu streben, oder sonst jemand auf irgend eine Art um das seinige zu bringen und zu beleidigen; fürwahr, wann mir den ganzen heydelbergischen Catechismum von unten bis

oben durchgehen, so finden wir darinn keine solche Lehren; sondern die Gerechtigkeit, die Demuth, der Friede, und die Liebe des Nächsten wird ihnen allenthalben so gut eingeschärfet, als den Lutheranern auch, und vermögen sie es derohalben nicht, wenn unter ihren Bekennern sich welche finden, so diesen ihren eigenen Lehrsätzen zuwider handeln. Wenn sie also böse sind, so sind sie es nicht deswegen, weil sie eine böse Religion haben, sondern weil sie Menschen sind.

Sechste Betrachtung,

Wie alle und jede fromme und gut evangelische Christen die Vereinigung der Kirchen könnten befördern helfen.

Das allerbeste und sicherste Vereinigungsmittel, so man immer vorschlagen könnte, wäre wohl dieses: Daß beyde, Lutherische und Reformirte, da sie überzeuget sind, daß ihre Religion im Grund und in der Hauptsache eine, und dieselbige, und nicht, wie bisher von einigen zänkischen Geistlichen hat wollen behauptet werden, von einander würklich unterschieden seyen; daß, sage ich, sie sodann, ohne weitere Umstände, zusammen in eine Kirche giengen, sich unter einander

ander heyratheten, über Dinge, die sie nicht verstehen, nicht mit einander disputirten, mithin einjeder das Seinige mit zur wahren brüderlichen Eintracht und Vereinigung Gelegenheit gäbe. (*) Solchergestalt könnten nun alle und jede fromme friedfertige Leute hierzu das ihrige mit beytragen, wenn sie nemlich sich zu derjenigen Kirchenversammlung von freyen Stücken hielten, welche an dem Ort, wo sie wohnen, und das Bürgerrecht haben, eingeführet wäre: also, daß, wenn sie Lutherisch hiessen, bey den Reformirten, oder wo sie Reformirt, bey den Lutherischen in die Kirche giengen; und auf diese Weise würde sodann der Unterscheid bald von sich selbsten

(*) Die Worte des H. Augustini hierüber sind von grossem Nachdruck: „Wir sind Brüder zusam„men, sagt er, wir mögen wollen oder nicht, „und wir werden so lange mit einander Brüder „seyn, als wir GOtt vor unsern Vater halten.“ Sind gleich unter uns welche, die uns hart anreden, und uns fragen, was wir wolten, so wollen wir ihnen antworten, daß wir ihre Brüder wären; sagen sie: Gehet von uns, wir haben nichts mit euch zu schaffen; so sagen wir, daß wir mit ihnen zu schaffen hätten, denn weil wir einen Christum bekenneten, so müsten wir auch zusammen in einem Leib unter einem Haupt stehen. = = Wir beschwören euch also, liebe Brüder, durch das innerste Eingeweide der Liebe, mit dessen Milch wir genähret werden, durch unsern HErrn JEsum Christum, und durch dessen Sanftmuth, daß wir möchten die Sacramenta zusammen halten, und ein Amen mit einander sprechen.

wegfallen. Warum sollen wir hierinn nur stets blinden Eiferern folgen, und nicht ehender zu einem so erbaulichen und christgefälligen Werke schreiten, als bis eine ganze Gemeine, die öffters nur durch einen einzigen unruhigen Kopf regieret wird, damit übereinstimmet.

Man sage mir doch, wenn wir beyderseits erkennen, wie wir solches dann bekennen müssen, wo wir die Sache nur ein wenig recht einsehen, daß in diesen beyden Religionen kein wirklicher Unterscheid nicht zu finden, warum sollen wir endlich dann nicht auch einmal zusammen treten, unsere Psalmen und Lieder mit einander anstimmen, und also GOtt ein wohlgefälliges Opfer der Eintracht, der Liebe und des Friedens bringen? Was hindert annoch die Reformirten, zu denen Lutheranern überzugehen, da sie doch selbsten bekennen, daß sie mit ihnen einen Glauben und eine Tauffe hätten? Und welchen Anstand finden noch die Lutheraner, sich mit den Reformirten in eine Vereinigung einzulassen, da die frömmste und geistreicheste Leute unter ihnen überzeuget leben, daß sie bis auf einige Wortstreite eben dieselbigen Lehren führen.

Sollen wir aber nicht eher zu einem so erbaulichen und heilsamen Werke schreiten, bis daß einige von unsern Theologis ihr geistliches Gezänke fahren lassen, und ihre besondere Aufsätze und Meynungen mit einander verglichen und übereinstimmig gemacht haben, so müssen wir wohl dar-

darauf ganz vergebens passen; dann die Religionscontroversien sind einem gränzenlosen Meer zu vergleichen, darein sich unendliche Fluten von allerhand Affecten und Leidenschafften stürzen. Es ist so unmöglich dieselben mit einander zu vereinigen, als das grosse Weltmeer in einen engen Topf zu fassen. (*)

Ja, sprichst du, sie haben doch gleichwohl andere Concepten von der leiblichen Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl und von der Prädestination, so bitten wir dich, du wollest dich doch hierinnen ein wenig bescheiden, und dich selbsten genau untersuchen, ob du dann deswegen nur bey den Lutheranern oder Reformirten in die Kirche gehest, weilen darinnen alle Glieder derselben mit einander einerley Meynungen und Concepten hegen? Um GOttes Ehre und der Wahrheit willen, untersuche doch allhier diesen Umstand ein wenig, und sage uns, wann du etwann mit deinem Nachbarn und Glaubensgenossen, dich in ein Gespräch über ein und andere

(*) Ejusmodi perfecta conciliatio, præsenti humanorum morum facie optanda magis, quam speranda est; non quod ipsæ sententiæ plane adstrui aut convelli per suam naturam nequeant; sed tum propter præjudiciorum a puero inolitorum pervicaciam, tum ob humani ingenii superbiam, alios sapientiores videri dedignantem, ac vel in odium alterius semel placita tueri pertinacem, præsertim ubi dissentientem impune spernere possit. Puffend. Jus feciale, divinum. §. 7.

theologische Materien eingelassen, und ihr beyde darüber, fein eifferig, um den Rang euers Gehirns, mit einander disputiret, ey, wie schöne stimmet ihr doch sodann zusammen überein, und wie viele Lutheraner habe ich nicht schon hören sagen, daß sie mit den Reformirten die Prädestination glaubten, so gar, daß sie diesen Glauben öffters auf die allergeringste Zufälle und Begebenheiten gezogen, und noch weiter als die strengste Particularisten extendiret. Ja was allhier am allerverwunderlichsten, so hat Lutherus selbsten diese Lehre in seinem Servo arbitrio, wie auch sonsten hin und wieder in seinen Schrifften, so hefftig vertheidiget, daß ich nicht begreifen kann, warum diejenigen, die sich doch nach seinem Nahmen nennen, diese Lehre, nur allein als einen calvinischen Greuel, wollen angemerkt und verdammet wissen, da doch der gröste Theil der Reformirten, diesem Satz nicht nur selbsten widerspricht, sondern noch überdem grosse Aergerniß und Mißfallen hat blicken lassen, wann solchen einige unter ihnen, in Ansehung der Gnadenwahl der Kinder GOttes, allzuweit getrieben. Mit dem so ärgerlichen Gezänk über die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl, hat es fast gleiche Bewandniß: und entstehet solches nicht so wohl aus dem wirklichen Unterscheid der Meynungen, als aus denen verkehrten Folgerungen, die einer aus des andern Lehrsätzen behaupten und herleiten will. Beyde halten die Geniessung des Leibes Christi vor ein geistliches Essen der Seelen, welches die Lutheraner

ner weder vor natürlich, noch die Reformirten vor blosse Zeichen und Siegel halten; wie ein Theil den andern unbilliger Weise zu beschuldigen pflegt; ja sie kommen auch beyde darinnen mit einander überein, daß es ein unbegreifflicher Geheimniß wäre, über dessen eigentlichen Begriff man alles unzeitige Disputiren bey Seite setzen solte. Finden sich auch gleich unter ihnen einige, die sich klüger als andere zu seyn dünken, und die ihre scharffsinnige Köpfe über dieses Geheimniß zu verbrechen, keinen Scheu tragen, so wird man auch gar bald ihres schwindlenden Gehirns gewahr; indem sie allerley Fragen aufbringen, mehr dann Besserung zu GOtt im Glauben; Sie wollen der Schrifft Meister seyn, und verstehen doch nicht, was sie sagen, oder setzen, 1. Tim. 1, 4. 6. 7. Sie zanken sich um Worte, welche nicht nütze sind, denn zu verkehren, die da zuhören, und viel hilft zum ungöttlichen Wesen ꝛc. 2. Tim. 2, 14. 16.

Warum sollen wir nun wegen aller dieser überklugen Ausschweiffungen einiger Haberechten und eigensinnigen Zänker unsere nähere Zusammensetzung länger hinaus schieben, und uns also in fremde Händel mischen, die uns nichts angehen? Denn was haben wir, wenn wir friedliebend sind, mit denen Zänkern vor eine Gemeinschafft? Lasset sie ihre Sachen mit einander ausmachen, wenn sie sich weder von GOTT noch Menschen wollen rathen lassen; Warum sollen

wir ihres Hochmuths halben leiden, und die brüderliche Liebe, nebst dem uns so höchstwichtigen Kirchenfrieden, darunter länger liegen sehen. Unterscheidet demnach doch einst die Wölfe von den Schaafen, die Miedlinge von den Hirten, die Zänker von den Friedfertigen, die Herrschsüchtigen von den Demüthigen, die Stolzen von den Sanftmüthigen, so wird uns die Decke Mosis bald von den Augen fallen und des HErrn Klarheit sich in uns spiegeln mit aufgedecktem Angesicht, 1. Cor. 3, 18.

Lasset uns inzwischen die Geheimnisse des HErrn auch hierinnen mit Furcht und Demuth verehren; denn je höher sie über die Kräffte unserer natürlichen Vernunft empor schweben, je vortrefflicher wird dadurch das Wesen der Gottheit ausgedruckt, als welches über unsere Sinnen unendlich weit erhaben, und von uns in aller seiner Weißheit, Krafft, Allmacht und Vollkommenheit, so unmöglich mag begriffen werden, so wenig unsere Augen alle Sterne des Firmaments und alle Tropfen des Meers unterscheiden können. Wir handeln dannenhero ganz wider diese Einrichtung, wann wir aus einem frevelhafften Vorwitz und Hochmuth getrieben uns mit unsern blöden Augen in ein ewig brennendes Licht wagen wollen, dessen mindester Glanz uns aus uns selber entführet, wo nicht unsere straffbare Verwegenheit mit ewiger Blindheit verwirret. Deswegen ist auch hier nichts heilsamer, als in Andacht mit David

die

die Wunder des HERRN zu preisen, und mit Paulo auszuruffen: O welch eine Tieffe! Röm. 2, 33.

Gewiß, wann GOtt gewollt, daß wir die im heiligen Abendmahl und in seinen Rathschlüssen obschwebende Geheimnisse verstehen und begreiffen solten, so hätte er uns auch darüber alle deutliche Begriffe gegeben, so aber, da er solches nicht vor gut befunden; mein, warum wollen wir dann klüger seyn, als es GOtt haben will? Darum vertraget einer den andern in der Liebe, und seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, Eph. 4, 2. 3. Jaget nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe, dem Frieden mit allen, die den HErrn anruffen von reinem Herzen, aber der thörichten und unnützen Fragen entschlaget euch, dann ihr wisset, daß sie nur Zank gebähren, 2. Tim. 2, 22. 23. (*) Seyd ihr Lutherisch, und befindet euch an einem reformirten Ort, so sondert euch nicht von ihrer

(*) Manet, mi frater, manet nostra conjunctio: Si te alienare a me voles, non potes, quin prius alienes a Christo, in quo Fratres sumus: ego nec volo, nec possum: qui fratrem me sibi adjunxit Christus & fratrem effecit tibi. Si fraternitatem rumpis, de integro nectam; si dissuis, dabo operam ut resarciam, si evertis, erigam denuo; si negas, affirmat Christus & ego cum Christo; si audire non vis, audiunt tamen boni & audit Dominus. Junius.

Gemeinde, wo man denselbigen Christum prediget, welcher auch euer Heiland und Seligmacher ist, wo ihr einerley Evangelium, wo nicht auch einerley Worte und Redensarten höret; dünket euch doch nicht alleine weiß und klug zu seyn, affectiret keinen besondern Gottesdienst, gebet den Schwachen keinen Anstoß, und verwirret nicht die blöden Gewissen, vereiniget euch aber im Geist und in der Wahrheit, welche ist in Christo unserm HERRN.

Eilet auch, ihr friedfertigen Reformirten, die ihr in unsern teutschen Gränzen mehrentheils unter den Lutheranern lebet, eilet zu ihren Tempeln: warum wolt ihr euch länger von ihnen absondern, und ihre Kirchen nicht für rein und gut genug halten, darinnen eure Seelenweide mit zu finden? Haltet euch fein zu ihnen, wie ihr haben wolt, daß sie sich zu euch halten sollen; bezeiget darinn eure Klugheit, daß ihr wisset nach zu geben, und unterscheidet wohl die Wölfe von den Schaafen; lasset euch jene nicht abschrecken, mit diesen einerley Weide zu nehmen; je mehr ihr euch in eine Heerde zusammen schliesset, je weniger habt ihr euch vor ihren Anfällen zu befürchten: euer Hirt ist Christus der Heiland, und eure Weide ist das wahre lebendige Wort GOttes: Warum wolt ihr euch also noch länger trennen, und euch besondere Tempeln bauen? Ist es nicht genug, daß man euch in einer Kirche will aufnehmen, worinn ihr keinen Unterscheid zwischen dem Eurigen findet, als daß die

Prie-

Priester darinn anders gekleidet gehen, die Altäre anders geschmücket sind, und etwa noch hier und da andere Ceremonien wahrgenommen werden; ist dieses auch wohl der Mühe werth, daß ihr euch darüber von der gemeinen Heerde absondern wollet? Gewiß, wo ihr den rechten Geist hättet, so würdet ihr eure Religion nicht auf solche äusserliche Dinge setzen, dann der wahren Christen Glaube gehöret ins Herz, nicht in die äusserliche Sinnen, nicht in das blosse Gehirn, warum zanket ihr dann über Sachen, die dahin nicht gehören? Ich meyne ja, daß ihr Christum nicht also gelernet, so ihr anders von ihm gehöret habt, wie in JESU ein rechtschaffen Wesen ist: Darum, ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben, dann die Liebe ist von GOtt, und wer Liebe hat, der ist von GOtt gebohren, und kennet GOTT. Wer aber nicht Liebe hat, der kennet GOtt nicht, dann GOtt ist die Liebe, 1. Joh. 4, 7. 8. Ist nun bey euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschafft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet meine Freude, daß ihr eines Sinnes seyd, gleiche Liebe habet, einmüthig und einhellig seyd, nichts thut durch Zank und eitele Ehre, Phil. 4, 1. 2. 3.

Ver-

Verkehrte Schlüsse, und fast unüberwindliche Vorurtheile, wodurch bishero alle Vereinigungsvorschläge höchst unglücklich sind heimgewiesen worden.

(Aus vorgefallenen Unterredungen gezogen.)

Lutheraner gegen die Reformirten.

I.

Die Reformirten empfangen nicht den wahren Leib und das wahre Blut JESU Christi im heiligen Abendmahl, sondern sie empfangen nur blosse Zeichen und Siegel, die solches bedeuten; Obj. Die Reformirten sagen aber in ihrer Form das heilige Abendmahl zu halten ganz anders; denn es stehet daselbst ausdrücklich, sie empfiengen nicht blosse Zeichen und Siegel, sondern ihre Seelen würden so gewiß mit dem wahren Leib und Blut JESU Christi gespeiset und getränckt, als gewiß das Brod vor ihnen gebrochen, und der Kelch ihnen mitgetheilet wird; das lautet ja ganz anders. Resp. Ja, das sagen sie wohl, sie glauben es aber doch anders.

Reformirte gegen die Lutheraner.

II.

Die Lutheraner sagen, sie genössen den wahren Leib und das wahre Blut JEsu Christi im heili-

heiligen Abendmahl in- mit- und unter dem Brod und Wein; folglich müssen sie solchen mit ihren Zähnen zerreissen, und auf eine natürliche Art hinunter schlucken. Obj. Ey, da seye GOtt vor, daß wir so lehreten, spricht der Lutheraner; wir sagen, daß wir zwar den wahren Leib und das wahre Blut JEsu Christi im heiligen Abendmahl genössen; nicht aber auf eine natürliche Weise, sondern als ein Geheimniß, welches vor unsern Augen verborgen; inzwischen aber bleiben wir aus Ehrerbietung bey denen klaren Worten der Einsetzung stehen, und wollen darüber nicht weiter vernünftlen. Resp. Das ist wol gut, es folgt aber ein anders aus ihrer Lehre.

Lutheraner gegen die Reformirten.

III.

Die Reformirte glauben die Prädestination; nun folget aus derselben Lehre, daß, wer aus Gnaden erwählet sey, der dürfte leben und sündigen, wie er wolte, er würde doch selig; im Gegentheil aber, wer nicht auserwählet sey, der möchte so fromm und tugendhafft leben, als er immer wolte, so könnte er dennoch nicht selig werden. Obj. Ey, behüte GOtt, das hat ja noch kein einziger Reformirter gelehret. Resp. Ja, es folget aber doch gleichwohl aus ihrer Lehre von der Gnadenwahl.

Reformirte gegen die Lutheraner.

IV.

Die Lutheraner sprechen, der Mensch habe einen freyen Willen, das Böse zu meiden, und das Gute zu thun; wer nun das Gute erwählet, und das Böse meidet, der wird selig; arqui ergo werden die Lutheraner selig, ohne die Gnade. Obj. Ey, da sey GOtt vor, das hat ja noch kein einziger Lutheraner gelehret. Resp. Ja, aber es folget doch gleichwohl aus ihrer Lehre vom Libero arbitrio.

Lutheraner gegen die Reformirten.

V.

Haben nicht die Reformirte die Lutheraner in Bremen ausgebissen, ja sich gar daselbst des Regiments bemächtiget, und die Unserigen davon ausgeschlossen, ergo, würden sie es uns nicht besser machen, wenn wir sie bey uns dulden und aufnehmen solten. Obj. Was vermögen aber dieses der Reformirten ihre Lehren und ihre andere friedfertige Glaubensgenossen; es gibt ja unter den Lutheranern auch herrschsüchtige und eigennützige Leute, was vermögen aber dieses ihre Lehren und Glaubensgenossen? Resp. Die Reformirten machen es allenthalben so. Prob. Neulich kauffte ein Reformirter einen Garten, und als er diesen hatte, wolte er auch einen Bau dahin setzen, und als man ihm dieses erlaubte, wolte er auch Vieh halten; Arqui

ergo.

ergo. Giebt man einem Reformirten den Finger, so will er die ganze Hand haben. Giebt man ihnen eine Kirche, so wollen sie auch in Rath kommen; und wann sie in Rath kommen, so wollen sie auch Herr seyn. Sind also die Reformirten nicht böse Leute?

Reformirte gegen die Lutheraner.

VI.

Ja die Lutheraner dürfen wohl viel mit Bremen aufgezogen kommen; Eine Reichsstadt will noch lange nicht so viel sagen, als der Verlust eines ganzen Fürstenthums, ja, als so vieler hundert tausend Menschen Gut und Blut, Leib und Leben. Wer ist anders Schuld an dem grossen Blutbaad, welches im verwichenen Jahrhundert auf die böhmische Unruhe erfolget, als die Lutheraner; denn wären sie nicht von unserer Seite abgefallen, und hätten mit uns vor einen Mann gefochten, so hätte das damalige entsetzliche Kriegen bald ein Ende genommen, und das protestantische Wesen ein ganz anderes Ansehen gekriegt; so aber mißgönnten uns die Lutheraner, daß wir in Teutschland so mächtig werden solten, und schlugen sich derohalben zum Gegentheil, machten Spaltungen unter sich und uns, und verdorben das ganze Spiel. Obj. Es haben es aber damals auch viele lutherische Stände, insonderheit die Krone Schweden, mit den Reformirten gehalten; Wie können also hier die Lutheraner beschuldiget werden, zudem, was grosser Herren

Inte-

Interesse erfordert, was hat die Religion damit zu schaffen? Resp. Ja, es zeiget aber zur Genüge, daß es die Lutheraner nie gut mit uns gemeynt.

Lutheraner gegen die Reformirten.

VII.

Die Alten haben für gut befunden, dieses und jenes so einzurichten; die Zeiten und Umständ haben sich zwar geändert; doch können wir unsere Verfassung nicht ändern. Ratio: Weil es die Alten so vor gut befunden.

Reformirte gegen die Lutheraner.

VIII.

Unsere Vorfahren sind schon so lange nach .. in die Kirche gegangen: der Gottesdienst ist beschwerlich, es ist wahr, der Unterscheid zwischen den Lutheranern und uns, ist gering, wir nehmen auch keinen Antheil an der Geistlichen ihrem Gezänk: nichts destoweniger, weil es nun so eingeführet, so müssen wir nach .. in die Kirche gehen.

Lutheraner gegen die Reformirte.

IX.

Ich kan einmal die Leute nicht leiden, und es soll, was sie suchen, nicht geschehen, wann auch ein jeder unter ihnen tausend Köpfe hätte. Resp. Ey mein, warum? Resp. Dieweil sie Calvinisch sind, und ich nun die Leute nicht leiden kann.

Reformirte gegen die Lutheraner.

X.

Wie kan das möglich seyn? Ja, es ist möglich, weil es geschiehet. Warum aber geschiehet solches; weil man einmal so will, und nicht anders will, und nicht anders wollen will.

Argumenta contra Irenicos.

Argumentum I.

Clodion spricht, es gelte ihm gleich viel, Lutherisch oder Reformirt, er fände keinen wirklichen Unterscheid unter dieser beyder ihren Lehren. Wem nun alles gleich gilt, der fraget nicht nach Wahrheit, wer nicht nach der Wahrheit fraget, der fraget nicht nach GOTT; wer nicht nach GOtt fraget, der wird verdammt. Ergo atqui wird Clodion verdammt, weil er keinen wirklichen Unterscheid in der Lutherisch- und Reformirten Lehre findet.

II. Die Syncretisten führen unter andern Ursachen, warum man die Vereinigung zwischen beyderseits Protestirenden einführen soll, auch diese mit an; weil dadurch die Wohlfahrt eines Staats und der Handel und Wandel befördert würde; Ergo, suchen sie die Vereinigung nur aus weltlichen Absichten.

III. Es kann nicht seyn, warum? weil es nun nicht seyn kann; aber warum dann nicht? weil ich nicht will; und warum wilst du dann nicht? weil ich nun nicht will; Kann man eine bessere Ursache seiner Handlungen angeben?

IV. Milesius ist noch ein junger Pfaffe, und ich bin schon ein alter Superintendent, und er will die Vereinigung einführen; das kann ich nicht zugeben; warum nicht? Ey, warum soll ich dem jungen Affen nachgeben; ich muß ja das Ding wohl besser wissen.

V. Man könnte zur Noth noch endlich wohl die Lutheraner und Reformirten mit einander vergleichen; allein was hätte man davon?

VI. Was deines Thuns nicht ist, das lasse; die geistliche Wissenschafften gehören vor die Theologos; Ergo, hat sich niemand um die Theologie zu bekümmern, als die Herren Geistlichen.

VII. Es ist nun lang so gewesen, warum läst mans doch nicht beym alten? ja beym alten, dann die Alten sind auch keine Narren gewesen.

VIII. Weilen unser Glaube allein der rechte wahre Glaube ist, so können wir mit denen, die noch im Irrthum sind, uns nicht vereinigen; Obj. Ja, wir glauben aber auch so, wie ihr glaubet, und wie es in euren Glaubensbüchern stehet.

stehet. Resp. Das ist nicht wahr, dann das müssen wir besser wissen, was ihr glaubet.

So lächerlich und abgeschmackt auch diese und dergleichen aus der Rockenphilosophie hergenommene Argumenta einem jeden vernünfftigen Menschen in die Augen fallen; so einen grossen und beynahe unwiedertreiblichen Eindruck geben solche nichts destoweniger in die meisten Gemüther, also, daß leider! die mit so vielen Vorurtheilen umschlungene Wahrheit allhier schwer zu entwickeln, und in eine, unserm Sinn nach, begreiffliche Deutlichkeit und Ordnung, zu bringen ist. Dergleichen Verwirrungen nun abzuhelfen, ist also wohl keines Menschen Werk, sondern es muß der Einfluß von oben kommen, und der HERR selbst die Todtengebeine anblasen; Der wolle uns geben erleuchtete Augen unsers Verstandes, auf daß wir erkennen mögen, welche da sey die Hoffnung unsers Berufs, und welche da sey der Reichthum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen, Ephes. 1, 18.

* * *

XI.

Bedenken vom Separatismo,

an Herrn von Z . .

gedruckt 1736.

P. P.

Ich habe Dero ausnehmende Frömmigkeit jederzeit hochgehalten: Ihre Briefe gefallen mir überaus, sie sind voll göttlicher Erkenntniß; sie rühren, sie überzeugen mich; nur das will mir nicht einleuchten, daß sie sich von allem öffentlichen Gottesdienst abziehen: Sie nennen solchen einen Götzendienst, und rathen mir in Dero Schreiben vom 21. April vor andern des sel. Christian Democriti und des noch lebenden Christoph Schützens Bücher zu lesen:

„ Sie sagen, daß solche nicht allein das Geheim-
„ niß der Gottseligkeit, sondern auch das Ge-
„ heimniß der Boßheit, so sich noch in allen de-
„ nen dreyen Hauptreligionen, oder vielmehr
„ Secten, die in dem Römischen Reich recipi-
„ ret sind, und sich an denen mehresten ihren
„ Anhängern äussere, viel tieffer noch als andere
„ eingesehen; oder wenigstens viel deutlicher
„ und offenherziger davon geschrieben hätten,
„ als Johann Arnd, Henrich Müller, Gottfr.
„ Arnold ꝛc. welche in ihren theuren Schrifften
„ das äussere Babel in unsern Religionen, ent-

weder

„ weder aus Unwissenheit, oder aus Menschen-
„ furcht nicht genugsam entdecket hätten. Ne-
„ ben obigen recommendiren Sie mir auch der
„ Mad. Guion, des P. Poirets, des Lucii, Ho-
„ burgs, Tuchtfelds, Tenhards und Ulzens my-
„ stische, imgleichen Gichtels und Eislers
„ Schrifften, wie auch die grosse Perlenburgi-
„ sche Bibel mit ihren vortrefflichen, insonder-
„ heit mystischen Anmerkungen.“

Ich muß Ihnen, mein Herr, bekennen, daß mir beynahe alle diese Wegweiser deswegen verdächtig scheinen, weil sie meistens in dem Separatismo gelebet, oder noch leben. Ich verwundere mich auch sehr, daß der bey seinem Lachen so scharf beissende Democritus Ihrem sonst ernsthafften und sachtsinnigen Gemüth einen solchen Eindruck gegeben, daß Sie ihn unter Ihren Schrifftgelehrten mit oben an setzen. Ich muß Ihnen offenherzig sagen, daß mir derselbe in der Theologie eben so wenig Grund zeiget, als der berühmte Bayle. Destruunt alia melius quam propria tuentur.

Die Abgründ weisen sie, doch Rath und Hülfe nicht,

wie Herr von Canitz sagt. Ich habe bisher mehr Erbauung gefunden, wenn ich von Ausländern des berühmten Fenelons, P. Bourdaloue, Flechier, Sacy, Pascal, du Moulin, Scherlocks, Tillotsons, Abbadie, la Placette, Superville und Saurins Schrifften gelesen. Unter denen

Teutschen aber pflege ich mich vor andern an den frommen Joh. Arnd zu halten, daneben ich auch des sel. Speners, Scrivers, Arnolds, Langhansens und Mosheims ꝛc. Predigten um so viel höher achte, weil sie sich zu meiner Hausandacht mit schicken; und sowohl auf das thätige Christenthum dringen, als den Frieden in der Kirche durch ihre Einträchtigkeit bewahren.

Weil Sie, mein Herr, unsere drey Hauptreligionen im Römischen Reich doch nur für Secten halten, so wird Ihnen meine, aus Catholischen, Reformirten und Lutheranern zusammen vermengte Andacht, nicht anstößig scheinen: Ich folge darinnen der Lehre Pauli: **Prüffet alles, das Gute behaltet.** Ich habe bey diesen Umständen keine geringe Vergnügung zu sehen, daß die vornehmste Lehrer dieser drey Religionen in den Hauptwahrheiten zur Seligkeit mit einander übereinstimmen.

Sie sehen, mein Herr, mich also noch immer in meinen vorigen Meynungen: welche die äusserliche Vereinigung und Verträglichkeit in Glaubenssachen betreffen. Was übrigens den Separatismum anbelangt; davon ist dieses kürzlich meine Meynung:

* * *

I. Der äusserliche

Es ist eine allgemeine Neigung der Menschen, daß sie dasjenige, was sie lieben und für gut erkennen, auch gerne

gerne öffentlich rühmen und preisen. Wie solten wir demnach unser allergröstes und wichtigstes Anliegen, unser alleranständigste und glückseligste Neigung, GOtt in uns und durch uns zu verherrlichen und zu lieben, bey uns sogar verschlossen halten, daß sie nicht auch durch öffentliche Andacht, erbauliche Ceremonien, geistreiche Lieder und dergleichen ausbrechen und sich an den Tag legen solten? Dieses ist die rechte Freude der Heiligen, GOtt auch in der Gemeinde zu loben, Harfen und Psalter anzustimmen, und dem HErrn ein neues Lied, ein fröliches Halleluja, und dergleichen zu singen.

Gottesdienst ist unsrer Natur gemäß.

Es haben auch je und je alle Völker zu allen Zeiten das höchste Wesen, oder dasjenige, was sie für göttlich hielten, durch allerhand äusserliche Ceremonien, Gebete, Opfer und dergleichen zu verehren gesucht; Besonders das Volk Israel, das auserwählte Geschlecht, bey denen GOTT selbst den äusserlichen Dienst eingerichtet hatte, und auf solche Weise denselben als eine ihm anständige und wohlgefällige Sache gebilliget und für gut gefunden. Wie dann nachgehends darauf unser Heiland JEsus Christus selbst den Tempel besucht, darinnen gelehrt, vor dessen Reinigkeit geeiffert, und die Wechsler und Viehhändler daraus vertrieben hatte. Joh. 2. v. 24. Ja es war nicht sobald ein Häufflein der ersten Christen zur Erkenntniß gebracht, so

II. Ist bey allen Völkern je und je üblich gewesen.

suchten dieselbe auch schon, sich, wiewohl nur heimlich, zu versammlen, und in gewisse Gemeinden zu schliessen, das Abendmahl mit einander zu halten, auf gute Zucht und Ordnung zu sehen, mithin auf die Ausbreitung des Reichs Christi bedacht zu seyn; sich selbsten aber einander zu erbauen, zu ermahnen, und immer im Glauben an Christum sich noch mehr und mehr zu gründen. Bis endlich darauf die Reiche der Welt dem Reiche des Heilandes, als dem Scepter aus Juda, sich unterwarfen und zu dessen allgemeinen Verehrung alles veranstalteten, Tempel und Schulen erbaueten, Kirchenordnungen verfaßten, besondere Andachten und Wallfahrten anstelleten, allerhand geistliche Gesellschafften und Klöster aufrichteten; ja endlich gar so weit in das Aeusserliche verfielen, daß sie fast das Innerliche darüber vergassen, und den rechten Tempel, darinn GOTT im Geist und in der Wahrheit will angebetet seyn, in ihrem Herzen nicht mehr fanden. Wer wolte aber wegen dieser mit unterlauffenden Mißbräuche eine an und für sich selbst gute Sache abschaffen.

III. Hat seinen vielfältigen Nuzen.

Der öffentliche Gottesdienst hat seinen vielfältigen Nuzen. 1. Dienet derselbe zur allgemeinen Unterweisung, ohne welche sonsten die meiste Menschen wenig oder gar keine Begriffe in geistlichen Dingen bekommen würden; gestalten die wenigsten Haushaltungen so beschaffen sind, daß darin-

1. In der allgemeinen Unterweisung.

darinnen viel auf eine dergleichen Erkenntniß solte getrieben werden.

2. Erwecket der öffentliche Gottesdienst bey guten Gemüthern immer mehr und mehr Andacht; zumal, wann in denen Kirchen erbauliche geistreiche Reden, von einem rechtschaffenen frommen Prediger gehöret, und dabey schöne liebliche Lieder gesungen und musiciret werden. 2. Erwecket zur Andacht.

3. Verbindet derselbe die Menschen zu einer GOtt gefälligen Eintracht und Liebe, wann sie solchergestalt ihre Stimmen, ihre Seufzer, ihre Herzen mit einander bis in den Himmel erheben, und ihre Andacht mit vereinigten Glauben vor GOttes Thron bringen. 3. Verbindet die Menschen zur Eintracht.

4. Ist nicht wohl abzusehen, wie ohne Kirchen und Schulen, der gemeinen Jugend in der nöthigen Zucht und Lehre könne an Handen gegangen werden. Wie solten sie zur Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen, wenn sie solche nicht von Predigern und Schulhaltern bekommen würden? Auf ihre Eltern es bloß ankommen zu lassen, wäre überaus mißlich; dann diese haben selbst noch immer guter Zucht, Ermahnung und Unterweisung vonnöthen; und sind ihrer viele durch ihre Lebensart ihren Kindern selbst eine traurige Anweisung zu allem Bösen. 4. Dienet zu Erziehung der Jugend.

5. Erhält gute Policey.

So hat auch 5. der öffentliche Gottesdienst seinen trefflichen Nutzen in Ansehung weltlicher Policey und Ordnung im Regiment? Was würde die Menschen, die ohnedem durch blosse Gesetze nicht einmal vom Bösen zurück gehalten werden können, zu einem äusserlich sittlich und ehrbaren Leben bewegen, wann die Religion nicht wäre, und ihnen ihre Pflichten nicht immer durch öffentliches Lehren und Predigen vorgehalten und eingeschärfet würden? Dieses ist noch immer das beste Mittel, ein wilder, unbändiges Volk in gebührenden Schranken zu halten, und ihnen die ächte Meynungen der Ehre, der Tugend und der guten Sitten beyzubringen. Die Religion hat also ihren grossen Nutzen auch schon in diesem Leben, ja ihre Gesetze gehen nur bloß auf dieses zeitliche Leben; dann in jenem werden wir derselben nicht mehr vonnöthen haben. GOTT regieret die Menschen im äusserlichen, das ist, im weltlichen Stand, durch die Furcht; im innerlichen aber, das ist im geistlichen, durch die Liebe.

6. Befördert das Gute überhaupt.

Prediget man 6. gleich auf denen Kanzeln nicht unmittelbar GOttes Wort, oder durch den Geist GOttes, wie es doch auch, wenn ein recht gottseliger Prediger auftritt, zu geschehen pflegt, so höret man daselbst doch solche Lehren, die allesammt auf die Verbesserung der Sitten und auf die Beförderung des Guten gehen.

hen. Die Menschen werden auf solche Weise zur Ehrbarkeit, zur Tugend und zur Frömmigkeit eingeleitet. Wäre nun der äusserliche Gottesdienst ein blosser Götzendienst, so würde bey dieser Gelegenheit der Teuffel, der doch sonst ein listiger Geist ist, die Waffen gegen sich selbst führen, und also durch die Lehre der Tugend das Reich Christi befördern helfen.

IV. Dargegen ist der Separatismus vieler Gefahr unterworfen.

Der Separatismus ist im Gegentheil vielerley Gefahr unterworfen. Ein Mensch ist dem Irrthum niemals näher, als wenn er bloß seinem Eigensinn folget: Wer weiß ist, der höret zu, und wer verständig ist, der lässet sich rathen. Prov. 1. v. 7. Sich besser, klüger und frömmer zu seyn bedünken, als andere Menschen, und deswegen die Gemeinde zu verlassen, hat öffters keinen andern Grund, als die Einbildung des Pharisäers, der bey Luc. 18. v. 13. GOtt dankete, daß er nicht wäre, wie andere Leute. So bald man sich der christlichen Lehrsamkeit einmal entrissen, so sind wir ein Spiel unserer Vorurtheile; man will anderer Leute Irrthümer meiden, und man verfällt in andere, die noch grösser sind. Die Affecten lauffen heimlich mit unter; man siehet sich allenthalben selbst, man gefällt sich, man findet sich gelehrt, fromm, erleuchtet, heilig. Diese Einbildung ist gefährlich, sie leitet zum heimlichen Hochmuth, den ein Christ sorgfältig muß zu vermeiden trachten. Viel sicherer

ist

ist es einfältig wie die Kinder zu seyn, wie die Kinder zu glauben, und wie die Kinder sich leiten zu lassen. Unser Verstand hat seine gewisse Gränzen; er kommt, so weit man ihn auch treiben kann, doch nicht weiter, als bis zum Stückwerk: Dieses ist der höchste Grad seiner Kenntnissen, zu welchem noch überdem gar wenige gelangen, weil sie nicht unterscheiden können, was Natur, was Gnade, was Vernunft, was Glaube sey.

Besonderer Character der meisten Separatisten.

V. Betrachten wir die Separatisten etwas näher nach ihrem Temperament und nach ihren besonderen Eigenschafften, so wird man finden, daß sie insgemein gutmeynende, fromme, aber dabey theils eigensinnige, tiefsdenkende und argwöhnische Leute sind; die, weil sie die gemeine Fehler der Menschen und der äusserlichen Kirchen einsehen, und darüber nicht gebührend angehöret, noch freundlich unterrichtet werden, auf die Absonderung verfallen. Sind sie dabey, wie es sich öffters findet, stark zur Melancholie geneigt, so gerathen sie leicht in allerhand Anfechtungen und Schwermüthigkeiten; ihre Lebensgeister werden dunkel und schwach, sie sind sich selbst eine Last, sie ängstigen sich stets, sind traurig, seufftzen immer, lassen den Kopf hängen, und verlieren endlich allen Muth; damit werden sie zu ihren Amts- und Berufsgeschäfften untüchtig, können keine Arbeit mehr recht vertragen; mit dem blossen Beten ist es

auch

auch nicht ausgerichtet; sie verfallen dabey in Nahrungsmangel, bedienen sich harter schlechter Kost, welche ihre zähe Säffte noch mehr verdicket, und ihrer ohnedas baufälligen Hütten wenig Stärke und Feuer giebt; und also führen sie ein elendes, trauriges Leben, und verdienen deshalben in allewege, daß man sich ihrer mitleidend annehme; dann sie sind gemeiniglich ehrliche, fromme Leute, die gute Absichten haben; aber nur nicht wissen, wie sie dazu gelangen sollen. Von den Scheinheiligen, die den Schalk im Herzen verbergen und in die Häusser schleichen, um die Welt zu betrügen, davon ist hier die Rede nicht; dann diese finden sich unter allen Secten.

VI. Wie man mit ihnen verfahren soll.

Diese arme Separatisten solten also mehr unsere Barmherzigkeit rühren, als die ohnedem sündliche Regungen des Hasses und der Verbitterung in uns aufbringen; anstatt sie zu verfolgen, solten wir ihnen Gutes thun; anstatt sie zum Lande hinaus zu jagen, solten wir unsere Prediger antreiben, ihres Postens desto sorgfältiger wahrzunehmen; anstatt sie durch unsere böse Lebensart zu ärgren, solten wir sie durch ein thätiges Christenthum überzeugen, daß sie unrecht hätten, sich von uns abzusondern. Es würde sich sodann der Separatismus bald von sich selbst verlieren; die Liebe, ja die Liebe allein würde alles wieder zurecht bringen, denn die Liebe verträget alles, sie glaubet alles, sie duldet alles, nach 1. Cor. 13. v. 7. Sie weiß der Schwachen

chen ihre Gebrechlichkeit zu tragen, und hat nicht Gefallen an sich selbst, ib. 15. v. 1. Wo nun Liebe ist, da ist auch Christus, und wo Christus ist, da ist auch Wahrheit.

VII. Und wo zu man sie hinwieder um anhalten soll.

Diese Liebe aber müste auch bey ihnen Platz finden; deswegen wären sie stets und nachdrücklich zu vermahnen, daß sie sich alles Schänden und Schmähens gegen die Prediger und den öffentlichen Gottesdienst enthalten, gemeine Ordnung nicht stöhren, denen Schwachen keinen Anstoß, und denen Frommen, welche die Versammlung lieben, keine Aergerniß geben, sondern sich in ihren Schrifften und Reden bescheiden, friedsam nnd christlich vernehmen lassen solten. Wo sie aber dawider handelten, so hätte es die Obrigkeit billig zu ahnden; nicht, als ob man ihnen dadurch ihre Gewissensfreyheit kränken wolte, sondern weil dadurch die gemeine Ruhe und Ordnung gestöhret würde, als mit deren Verletzung keine Toleranz bestehen kann. Man müste ihnen ferner vorstellen, daß ihr Eiffer zu hefftig, ihr Urtheilen vom Predigamt zu lieblos, ihre Absonderung unerbaulich, und ihre Aufführung unordentlich wäre; daß sie von denen Geistlichen, die ohnedem eine schwere Amtsbürde zu tragen hätten, mit allem Glimpf und nach der Liebe urtheilen, ihre Schwachheiten nicht immer aufdecken, noch vielweniger einer ganzen Gemeinde dasjenige beymessen solten, was die Glieder noch mangelhafftes

hafftes und gebrechliches an sich hätten; daß sie allenthalben die Wölfe wohl unterscheiden müsten von den Schaaffen; daß sie mit den Schwachen Gedult haben, und auch gute Absichten und Meynungen solten gelten lassen; im übrigen aber GOtt um Vermehrung seiner Gaben beständig anflehen, und sofort.

VIII. Was man noch ferner aus christlicher Connivenz vor sie thun solte.

Um auch diesen guten Leuten noch mehr Anlaß zur Vereinigung mit der Gemeinde zu geben, müste man, aus christlicher Condescendenz, ihnen eine völlige Gewissensfreyheit gestatten; also, daß sie, nach ihrem selbst eigenen Gutdünken, ihre Versammlungen, wann, wo, und wie sie wolten, halten, und sich dazu ihre besondere Lehrer, Aeltesten, Vorleser und dergleichen, wählen möchten; nur mit dem einzigen Vorbehalt, daß sie sich dabey als ehrliche Bürger und Einwohner betragen, und wochentlich einmal den ordentlichen Prediger ihres Kirchspiels, oder einen andern, wann sie zu diesem gar kein Vertrauen hätten, bey sich, in ihrer Zusammenkunft, eine Predigt oder Rede thun lassen solten. Doch müste dieser Prediger nichts anders ihnen vortragen, als was zu ihren Absichten in der Gottseligkeit dienlich, damit sie also auf diese Weise noch immer, certo modo, in der Gemeinschafft der Kirche erhalten werden möchten. Zu dem Ende möchte man auch noch ferner darauf sehen, daß überhaupt der geistliche Stand mit tüchti-

gen

gen Subjectis besser versehen würde; damit auch von dieser Seiten, denen Separatisten, alle Steine des Anstosses aus dem Wege geräumet würden; also solte man durchgehends darauf bedacht seyn, die Kanzeln mehr mit frommen, als gelehrten, mehr mit heiligen, als beredsamen, mehr mit sanftmüthigen, als eiffrigen Lehrern zu besetzen; wiewohl diese Eigenschafften, nachdem sie sich beysammen finden, auch einen desto vollkommenern Prediger ausmachen. Unterdessen so hat man bey diesem Amt doch immer ungleich mehr auf die Gaben des Geistes, als auf die Gaben der Schule zu sehen; damit die Lehren und Predigten, nicht allein aus dem Wort, sondern auch in der Krafft, bestehen möchten. Dieses alles würde sonder Zweiffel die Frommen gar bald zusammen in eine Heerde bringen: Weil sie auf solche Weise die rechte Stimme ihres Erzhirten JEsu Christi hören würden; davon er selbsten spricht: **Meine Schaaffe hören meine Stimme und folgen mir nach,** Joh. 10. v. 3.

IX. Was von ihren Privatversammlungen zu halten.

Was die Privatversammlungen derer Separatisten in ihren Häussern anlangt, so ist davon schon vieles hin und wieder geschrieben worden. Wir wollen die Sache nur kürzlich, wegen des Zusammenhangs dieser hier behandelten Materie, berühren. Diejenigen, die solche verwerfen, gründen ihre Ursachen vornemlich auf diese vier Hauptsätze.

1. Sa-

1. Sagen sie, würde dadurch die allgemeine Ruhe und Ordnung gestöhret. 2. Würden dadurch die Leute nur immer noch mehr und mehr vom öffentlichen Gottesdienst abgezogen, und das Predigamt verdächtig gemacht. 3. Geben solche zu allerhand Schwärmereyen und Winkelschlichen Anlaß. 4. Verursachten also viel Aufsehen und Aergerniß im gemeinen Wesen.

Antwort auf die Einwürfe.

Alleine wir können 1. nicht absehen, wie dadurch die allgemeine Ruhe und Ordnung gestöhret würde, wann zehen bis zwanzig Menschen, aus Trieb zur Andacht und sich einander in GOttes Wort zu erbauen, in einem Hause zusammen kommen, einige Lieder singen, Sprüche aus der Bibel erklären, oder sonst christliche Gespräche führen; es müste dann zuvor erwiesen seyn, daß dergleichen Zusammenkünfte dem Staat gefährlicher seyen, als andre Zusammenkünfte, wo man die Zeit dem Spiel, dem Trunk oder andern unnützen Zeitvertreib widmet. 2. So werden die Leute dadurch nicht sowohl vom öffentlichen Gottesdienst abgezogen, als durch die leblose Predigten, die man mehr als zu viel in denen Kirchen höret; wie dann auch die meisten Zuhörer nur scheinen da zusammen zu kommen, um der Gewohnheit ein Genügen zu thun, oder ein geputztes Angesicht zu zeigen ꝛc. So wenig aber die Schuld davon einer kirchlichen Versammlung, an und vor sich selbst kan beygemessen werden: so wenig ist es auch denen Privatversammlungen zu-

zuschreiben; wenn darüber einige Leute sich dem öffentlichen Gottesdienst entziehen; denn diese beyde Sachen haben unter sich keine Verbindung, als ob derjenige, der das eine thut, das andere lassen müste. Es kann einer den ganzen Sonntag in die Kirche gehen, und doch hernach in seinem, oder in seines Nachbarn Hause die Betstunde mithalten. Es ist zwar 3. nicht zu leugnen, daß zuweilen dergleichen Privatversammlungen, wenn sich darunter übel berüchtete oder wirklich lasterhaffte Personen befinden, zu allerhand Verdacht und bösen Nachreden Anlaß geben können; Allein, die heiligste Versammlungen in denen Gotteshäussern, zumal bey denen Früh- und Abendbetstunden, Metten und dergleichen, sind von solchen heillosen Uebel nicht rein; Wer die Welt und ihre Werke kennet, der weiß auch hier, wie es öffters zuzugehen pfleget. Es kann demnach das Gute allenthalben gemißhandelt und auf Nebenwege geleitet werden. Bey dergleichen Vorfällen aber ist es ein Werk der Obrigkeit, allen und jeden unordentlichen Ausbrüchen mit Ernst vorzubeugen, und also 4. wegen allen zu besorgenden Ausschweifungen, sie mögen unter dem Schein der Andacht, oder aus offenbarer Leichtfertigkeit begangen werden, die nöthige Anstalten zu verfügen. Sonsten aber bleibt es wohl dabey, daß keine Leute dem Aufnehmen einer Republic zuträglicher wären, als diejenige, denen es ein rechter Ernst ist, fromm und ehrlich zu seyn, und die dasjenige suchen werkstellig zu machen, was andere

nur

nur glauben, daß es gut sey. Hier wäre zu wünschen, daß alle Häusser und Einwohner eines Orts möchten zu Tempeln des heiligen Geistes, und zu einem immerbrennenden Rauchaltar werden, worauf man dem HErrn opfert.

X. Besonderer Nutzen, welchen die Kirche von denen Separatisten hat.

Man siehet hieraus, daß die Separatisten der wahren Kirche mit nichten schädlich sind, sondern vielmehr ihre Reinigkeit trefflich befördern helfen: Unsere Geistlichen würden immer noch in eine tieffere Schlafsucht verfallen, und das Werk des HErrn mit läßigern Händen treiben, wo nicht zuweilen noch einige unruhige, oder vor die wahre Frömmigkeit eiffrende Menschen ein wenig Lermen machten, und sie ihres Amts erinnerten. In diesem Sinn geben auch selbst die Catholicken zu, daß sie Doctor Luthern vieles in der Verbesserung des Kirchenwesens zu danken hätten; weil dieser die viele Gebrechen und Gottlosigkeiten, die in dem geistlichen Stande, und besonders in denen Klöstern überhand genommen hatten, tapfer ins Licht gebracht, und mit allem Eiffer sich dem Fortgang derselben widersetzt hatte. Hieher kommt auch, was der Apostel Paulus sagt: **Es müssen Rotten unter euch seyn, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden.** 1. Cor. 2. v. 19.

XI. Exempel eine,

Ich schliesse mit dem Exempel zweyer sehr berühmten Männer, davon der

zweyer berühmten Männer.

eine, seiner besondern Meynungen ohngeachtet, bey der Kirchen geblieben; der andere aber sich davon abgewendet hat. Ich bewundere noch immer die Demuth des grossen Erzbischoffs von Cambray, Fr. Salignac de la Mothe Fenelon. Dieser, als er sahe, daß seine nicht ganz übel gegründete Lehre von der reinen Liebe GOttes, viele Bewegungen in der Kirche verursachte, und endlich den ganzen Vaticau zu Rom verleitete, eine und andere daraus folgende Lehrsätze, als verdächtig, ungegründet und irrig zu verwerfen; so hatte derselbe keinen Anstand, seine darüber herausgekommene Schriften, weil er darinnen von denen Ausdrücken und Redensarten der Kirchen abgewichen wäre, zu wiederruffen. Dieses mag wohl eine Selbstverleugnung heissen, da man, um die Eintracht in der Kirche zu erhalten, lieber den grösten Götzen, ich meyne die Selbstliebe und den Eigendünkel, vom Throne stürzet; Ich bin auch der Meynung, daß eine solche Demuth, da man alle eigene Weißheit aufgiebt, GOtt ein angenehmeres Opfer seyn mag, als wenn man solche, auf alle Art und Weise, im Ansehen zu erhalten, und eigne Meynungen andern, als unfehlbare Glaubensartickeln aufzudringen bemühet ist. Ja, es hat der Herr von Fenelon durch seine so lehrsame, bescheidene und sanftmüthige Aufführung seinen Anhang nicht vermindert; vielmehr hat derselbe dadurch das Geheimniß erlanget, seine

Grosse Demuth des Herrn von Fenelons, Erzbischoffs zu Cambray.

Schrifft-

Schrifften in der ganzen Christenwelt bey allen Religionen und Secten angenehm und erbaulich zu machen.

Character des Democriti Christiani.

Im Gegentheil, so ist der bekannte, Dippelius, sonst Christianus Democritus, von einer ganz andern Gemüthsbeschaffenheit gewesen; Er war gelehrt, munter und beredsam: seine Satyre riß den Scheinheiligen die Larve vom Gesicht und entdeckte die Mißbräuche der Kirche bis zur Ueberzeugung; sein Herz aber war noch zu voll von seiner eigenen Weißheit, er gefiel sich darinnen selbst wohl; der Ruhm einer blossen Frömmigkeit hatte nichts vor ein Gemüth, das nach ausserordentlichen Dingen trachtete; Er wolte der Urheber einer neuen Secte heissen; dieser Gedanken schmeichelte seinem Hochmuth weit mehr; Er war zwar von Geburt ein Protestant; allein er fand auch in der protestirenden Kirche noch viele Dinge, dawider er protestirte; Er hatte hierinnen eine leichte Sache: Fehler sind bald zu entdecken, aber schwer zu heben; Der Christen Wandel war nicht nach der Lehre Christi; man drung eiffrig auf den Glauben, und in denen Werken bliebe man todt. Dippel hatte hier viel zu erinnern; er hätte es thun können, ohne sich abzusondern und eine neue Secte zu formiren, so wäre es erbaulich gewesen. Er hätte aber damit in der Welt kein solches Auffsehen gemacht; er wäre mit den Lutheranern ein Lutheraner geblieben; diß war ihm nicht genug;

es solte auch Dippelianer geben. Die blosse Imputation des Verdienstes Christi, welches die Orthodoxen lehrten, und denen Sündern ein sanftes Küssen war, gab er vor eine leere Fantasie an; er drung auf die Nachfolge und Aehnlichkeit Christi, wuste aber noch nicht, wie er sich selbst verleugnen solte. Seine ganze Schreibart bezeuget solches; sie hat nichts von der Sanftmuth und Demuth eines Christen; sie ist so beissend, so hefftig, so schmähsüchtig, daß es scheinet, er habe mehr die Geistlichen lächerlich, als das Gute annehmlich machen wollen. Seine natürliche Lebhafftigkeit hatte zwar daran mehr Antheil, als ein böses Herz; allein, die wahre Nachfolge Christi hätte dieses noch wilde Feuer bald zu dämpfen gewust, wo er darinnen, wie er angefangen, fortgefahren wäre. Er starb endlich, und hinterließ in Schweden und Dännemark, auch hin und wieder in Teutschland einen starken Anhang.

Zum Beschluß.

XII. Es ist demnach in der Religion nichts bessers, als Einfalt und Aufrichtigkeit; jene macht uns glauben, was göttlich ist, wann wir solches gleich nicht verstehen; und dieses lehret uns den Heiland lieben von ganzem Herzen und aus allen Kräfften; Wir verlieren dabey allen Eigensinn, wir werden beugsam und lassen uns weisen wie die Kinder; Wir vermeiden dadurch alle gefährliche Abwege; die Liebe macht uns alles vertragen, alles glauben, alles hoffen, alles dulden;

Wir

Wir urtheilen nicht, wir richten nicht; ein jeder stehet und fällt seinem Herrn. Hat uns GOtt in dieser oder in jener Kirche lassen gebohren werden, so mögen wir leicht darinnen so viel Gutes hören, als uns zu wissen nöthig ist; den Mangel wird der heilige Geist, wenn wir einfältig und aufrichtig sind, durch seine innere Gnadenwirkung bald ersetzen. Wir bekennen uns zu einer äusserlichen Kirche, weil es die Ordnung so mit sich bringet; der rechte wahre Gottesdienst aber ist und bleibet inwendig in uns, Luc. 17. v. 20. Da lehret, da prediget Christus selbst seinen Glaubigen. Da disputirt man nicht mehr über blosse Meynungen; Christus selbst ist unser Weg, unsre Wahrheit, unser Leben, Joh. 14. v. 6. Auf das Aeusserliche kommt es hier nicht an, man darf darüber kein Separatiste werden. Die Ceremonien, Gebräuche und Umstände in einer Kirchen richten sich nach dem Herkommen: wo es einmal so eingeführet und gewöhnlich ist, da muß man ohne Noth nichts neues anfangen. Offenbahre Irrthümer und Mißbräuche, wann sie nicht gar zu grob sind, muß man mit Gedult ertragen, bis es GOTT gefällt, auch andere darüber mit uns einstimmig zu machen, um solche abzuschaffen, oder zu verändern.

In der Lehre, sofern sie nicht den Grund der Seligkeit betrifft, hat es auch so viel nicht zu sagen, wenn gleich nicht alle Glieder in allen ihren

Meynungen mit einander übereinstimmen, dergleichen Uebereinstimmung ist unter den Glaubigen nie gewesen, und dürfte auch in der Verfassung dieser gegenwärtigen Welt wohl nimmer statt finden. Wir haben alle die Erkenntniß nur nach einer gewissen Maaß; allein im Grund müssen wir suchen mit einander recht einig zu seyn. Dieser ist Christus, der Eckstein, und die Liebe, durch welche alle Glaubige zusammen in ihm vereiniget sind.

XII.

Der vernünftige Gottesdienst,

Nach
der leichten Lehrart
des
Heilandes,

Untersucht bey Gelegenheit einiger an Ihro Hochgräfl. Excellenz, den Herrn Grafen von Zinzendorf, gerichteten und von denenselben beantworteten Fragen.

1. Thessal. 5. v. 21.
Prüffet aber alles, und das Gute behaltet.

1737. (*)

(*) Dieses Werk ist zu verschiedenen malen und an verschiedenen Orten aufgelegt worden.

Es ist Ihro Excellenz, dem Herrn Grafen von Zinzendorf, bey Anwesenheit in Frankfurt Mense Decembr. No. 81. des 2ten Jahres vom 8ten Octobr. 1737. der dortigen gelehrten Zeitungen, darinnen derselbe um eines und anders befraget worden, so wichtig vorgekommen, und er hat das kluge und bescheidene Verfahren des Herrn Autoris so exemplarisch befunden, daß er, um andere zur Nachfolge zu reitzen, weil er nichts mehr wünschet, als so gefraget zu werden, die Antwort darauf also sofort auf das deutlichste und einfältigste von sich gestellet, wie folget:

Er wird gefraget:

1. Ob die Herrenhuter nicht besser thäten, wenn sie keine besondere Brüderschafft und Gemeinde unter sich aufrichteten, und sich in der Einfalt zu der evangelischen Kirche hielten, weil sie doch zu ihren Lehren sich bekennen?

Resp. Die Lehre der evangelischen Kirche ist apostolisch und nach Lutheri Sinn; die Kirchenverfassung unapostolisch und wider Lutheri Sinn; darum thäten die mährischen Brüder übel, wenn

sie

sie ihre dreyhundert-jährige Zucht und Ordnung fahren lieſſen, um sich schlechterdings in eine Einrichtung zu begeben, die sie nicht völlig approbiren können. Sie thäten dreymal übel daran.

a) Weil sie die apostolische Einrichtung, die sich durch ein Wunder GOttes 700. Jahr conserviret, auf einmal damit begrüben.

b) Weil sie weiter giengen, als es die Glaubensbücher begehren, welche zur Einigkeit in der Kirche die Einigkeit der Formen nicht erfordern.

c) Weil sie etwas annehmen, und dadurch von neuem befestigten, was alle rechtschaffene Theologi der evangelischen Kirche geändert wünschen.

Ich glaube die mährischen Brüder thun genug, daß sie sich an Orten, wo sie keine eingerichtete Gemeinen formiren, in allen Adiophoris der Kirchenordnung des Landes gemäß bezeigen, wo sie wohnen. Die gelehrte und in die Kirchenhistorie einschlagende Materien von ihrer bischöfflichen Succeßion, und von dem Nexu, welchen sie theils mit der Unitate fratrum, theils mit der hohen Kirche in Engelland haben, wollen wir unberühret lassen.

2. Ob die besondere Versammlungen in denen Häussern, die eine Art eines öffentlichen Gottes-

Gottesdiensts vorstellen, und zu viel verkehrten Urtheilen Anlaß geben, nicht füglicher eingestellt, und die Erbauung gut-gesinnter Seelen in einem gewöhnlichen Umgang, durch gute Ermahnungen, vertrauliche Gespräche und dergleichen, möchte befördert werden, damit es nicht das Ansehen hätte, als wolte man was besonderes suchen?

Resp. Der Zweck öffentlicher Reden ist: dasjenige vielen auf einmal zu sagen, womit man etliche Wochen zubringen müste, wenn man es einzeln thun wolte. Die öffentliche Lehrer, die den Sinn Pauli haben, öffnen ihren dazu geschickten Glaubensgenossen ihre Kanzeln; und wo solches nicht füglich geschehen kann, machen sie darzu andere Gelegenheit. So bald eine hohe Obrigkeit dergleichen erlaubet, ist es ein öffentliches Werk, welches jedermann sehen und hören kann; und man kann alsdann zu denenjenigen, die darüber ungleich urtheilen, mit Recht sagen: Richtet nicht; Lüget nicht wider einander; Wer seinen Bruder afterredet, der afterredet der Religion, u. s. w. dieser Leute ihr Forum ist alsdenn incompetent. Lässet es eine Obrigkeit mit gewissen Einschränkungen geschehen, so pflegt man sich gern darein zu schicken; verbietet sie es aber gar, so lässet man es ordentlicher Weise, und ausser dem Fall eines höhern Ruffs, der sich sodann auch legitimiren muß, bey der in der Frage vorgeschlagenen Weise willig bewenden.

3. Ob ihre Lieder, weilen verschiedene darunter anstößig, seltsam und dunkel scheinen, in allgemeinen Versammlungen, wo allerhand Leute mit zugegen sind, besser nicht gesungen würden.

Resp. Anstößige Lieder sollen gar nicht geduldet werden; Anstößig scheinende muß man paßiren lassen, wann der Anstoß denenjenigen conform ist, die in der Bibel vorkommen, weil dergleichen Anstösse nicht in den Worten, noch in der Sache, sondern in dem Leser liegen. Dunkele gehören in keine Versammlung, wo sie nicht verstanden werden. Die Seltsamkeit muß auch untersucht werden; dann weil die ganze Lehre JEsu was seltsames ist, und von den wenigsten gefasset wird, die sie vorgeben zu glauben, so kann es unsern Liedern wohl auch so gehen. Sonst befleißiget sich das mährische Volk einer ausnehmenden Deutlichkeit, kurzer, ganzer und runder Ausdrücke, und weiß von keiner Mystique in Worten, muß sich aber gefallen lassen, wann man ihre deutlichste Redensarten nicht verstehet, wo die Sachen Geheimnisse sind.

4. Ob es ihren Absichten nicht gemässer seyn solte, in Adiaphoris oder Mitteldingen sich auf keinerley Weise auszuzeichnen? In Betrachtung, daß weder Christus noch seine Apostel etwas gethan und gelehret, daraus man einen Singularismum in decoro, Kleidern, Manieren, und dergleichen äusserlichen Dingen abnehmen könnte; es heisset wohl: Stellet euch nicht

gleich

gleich der Welt; Wir halten aber davor, die Welt heisse hier so viel, als die Gottlosen, und nicht der in der Welt übliche Wohlstand.

Resp. Wir halten davor, daß es ein grosser Vortheil sey, wann ein jeglicher in seinem Stande bleibet. Wann die mährische Bauern und Bäuerinnen ihre im übrigen ganz ehrbare Tracht allemal nach der Mode des Orts ändern solten, wo sie wären, so würde es ihnen zu kostbar fallen; so gehets auch mit den bürgerlichen und andern Standespersonen, die zu dieser Gemeine gehören, sie kleiden sich schlecht und recht, wie es ungefehr ihrem Stande nach, mit den wenigsten Unkosten geschehen kann. Blosse Eitelkeiten zu imitiren, ist den Gliedern einer Kirche GOttes unanständig. Weil man nun auch Kleider von allerhand Farben, Spitzen, Peruquen, Poudre, Livreen und dergleichen unter ihnen gewahr wird, so sind sie einer andern Critic exponiret, als ob sie so weltförmig und der Verleugnung aller Dinge noch nicht so nahe wären, als man von ihnen gedacht hätte. Daher müssen sie sich freylich beruhigen, wenn sie es in allen dergleichen Dingen nach ihrem besten Wissen und Gewissen einrichten.

5. Ob sie in ihrer Sittenlehre öffters nicht auch zu weit gehen, wenn sie dem Menschen den Genuß eines zeitlichen Vergnügens gar leicht pflegen zur Sünde zu machen; da doch GOTT diese ganze Welt und alles, was darinnen ist, zum Dienst

und

und Genuß des Menschen erschaffen; doch so, daß er allezeit die Früchte des verbotenen Baums, welche noch immer die Straffe und den Tod nach sich ziehen, sorgfältigst zu meiden hat. Wie viele Schätze und Reichthümer hat uns nicht die Güte und Freundlichkeit GOttes zu unserer Freude und seiner Verherrlichung ausgesetzet, bey deren Genuß wir weiter nichts, als die uns vorgeschriebene Ordnung zu beobachten haben?

Resp. Die Herrenhuter machen einen Unterscheid unter dem esse & bene esse: unter dem, was das nöthigste; und dem, was das glückseligste ist. Zur Nothwendigkeit rechnen sie ein Stück: Die Vergebung aller seiner Sünden in dem Blute JESU. Wer sich dieselbe nicht so gewiß zurechnen kann, als er weiß, daß er die Augen im Kopfe hat, der ist unselig, und kann nicht Herr über die Sünde werden, sondern macht bey millionen Vorsätzen banqueroutte. Wer Vergebung der Sünden hat, und im Frieden des Heilandes dahin gehet, der hat nicht nöthig zu sündigen; und weil er nicht will, wie der blinde Mensch, und nicht muß, wie der vernünftige Mensch, sondern als ein Kind GOttes von der Herrschafft der Sünden befreyet ist, so lässet er es wohl bleiben, daß er sündiget. Wer also nicht ehrgeitzig ist, wem die Lüste ein Eckel sind, wem die Geldbegierde nicht plaget, und kein Liebhaber vom faullenzen ist, der beweiset mit der Herrschafft über alle die

Dinge,

Dinge, daß er ein begnadigter Sünder, ein Kind GOttes, und selig ist; er sey ein Kind, Jüngling oder Mann. Das ist die geringste Idee, die man von einem Christen haben kann, der noch vor 2. Stunden unbekehrt, und etwan vor einer Minute mit der Vergebung der Sünden begnadiget worden. Und das ist das Nothwendige, wozu GOTT alle Menschen rufft, weil er will, daß ihnen allen geholfen werde. Nun kommt die Wahl der Gnaden, von welchen der Heiland sagt: Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet; Nach der es von Mose heisset: Er erwählete viel lieber Ungemach mit dem Volke GOttes zu leiden, als die Schätze Egyptens zu haben. Das ist die Jüngerschafft; das ist dieselbe Aehnlichkeit JEsu Christi: wenn einer, da er wohl könnte Freude haben, das Leid erduldet, und der Schande nicht achtet. Es ist eine Art Menschen, welche ihre Glückseligkeit ohngefehr in 4. Stücken setzen.

1) Gering, verachtet, geschmähet, oder übersehen und vergessen zu werden in dieser Welt.

2) Alle Sinnen, die sie nicht brauchen zum Dienst ihres HErrn, zu versäumen und zu vernachläßigen, und wenn ja eine Empfindung seyn soll, den Schmerzen lieb haben, weil er eine Aehnlichkeit machet mit ihrem HErrn, einem Mann voller Schmerzen und Krankheit.

3) Ent-

3) Entweder nichts zu haben, oder was sie bekommen, wieder wegzugeben, und allenfalls bey dem Besitz der Reichthümer dieser Erden nicht roth werden zu dürfen, wenn sie lesen, daß der Heiland, in den sie verliebt sind, kein Kopfküssen hatte, das sein war.

4) Taglöhner-mäßig zu arbeiten, nicht um Verdiensts, sondern um des Berufs, und um der Sache des HErrn willen und ihres Nächsten. Das sind so die Leute, wie sie der Heiland in seinem Geschäffte brauchet, und dasjenige, was die andern Christen Verleugnung heissen, ganz unafectiret ihre Paßion nennen können. Einen andern Grund kann niemand legen: Das beziehet sich aufs erste; Wer einen Thurn bauen will, der überschlage die Kosten: Das ist eine gute Lehre vors andere Stück, sobald man die Sache in Ueberlegung nimmt. Ich muß aber gestehen, daß, wann man zu Rathe gehet, es gemeiniglich bey dem Nothwendigen bleibet. Denn ich habe noch nicht viel Jünger gesehen, die sich davor würden gehalten haben, wann ste nicht erst der Widerspruch darauf gebracht hätte. Der Steiter Sinn ist eine Statur; man thut, ehe man denkt; und man hat schon wieder vergessen, sobald man gethan hat.

6. Ob die Lehre, daß ein Jünger Christi zu Stillung der Lüste nicht heyrathen soll, so zu verstehen sey, daß dieses nicht finis primarius matrimonii seyn müste; oder ob dadurch die Lust selbst zu verstehen, von welcher Paulus sagt: Es ist besser heyrathen, als Brunst leiden. Wie wir im ersten Sinn der Meynung völlig beypflichten, daß unser Hauptzweck in allem die Ehre und Verherrlichung GOttes, und nicht die Befriedigung unserer Begierden seyn soll; so könnten wir im andern Sinn, sofern dadurch die Lust selbst verboten würde, diesen Lehrsatz nicht verstehen; gestalten die actus matrimoniales ohne Lust nicht vollführet werden können; es bleibet und hafftet in unsern Sinnen diejenige lustgebährende Empfindung, welche der Einfluß äusserlicher Dinge in unser Wesen ordentlicher Weise zu haben pfleget, und die wir deswegen als etwas Gutes und unserer Natur gemässes appetiren.

Resp. Die mährischen Brüder bekennen aufrichtig, daß sie in dem Artickel des Ehestandes diese Gedancken nicht haben, und daß sie es vor ein gegebenes Aergerniß ansehen, wann man ihren jungen Eheleuten die Ideen mit dergleichen Assertis beflecken wolte; sie wissen weder von Lust, noch Stillung der Lust in ihrem Ehestande; sondern sie sehen den Ehestand und dessen Handlungen vor eine äusserliche Vorstellung des darunter verborgenen Geheimnisses Christi und der Gemeine an. Der Gehorsam unter

die

die Ordnung GOttes deucht ihnen ein Trieb zu seyn, der sich vor Menschen schickt, vor Christen und vor Jünger; die fleischliche Lust schickt sich, ihrer Meynung nach, villeicht zu einem Trieb vor die Thiere, die aber auch darinnen eine grössere Bescheidenheit zeigen, als die verderbte Menschen. Durch die von GOtt verordnete Anwendung, oder Zertheilung brennender, sulphurischer Dünste, Feuchtigkeit und Stockung der Säffte kann ein Schmerz vertrieben werden: Es wird aber dadurch die Lust nicht nothwendiger rege, als bey Zertheilung der Kopf- oder Zahnschmerzen, Colic, oder dergleichen Leiden. Die Vereinigung einer Mutter mit ihrem Kinde, beym Tragen und Stillen, und die Vereinigung eines Mannes mit seinem Weibe bringen keine andere Empfindungen mit sich, als hundert und andere der unschuldigsten motuum vitalium. Was aber der Teuffel darein gezaubert, gehöret zu den übrigen Blendwerken, damit er die Menschen herum führet, bis ihnen das Erkenntniß der Gnaden und der Versöhnung und Vereinigungskrafft des Blutes JEsu die Augen öffnet. Wir sind dabey so willig, daß, ob wir gleich durch die Erfahrung der Sache so gewiß sind, als das 1. mal 1. Eins ist: wir doch solche niemand aufdringen; weil wir wissen, daß die gemeine Meynung, Gewohnheit und daraus entstehende Erfahrung uns nicht beystimmet. Wir danken aber GOTT vor das, was er seiner Gemeinde geschenket hat, und bewahren es in der Demuth.

7. Ob die Nothwendigkeit der Wiedergeburt zugleich auch involvire, daß man den Modum müste wissen und determiniren können? und ob nicht der Processus Conversionis sowohl nach und nach, nachdem ein Mensch guter Art und eine feine Seele empfangen, mithin denen Würkungen der Gnade bey sich Raum lässet; als durch einen ganz merklichen Umsturz seiner ganzen Natur auf einmal vor sich zu gehen pflege, und der neue Mensch spiritualiter, wie er in partu naturali physice, gebohren würde.

Resp. Mit Determination der Wiedergeburt, in soferrn es ein göttlich Werk in uns ist, lässet sichs nicht wohl fortkommen. Und weil wir davor halten, daß sich von Rechts wegen kein Christ bekehren soll, sondern die Kinder die Gnade ihrer Tauffe durch ihr ganzes Leben hindurch bewahren sollen, da sie dann keiner neuen Zeügung bedürfen; weil die Tauffe das Bad der Wiedergeburt und Erneurung des verlohrnen Bildes und Geistes GOttes ist; so urtheilen wir den Verlust des neuen Lebens aus den todten, unempfindlichen und unglaubigen Wesen der Getaufften, ermahnen solche, so bald ihr Verstand so viel erleuchtet ist, daß sie die Nothwendigkeit dieser Sachen einsehen, zu sehnlichem Verlangen und Bitten um die Vergebung der Sünden und Wiedergeburth. Wir glauben, dergleichen von der vorlauffenden Gnade in ihrem Gewissen erregete Seelen hören das Wort mit Begierde an, und wann sich ihre Begierde-

gierde, Vertrauen und Sehnen mit einer göttlichen Wahrheit, die ihnen im Geiste GOTTes ans Herz kommt, vermenget, und dieselbe mit Hunger und Durst auffänget, so gehet im Herzen der Saame, die Flamme, die Liebe GOttes auf; das heist die neue Zeugung. Es verursachet dieselbe gemeiniglich Bangigkeit und Kummer über seinen vorigen Zustand, seine Untreue und Unglauben, in solchen gehet der Mensch kurz oder lang stille dahin, bis die neue gezeugte Art zum Durchbruch, Geburt und Offenbahrung kommt, und der Mensch selbst weiß, daß er nunmehro ein Kind GOttes ist. Die Vergebung der Sünden und der geistliche Genuß des Blutes JEsu Christi ist die erste Speise des neu gebohrnen Kindes, und zugleich der Beweiß, daß es gebohren ist. Bey dem täglichen Genuß dieser Speise und Tranks, der Gerechtigkeit in dem Blute JEsu Christi, wächser das Kind bis zur Jünglingsgrösse. Die erste Liebe ist zart, anhänglich und unzertheilt, und mag mit nichts zu thun haben, als mit dem Heiland; daher wenig Unterscheid zwischen einem Anfänger und einem Vollkommenen zu sehen ist, und uns erst die Proben und Versuchungen des Jünglingsalters eingedenk machen, daß wir noch in der Hütte sind. Doch hat dieser Streit, weil er nicht der Streit zweyer Kriegsleute, sondern eines Herrn, nemlich des Gläubigen mit einem verurtheilten Missethäter, nemlich der Sünde ist, da man sich in kein Fechten einlässet, sondern man kreutziget nur, nichts als gewissen Sieg. Ueber

der Zeit und Erfahrung wird man zum Manne; und je weniger man mit sich selbst zu thun hat, weil uns der HErr Ruhe giebt von den Feinden, je ungestörter jaget man der Vollkommenheit nach, welche nichts anders ist, als: das Glauben an den verwundeten, getödteten und auferstandenen Heiland, bis nahe an das Schauen bringen, daß nichts mehr als der sterbliche Leib uns im Wege ist, der auch um deswillen am Ende des Laufs auf die Seite muß, daß der JEsus den Geist aufnehmen, und ihn in dem Anschauen seiner Wunden, die man so sehr geliebt, und daran man so unfehlbar geglaubt hat, unaussprechlich erfreuen könne. Das ist unsere unschuldige, einfältige und unvollkommene Idee von dem Proceß der Wiedergeburt. Daß man im Guten wachsen müsse, daran zweifflen wir nicht; daß man heute das Stehlen, übers Jahr das Huren, über zehen Jahre den Hochmuth, und mit dem herannahenden Alter den Ausbruch dieser und jener Affecten loß werde, das pflegen wir für die armselige Wirkung der Tugend und Sittenlehr zu halten; von unserm Heilande aber zu glauben, daß er unsere Sünde wegnehme, ausziehe, in die Tieffe des Meeres werfe, oder doch, so zerstöre und zerrütte, daß nichts ganzes mehr daraus werden könne, so lange die Seelen in der heiligen Fassung eines gesunden Glaubens erhalten werden. Wie dann auch der Apostel bey den Glaubigen nichts fürchtet, als daß sie nicht etwann verrücket wer-

den

den möchten; wovor uns aber die Einfalt in Christo bewahret.

Schließlich wünschen wir herzlich, daß diese Herrenhutische Zeugenwolke, welche an unserm Kirchenhimmel sich von uns abzureissen drohet, in unserer Gemeinschafft könne erhalten werden; damit man nicht sagen möchte, daß nur solche Leute von uns ausgiengen, welche GOTT von Herzen lieben, und deswegen unsere Gottesdienste nicht rein genug fänden. Wir halten davor, daß weder diejenige wohl thun, die sich trennen, noch diejenige, die ihnen dazu Anlaß geben. Wir können und mögen den Frieden und die Einigkeit in der Kirche nicht sorgfältigst genug bewahren, und deswegen alles und jedes eitle Wortgezänk, über blosse Meynungen, die zu dem lebendigen Glauben an Christum nicht gehören, genugsam verabscheuen.

Resp. Was den Schlußwunsch betrifft, so sind wir von des Herrn Verfassers redlichen Absicht dabey versichert. Und ob wir wohl glauben, daß unsere böhmische Brüder von den erleuchteten Gliedern der übrigen zwey protestantischen Religionsverfassungen nicht werden für Separatisten angesehen werden; immassen sich dasjenige nicht separiret, was hundert Jahr zuvor eine Kirche ist, ehe die andern entstehen, welches auch die Evangelischreformirten sowohl begriffen, daß sie sich in Großpohlen und Preussen zu der Kirche der mährischen Brüder, als ihrer

Mutter, gewendet haben; so können wir doch nicht leugnen, daß, da der Heiland nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist, gesehen, und sich als Hoherprieſter der groſſen Gemeine nicht geschämet hat bey der auf dem Fall stehenden, verderbten Judenschafft in die Kirche zu gehen, wir uns daraus so viel nicht machen, was wir für eine Agende haben, wenn man uns nur alles so machen lässet, daß Mund und Herz kann zusammen stimmen. Und ich bin gewiß, daß, sobald die Herren Theologi unter einander eins werden, wie weit man dem Heilande nachzufolgen, und von ihm zu zeugen Erlaubniß habe, es die geringste Mühe nicht kosten werde, unser Volk unter den Gehorsam der evangelischen Verfassung zu halten, wie es unter dem Gehorsam des evangelischen Glaubens stehet.

Uebergebliebene Zweiffelsknoten des Verfassers der sieben Fragen auf die von Ihro Excellenz, dem Herrn Grafen von Zinzendorf, ihm ertheilte Antwort.

Ihro Hochgräfl. Excellenz bleibet der Verfasser der sieben Fragen für die Antwort, welche Dieselbe ihm darauf zu geben beliebet, in Demuth verbunden. Es hätte derselbe

nichts

nichts mehr gewünschet, als dadurch derjenigen Wahrheiten überzeuget zu werden, die er durch seine Fragen zu erlangen gesucht; Allein, obwohlen viele Dinge in hochermeldter Antwort sich finden, welcher der Verfasser von Herzen unterschreibet, so sind im Gegentheil doch auch andere mit eingeflossen, die er noch zur Zeit auf gleiche Weise nicht wohl einsehen kann.

Das Verlangen der Gründlichkeit derselben näher zu untersuchen, wird ihm also zu einer Entschuldigung dienen, wenn er allhier in Entdeckung seiner Zweiffel und Meynungen sich zu weit über seine Kräffte gewaget, und die Wichtigkeit der Sachen, mehr nach dem mittelmäßigen Begriff, eines ohnedem in der Theologie nicht groß erfahrnen Weltmannes, als nach der hierzu nöthigen Gelehrsamkeit und Einsicht solte behandelt haben.

§. I.

Die Lehre der evangelischen Kirche, saget der Herr Graf, ist apostolisch und nach Lutheri Sinn, die Kirchenverfassung unapostolisch und wider Lutheri Sinn.

Könnte diese Anmerkung nicht wohl eine Milderung leiden? Lutherus hat wohl erkannt, daß in der evangelischen Kirchenverfassung noch vieles zu verbessern wäre; man erkennet solches mit ihm; die allgemeine Unvollkommenheit aber, welche sich in allen und jeden Umständen

dieses Lebens hervor thut, setzet auch hier den frömmsten Wünschen sich entgegen. Solte man deswegen etwas besonders anfangen und eine neue Gemeine (Ecclesiam in Ecclesia) aufrichten, so würde man dadurch das Gute vielleicht im kleinen Hauffen befördern, und das Uebel im grossen überhand nehmen lassen. Solte sich der kleine Hauffen darauf auch vergrössern, so würde es damit eben die Beschaffenheit haben, wie mit dem grossen, und gleiche Schwerigkeiten setzen, denselben in einer guten Verfassung zu erhalten.

Die Mißvergnügte würden sich hernach wieder in kleine Hauffen zusammen thun, und also die Trennungen bis zum Ende der Welt vermehren.

Darum thäten die mährischen Brüder übel, fähret der Herr Graf fort, wenn sie ihre dreyhundert jährige Zucht und Ordnung fahren liessen, um sich schlechterdings in eine Einrichtung zu begeben, die sie nicht völlig approbiren könnten.

Die alte böhmische und mährische Kirche ist sonst jederzeit für ein Kleinod der evangelischen Kirche gehalten worden: Ob aber die Gemeine zu Herrenhut solche wieder vorstellet, daran wollen viele zweifflen: nicht allein wegen ein und andern Neuigkeiten, von denen die einfältige Schüler des frommen Hussens nichts wusten; sondern auch wegen ein und andern Lehrsätzen,

sätzen, wovon man ehemals in der altböhmisch- und mährischen Kirche nichts hat reden hören.

Welchen Nutzen haben demnach diese und dergleichen besondere Gemeinschafften, als daß die meisten, die sich darunter begeben, sich für so viel frömmer und besser als andre Christen halten, mithin zu neuen Secten und Trennungen in der Kirche Anlaß geben.

Wir machen hieraus folgenden Schluß: Wo man Christum als den Heiland bekennet, und die Freyheit hat, so fromm zu leben, als man will und soll, da hat man nicht Ursache eine besondere Gemeinde aufzurichten: In der evangelischen Kirche bekennet man Christum als den Heiland, und hat die Freyheit, so fromm zu leben, als man will und soll; deswegen hat man nicht Ursache, eine neue Gemeine aufzurichten.

§. II.

Was die Privatversammlungen in den Häussern betrifft, so finden wir dabey den Nutzen nicht, welchen einige fromme und andächtige Leute darinnen suchen. Die Andacht eines gottsfürchtigen Hausvaters mit seinen Hausgenossen hat allerdings etwas Gutes, und kann auch, nachdem sie wohl eingerichtet ist, grosse Erbauung stifften; wo aber allerhand Leute in grosser Anzahl zusammen kommen, und bald dieser, bald jener, nachdem er sich einbildet, darzu eine

Fä-

Fähigkeit zu haben, den Vortrag thut; da sind die Folgen schier immer schädlich gewesen. Man verfällt dadurch auf eigenes Gewirke, und man will schon einen Lehrer abgeben, sobald einem nur etliche Sprüche geläuffig vom Munde fliessen; man richtet andere nach eignem Gutdünken; man hält sich für geschickt, solche zu bekehren; man sucht Seelen zu gewinnen, und verbirgt öffters unter diesem Eiffer verschiedene heimliche Absichten der Eigenliebe; der öffentliche Gottesdienst wird veracht, die selbstgemachte Heiligkeit ernährt; endlich folget daraus ein unordentlicher Separatismus, und allerhand Verwirrung im gemeinen Wesen.

§. III.

In dem dritten Artickel ist die Frage von denen in den Herrenhutischen Gesangbuch enthaltenen Liedern. Der Verfasser redet hier nicht nach seinem eignen, sondern nach anderer Leute Urtheil. Ihm scheinet nichts anstößig, was eine reine Auslegung leidet; ihm scheinet nichts seltsam, was die Lehre Christi erkläret; ihm scheinet auch nichts dunkel, wo nur die Worte einen gewissen Sinn ausdrucken, obgleich die Sachen, davon sie handeln, Geheimnisse sind.

Es sind schöne Lieder in dem Herrenhutischen Gesangbuch; wie anstößig aber, wie dunkel und seltsam einige darunter wegen gewisser Ausdrücke, ungewöhnlicher Redensarten, allzuweit gesuch-

gesuchter Metaphoren, Allegorien, Gleichnissen und mystischen Bildern, sind gefunden worden; davon zeugen die vielen Anmerkungen und Spottschrifften, welche darüber an verschiedenen Orten in Ober- und Niedersachsen sind heraus gekommen. Herr Magister Oetinger, so gelehrt und gründlich auch dessen Vertheidigung des Herrenhuter Liederbuchs abgefasset seyn mag, hat dennoch diese Anstößlichkeit nicht gehoben. Allhier ist nicht die Frage, ob der Fehler in den Liedern, oder in dem Verstande derjenigen ist, die davon urtheilen. Eine Sache, die den Schwachen anstößlich ist, wird für eine gegebene Aergerniß gehalten, wenn man sie nicht ändert, da man sie doch, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, leicht ändern könnte.

§. IV.

Der vierte Artickel handelt von den Mittelsdingen und dem äusserlichen Wohlstand. Die Frage ist nicht von den mährischen Bauren und Bäurinnen; man hat ganz nichts gegen ihre Trachten einzuwenden; sie würden sich auszeichnen, wenn sie über ihren Stand sich kleiden wolten: Sie betrifft überhaupt alle diejenige, die sich zu ihnen halten, und die durch ihr äusserliches Thun und Wesen so viel andeuten wollen, daß sie über alle Anhänglichkeit der irdischen Dinge weit hinans wären; sie suchen keine zeitliche Güter zu erwerben, sie verwahrlosen solche öffters aus Andacht, oder durch den Trieb,

welchen

welchen sie haben, andere Leute zu bekehren; sie machen auch wenig oder gar keinen Unterscheid unter sich, und die Verschiedenheit der Stände wird immer ein wenig unordentlich bey ihnen handthieret; ihre Entäusserungen von allen erlaubten Ergötzlichkeiten und weltlichen Zusammenkünften; ihre Manieren, ihre Kleidungen, ihre Reisen, ihre Versammlungen, kurz, ihre Auszeichnungen überhaupt, in Ansehung der Mitteldinge und des pur weltlichen Wohlstandes, sind so beschaffen, daß sie unser Urheil sehr scheinen zu rechtfertigen, wenn wir sie dißfalls von der Beschuldigung, als ob sie zu weltförmig wären, frey sprechen. Dieses Zeugniß von einem unpartheyischen Freund wird ihnen wohl nicht mißfallen; Man nimmt aber die Freyheit, folgendes dabey zu erinnern.

Es kan ohne weltliche Ordnung and Einrichtung der Stände keine menschliche Gesellschafft noch bürgerliches Wesen bestehen. Christus und seine Apostel haben deswegen in der äusserlichen Verfassung der Welt auch nichts geändert. Wer also darinnen etwas besonders sucht, es sey, daß er in einer Sache zu viel oder zu wenig thut, der will damit etwas sagen. Heimlich stolz ist noch gefährlicher, als aufrichtig hochmüthig; der ist selten recht fromm, der solches in allen Kleinigkeiten zu zeigen, allzu sorgfältig ist. Es ist nichts einfältiger und ungezwungener als ein gutes Herz; es ist weder eigensinnig, noch argwöhnisch; es will gern allen Leuten es recht machen,

machen, es hakt nur das, was würklich böse ist. Die Helfte der Dinge in der Welt sind unnöthig, und dienen allein zum Wohlstand, zum äusserlichen Schmuck und zum Aufputz. Wolten wir solche abschaffen, so müsten wir zuvor der Helfte von Menschen, die davon leben, andere Nahrungsmitteln an die Hand geben, sonst würde man aus ihnen Bettler und Müßiggänger machen.

§. V.

Die fünfte Frage handelt von den zeitlichen Gütern insbesondere. Der Herr Graf haben darauf sich nicht eigentlich zu erklären beliebet. Sie sprechen nur von geistlichen Gütern; Dero Eiffer hat dißfalls etwas grosses und würdiges vor einen Jünger und Nachfolger Christi. Sind aber deswegen die Werke eines überall gütigen Schöpfers; imgleichen die Künste und Wissenschafften, davon so viele Leute leben müssen, nicht auch als etwas Gutes zu betrachten. Sind alle Schätze und Güter dieser Welt nur ein Raub der Gottlosen? Bleibet den Frommen nichts übrig, als Schmach und Leiden?

Der Apostel Paulus sagt doch gleichwohl: Die Gottseligkeit sey zu allen Dingen nütze, und habe die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens, 1. Tim. 4, 8. Und Petrus spricht: Wer leben will und gute Tage haben, der schweige seine Zunge, daß sie nichts

böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen. Er wende sich vom Bösen und thue Gutes; Er suche Friede und jage ihm nach, 1. Petr. 3, 10. 11. Die Natur und Eigenschafft der Sache bringt es auch also mit sich; die Gottseligkeit begreifft unter sich alle und jede Tugend; die Tugend aber hat die Art der Glückseligkeit, wie das Laster diejenige der Unglückseligkeit; das Böse ist durchgehends dem Sünder eine Straffe, und das Gute dem Frommen eine Belohnung: Es ist nicht nur eine Folge eines aus dem andern, es ist die Sache selbst. Die Sünde zog die Straffe nach sich, als die Wirkung von der Ursache; Solte das menschliche Geschlecht davon befreyet werden, so muste Christus leiden: er muste der Sünden Wirkung, nemlich die Straffe auf sich nehmen, und uns wiederum nach dem Ebenbilde GOttes, das wir durch die Sünde verlohren hatten, erneuern: Diese Erneuerung geschiehet aber im Menschen nicht ehe, als bis er auch gestaltet wird, nach demselbigen Bilde, nemlich: daß er heilig wird, wie Christus heilig ist, 1. Petr. 1, 16. Dann so viel wir der Sünde noch an uns haben und behalten, so vielem Leiden und Elend sind wir auch unterworfen; wird aber die Ursache, nemlich die Sünde, gehoben, so fällt auch die daraus fliessende Unseligkeit, als der Sünden Straffe und Wirkung, hinweg.

Ein rechtschaffener Christ ist demnach auch in dieser Welt schon ein glückseliger Mensch; er sündi-

sündiget nicht, also empfindet er auch nicht der Sünden ihre betrübte Wirkungen; Allein, wo finden wir solche Christen, die gar nicht mehr sündigen? ich sage, nicht sündigen aus Vorsatz und zum Tode, sondern sündigen aus Schwachheit. 1. Joh. 5, 16. 17. Welches ist die Sünde, die uns noch immerdar anklebet und träge machet, und welche wir deshalben uns befleissen sollen, immer mehr und mehr abzulegen und zu lauffen durch Gedult in den Kampf ꝛc. nach Hebr. 12, 1. Es ist alles noch Stückwerk: Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören, 1. Cor. 13, 10.

Nachdem wir also durch die Gnade Christi im Guten weit kommen, nachdem haben wir auch eine gleichförmige Glückseligkeit zu hoffen. Und zwar 1. in Ansehung der Gemüthsruhe, welche die alte Weltweisen so sehnlichst gesuchet und nicht gefunden haben: Sie hat zum Grunde die Liebe des höchsten Guts, das Vertrauen auf dessen heilige Vorsehung, und die Hoffnung einer ewigen Seligkeit; Ein Christ weiß, an wen er glaubet, er weiß, daß ihm kein Zufall schaden kann; und daß denen, die GOTT lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, Röm. 8, 28. Es ist nichts verdammliches an denen, die in Christo JESU sind, Röm. 8, 1. Dessen Gebote sind ihm nicht schwer, 1. Joh. 5, 3. Durch die Gnade sind ihm solche zur Natur worden, er findet darinnen

seine Ruhe und seine Vergnügung, er denket daran Tag und Nacht, Joh. 1, 8. Das ist seine Freude, daß er sich zu GOTT hält, Ps. 73, 28. Hier ist er freudig und getrost, es mag auch gehen, wie es immer will und kann.

2. In Ansehung seines Verstandes und seines Willens: Er ist derjenige, der allein den Schöpfer recht erkennet, und der sich dadurch die Welt, die denen Gottlosen zur Hölle wird, zu einem andern Paradiese macht; Er weiß, wie er alle Dinge geniessen und derselben recht gebrauchen soll. Die Erde ist nur für ihn so schön; Sonne, Mond und Sterne haben nur vor ihn ihren holden Glanz: ihre gedeyliche Einflüsse, ihre verborgene Wirkungen lassen ihn auch in GOttes natürliche Geheimnisse einige Blicke wagen, um die unerforschliche Weißheit seines Schöpfers desto inbrünstiger zu verehren; Er scheuet sich nicht aus gleichmäßiger Andacht selbst die Abgründe und die Tieffen zu erforschen, und auch hier seine Allmacht und Güte zu preisen. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tieffe der Gottheit, 1. Cor. 2, 10. Er entdecket davon allenthalben die schönste und liebreicheste Merkmahle; Alles, was seine Augen und Ohren ergötzet, und dessen übrige Sinnen in einem süssen und angenehmen Gefühl erquicket, zeiget ihm den überall herrschenden, alles belebenden und ihn zugleich liebenden Schöpfer; Er siehet und schmecket, wie freundlich der HERR ist, Ps. 33, 9. Er siehet und findet ihn

in allen seinen Werken: Es ist alles durch ihn und in ihm geschaffen, und er ist für allem und bestehet alles in ihm, Col. 1, 17. Die Erde ist voll seiner Güte, Ps. 104, 24. Groß sind seiner Hände Werke, uud wer ihr achtet, der hat eitel Lust daran. Ps. 111, 2.

Aus dem Buch der Natur kommt er in die Schrifften der Offenbahrung. Welche eine Tieffe des Reichthums, beyde der Weißheit und Erkäntniß GOttes, Röm. 11, 33. entdecket er nicht allhier? was andern dunkel ist, das ist ihm lichte. Der Vater der Herrlichkeit giebt ihm den Geist der Weißheit und der Offenbahrung, Ephes. 1, 17. Er läßet ihn wissen die heimliche Weißheit, Psalm 51, 9.

Wo die blosse Vernunft nicht hinsiehet, da hat er die Augen des Glaubens und die Flügel der Andacht, damit er sich bis zu GOttes Thron schwinget. Er weiß die Schwachheiten des Verstandes von den Fähigkeiten des Willens zu unterscheiden; Er verwirret nicht die Gewißheit der menschlichen Pflichten, mit den unerforschlichen Tieffen der göttlichen Geheimnisse. Er kennet dabey die Welt und ihre Gebräuche, die Menschen und die verschiedene Eigenschafften ihrer Gemüther, sich selbst und sein natürliches Elend; Er weiß, daß er aus eigner Vernunft und Krafft nichts vermag, und daß alles Gnade sey. Dieses ist für ihn die uner-

schöpflich reiche Quelle aller Weißheit und Erkänntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit in der Hoffnung des ewigen Lebens.

Dieses sind ungefehr diejenige Vortheile des Verstandes und des Willens, darinnen es ein Christ viel weiter, als irgend ein blosser Weltweiser bringen kann. Leitet ihn aber sein Beruff nicht zu den Wissenschafften, sondern zur blossen Handarbeit; oder setzet ihm die Blödigkeit seines Verstandes solche Gränzen, daß er weder Schlüsse zu machen, noch eine Sache einzusehen fähig ist; so bleibet ihm die einzige Wissenschafft, daß ein GOtt sey, dessen Gebote er halten müsse, zur Seligkeit genug.

3. In Ansehung der Gesundheit, ist bekannt, daß solche nichts mehr erhalten und befördern kann, als ein ordentliches Leben, die Mäßigkeit in Essen und Trinken, ein Gottgelassenes ruhiges Gemüth, das weder durch Zorn, noch Feindschafft, noch Rachgier, noch durch Sorgen der Nahrung, noch durch andere Gemüthsleidenschafften, aufgebracht wird; das in Widerwärtigkeiten gedultig, und in frohen Tagen nicht übermüthig ist; Wer nun dabey seinem zeitlichen Beruff treulich abwartet, die äusserliche Sinnen und Glieder in ihrer Beschäfftigung, den ganzen Leib aber in seiner Bewegung erhält; und im übrigen sein Anliegen mit einem vergnügten Muth auf den HErrn wirft, der wird den Anfällen der Schwerzen und Krankheiten

bey

bey weiten nicht so sehr unterworfen seyn, als ein anderer, der sich einer unordentlichen, unruhigen und bösen Lebensart ergeben hat. Darum fürchte den HErrn und weiche vom Bösen, das wird deinem Nabel gesund seyn und deine Gebeine erquicken, Prov. 3, 7.

4. In Ansehung der Ehre: Wir verstehen hier unter dem Wort Ehre nichts anders als einen guten Nahmen und die Hochachtung tugendhaffter Leute. Ein Christ erlanget diese Ehre am leichtsten; er darf nur seyn, wie er ist, so wird er in seiner Einfalt und bey seinem ungezwungenen Wesen mehr gefallen, als andere, mit allen ihren Verstellungen und Künsteleyen. Die Tugend hat eine gewisse Eigenschafft, welche selbst solche Leute loben müssen, die davon am wenigsten besitzen. Man ehret sie auch bey der Verfolgung, und es ist nichts schwerer zu unterdrücken, als ein Mensch, den allenthalben seine Unschuld rettet. Die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, die Großmuth, die Bescheidenheit, die Redlichkeit, die Dienstgeflissenheit und andere dergleichen in der menschlichen Gesellschafft angenehme Tugenden, wer ist, der sie vollkommener besitzet und ausübet, als ein Christ? Es ist wahr: er macht nichts aus sich selbst; seine Demuth weiß nichts von den Eitelkeiten und Ausschweiffungen einer falschen Ehre. Der hohe Rang, ein Kind GOttes zu seyn, macht ihm allen zeitlichen Ruhm, als eine Kleinigkeit betrachten; Er weiß, daß alles Gnade ist, und daß,

wo er sich rühmen wolte, er sich nur deß zu rühmen habe, daß er den HERRN kenne, Jer. 9, 23. 24. Allein er findet den Ruhm, wo er ihn am wenigsten sucht: seine Ehre ist eine natürliche Folge der Vortrefflichkeit seiner Tugend.

5. In Ansehung der Lust: Lust nennen wir hier dasjenige, was einem Menschen Freude und Ergötzung verursachet: ihre Vorwürfe müssen rein, untadelhafft und in gewisser Maaß auch für die Seele erbaulich seyn; denn die Lust, welche nur den blossen Thiergeist rühret, ist auch nur für viehische Menschen. Die gröste Lust eines Christen ist die Erkänntniß des wahren GOttes im Heiland; welche Lust ist dieses nicht unserm Herzen, das allerhöchste Gut zu lieben, dasselbe zu verehren und mit ihm Gemeinschafft zu haben? Hier kommt alle Lust zusammen, wie alle Quellen und Flüsse ins Meer fliessen: alle irdische Geschäffte, alle Werke der Natur und Kunst, alle Wissenschafften und Erfindungen der Gelehrten, alle sinnreiche Schrifften und Beyspiele der Tugend; alle schöne Gebäude, anmuthige Gärten, lustreiche Gefilde, herrliche Gegenden; aller Umgang mit weisen und tugendhafften Leuten; alles, alles erwecket und erfüllet seine Lust in dem HErrn; alles, alles führet ihn zu dem seligen Mittelpunct, dem Urheber, dem Schöpfer, dem Geber dieses allen; er kann ihn in allen diesen Dingen freudigst loben, preissen und verherrlichen, und mit David ausruffen:

Du

Du lässest mich frölich singen von deinen Werken, und ich rühme die Geschäffte deiner Hände, Psalm 92, 5. Da im Gegentheil, wo ein Christ sich über alles ängstigen, alle Ergötzlichkeiten meiden, und alle zeitliche Güter, die ihm GOtt nach seinem Wohlgefallen zuschickt, verachten wolte; so würde er nicht nur damit bey GOtt nichts verdienen, sondern auch eines der wesentlichsten Stücke eines vernünftigen Gottesdienstes, den Schöpfer in seinen Werken zu loben und zu verherrlichen, dadurch verabsäumen: denn der HERR hat alles weißlich geordnet, Psalm 104, 24. Was hat der Mensch, das er nicht empfangen hat? 1. Cor. 4, 7. Darum ist es ein köstlich Ding, dem HERRN danken und seinen Namen loben, Psalm 92, 1.

6. In Ansehung zeitlicher Haab und Güter: darunter verstehe ich nicht nur ein ehrliches Auskommen, sondern auch denjenigen Vorrath und Reichthum, dadurch es GOtt gefallen hat, die Stände der Welt zu unterscheiden. Dieser, wenn er rechtmäßig von einem Menschen besessen, oder auch durch dessen Fleiß und Sorgfalt erworben wird, hat nichts, so dem Christenthum widerstrebet, und wird vielmehr in heil. Schrifft als ein Segen angemerket: Reichthum und Fülle, stehet Psalm 112, 3. wird in ihrem Hause seyn; item, langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, und zu ihrer linken Reichthum und Ehre, Proverb. 3, 16. it. GOTT

giebt ihnen reichlich allerhand zu geniessen, 1. Tim. 6, 17. dahingegen der Mangel öffters als ein Fluch angezogen ist: Wer dem Müßiggang nachgehet, spricht Salomo, Proverb. 28, 29. der wird Armuths genug haben; und wer Zucht fahren läßt, der hat Armuth und Schande, Prov. 13, 7. Wie dann auch die Armuth den Gottlosen Böses lehret, ibid. Giebt aber GOtt Reichthum, so will er 1) daß man nicht soll das Herz dran hängen, Psal. 62, 11. noch solches mit Sorgen der Nahrung beschweren. 2) Dabey nicht stolz werden, 1. Tim. 6, 17. 3) Solchen ohne Sünde gebrauchen, Eccl. 13, 30. 4) Damit Gutes thun, und reich werden in guten Werken, 1. Tim. 6, 17. 5) Und also ein geruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, 1. Tim. 2, 2.

Hieraus erhellet, wie der Spruch, Matth. 6. 19. zu verstehen sey, da der Heiland sagt: Sorget nicht vor den andern Morgen, sammlet euch keine Schätze auf Erden; die Ursache folget gleich darauf: Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz; Deswegen aber müssen wir doch arbeiten, und unser Hauswesen ordentlich bestellen; doch so, daß wir, daraus nicht den Schatz unseres Herzens machen, sondern wie es der darauf folgende 33. Verßckel erläutert, allezeit am ersten nach dem Reich GOttes trachten, und das übrige von seinem Segen erwarten.

Das

Das Leben eines Christen ist so beschaffen, daß es ihm nicht weniger Reichthum, als Gesundheit, Ehre und Lust zuwege bringen kann. Die Ordnung herrschet in seinem Hause; nichts wird bey ihm aus Ueppigkeit verschwendet, nichts aus Liederlichkeit verwahrloset; seine Ausgaben sind nach seinem Einkommen eingerichtet: es kostet ihm keine Mühe mit wenig vergnügt zu seyn. Er haßt alle thörichte Eitelkeiten, seine Tafel ist mäßig, sein Hausgeräthe rein, seine Kleidung ehrbar; kein unnützer Pracht, kein unzeitiger Aufwand, kein leichtsinniges Borgen, kein gefährlicher Umgang mit verdächtigen Leuten, nichts drohet dem Wohlstand seines Hauses den Umsturz, noch das Verderben. Er ist so redlich, so aufrichtig, so dienstfertig, daß jederman gerne mit ihm zu thun hat; man verläßt sich auf seine Treue; man bezahlt ihm gerne, was er verdienet, und man bleibet ihm noch dazu verbunden. Wie könnte ein Mensch bessere und sichere Wege einschlagen, sein zeitliches Glück zu befördern, und seine Einkünfte zu vermehren?

Dieses ist ein recht commodes Christenthum, werden uns hierauf die Herrenhuter sagen; wo bleibet aber das Kreutz? davon Christus gesagt: **Wer mein Jünger seyn will, der nehme sein Kreutz auf sich und folge mir nach**, Luc. 9, 23. Wir sind zwar nicht der Meynung, daß sich dieser Spruch auf den Zustand aller und jeder Glaubigen, sondern nur auf die erste Jünger und Blutzeugen Christi beziehe; Wir sind aber

auch nicht in Abrede, daß ein Christ bey allen obigen Vortheilen, auch noch vieles zu leiden habe.

Sagte ehemals ein weiser Heyde, (*) die Tugend würde durch allerhand Widerwärtigkeiten geübet, so ist es auch allerdings eine Wahrheit: Das Christenthum wird durch Kreutz und Leiden bewähret.

Das Leiden eines Christen aber kann ungefehr auf viererley Art verstanden werden: 1) giebt es ein wirkendes, 2) ein natürliches, 3) ein göttliches, und 4) ein apostolisches Leiden.

1) Ein wirkendes Leiden kann man diejenige Gewalt nennen, welche ein Christ, besonders in seinen Anfängen, gebrauchen muß, die ihm angebohrne Unart seines Herzens durch Christum zu überwinden, dem Bösen mit allem Ernst und Eiffer Widerstand zu thun, seine Affecten zu zwingen, seinen Eigenwillen, seine Empfindlichkeiten, ja seine, dem Ansehen nach, beste Gemüths-Neigungen, unter den Gehorsam des Glaubens zu bringen, und dem Willen GOttes zu unterwerfen. Dieses Leiden nennen wir deswegen wirkend, weil dadurch in uns der alte Mensch, sammt allen seinen Lüsten und Begierden gekreuziget und getödtet; und im Gegentheil der neue Mensch in rechtschaffener Gerechtig-

(*) Virtus non nisi exercitio probatur. Seneca.

rechtigkeit und Heiligkeit hervorgebracht wird, Röm. 6. Eph. 4, 24.

2) Das natürliche Leiden kommt aus dem natürlichen Leben vom Fleisch und Blut, und von denen äusserlichen Zufällen, denen wir uns in dieser Welt noch unterworfen sehen, als da sind: Nahrungsmangel, Verlust zeitlicher Güter, böse Nachreden, Verleumdungen, Gefahr, Nachstellung, Beschwerlichkeit, Schmerzen, Krankheiten, Todes-Fälle und dergleichen.

3) Das göttliche Leiden beziehet sich auf einen besondern Zustand der Glaubigen, welchen einige Gottsgelehrten den Stand der Leuterung zu nennen pflegen. Er ist mit mancherley Zweifel, Traurigkeit und Gemüthsunruhe, auch zuweilen bey einigen, mit allerhand schweren Anfechtungen begleitet, die aber nachgehends eine süsse Frucht der Gerechtigkeit bringen, denen, welche dadurch sind geübet worden, Hebr. 12, 11. Hieher gehöret insonderheit diejenige göttliche Traurigkeit, davon Paulus, 2. Cor. 7. redet:

Hier muß man Hand und Ruthe küssen,
Die uns zu unserm Besten schlägt.

4) Das apostolische Leiden, welches ist die geistliche Ritterschafft; da sich der HErr einige von seinen Jüngern zu Streitern und Blutzeugen auserwählet, welche um der Wahrheit willen,

ten, mit Hindansetzung alles zeitliche Wohlseyns, wenn sie auch wohl könnten Freude haben, derselben nicht achten; sondern Schmach, Verfolgung, Mangel und Schmerzen gern erdulden; auch, wenn es der Heiland von ihnen verlanget, ihr Leben selbst zum Opfer dahin geben, und also die Wahrheit des Evangelii mit ihrem Blute besiegeln.

Diesen Beruff hatten ausser Zweiffel die Apostel und Martyrer der ersten Kirche; Ein Beruff, der sich bey ihnen auch durch ausserordentliche Gaben des Geistes und durch Wunderwerke legitimirte; wie weit aber heut zu Tage, nachdem die Reiche der Welt des Heilandes worden, sich jemand eines solchen Beruffs anzumassen habe, dieses lassen wir einer höhern Einsicht und der Erfahrung heimgestellet seyn. Es seyen dann diejenige die um der Wahrheit willen Verfolgung und Ungemach leiden, wie es solche redliche Christen hin und wieder noch welche giebt.

Da nun denen ersten Leiden die Christen in so weit, als sie nur noch dem Bösen über sich die Herrschafft lassen, unterworfen sind. Und die andere, nemlich die natürliche Leiden, ihnen bey weitem nicht so stark, als den lasterhafften Menschen zusetzen. Die dritte Art von Leiden aber einen besondern Zustand betrifft, der den Glauben erstlich recht gründet und zur Vollkommenheit führet; Und endlich zu dem vierten, als

dem

dem apostolischen Leiden, ein ausserordentlicher Beruff erfordert wird, welcher nur bey gewissen Glaubensrügen und Verfolgungen vorzukommen pfleget; So bleibt es bey der allgemeinen Verheissung, daß es denen Frommen soll wohl gehen; und daß dannenhero keine glückseligere Leute nicht seyn können, als solche, die rechtschaffene Christen sind. Woraus noch weiter erhellet, daß ein Christ mit nichten Ursache habe, das Kreuß und Leiden zu suchen, noch sich selbst zu machen. Diese vorläuffige Heldensucht ist nicht in der Ordnung GOttes: sie erwecket gemeiniglich bey einem Menschen die verkehrte Einbildung der Werkgerechtigkeit, und verleitet ihn öffters zu den grösten Ausschweiffungen. Man leidet auch öffters nur wegen gewisser Eigensinnigkeiten und unnöthigen Auszeichnungen; und wäre deshalben übel gesagt, daß man solches dem Heiland auf die Rechnung setzen wolte, als ob man um seinet willen dieses oder jenes leiden müste. Wer in dieser Welt die Mitteln versäumet seinen Zustand zu verbessern, und das Uebel von sich abzuwenden, der hat sichs selbst beyzumessen, wann ihn Noth und Dürftigkeit überfället. Leidet man aber, nachdem man alle orventliche Mittel, um das Uebel von sich abzuwenden, gebrauchet hat, so überläst man sich darinnen dem Willen des HERRN. Man leidet als ein Christ, nach GOttes Willen, und befiehlet seine Seele dem getreuen Schöpfer in guten Werken, nicht aber als solche, die durch ihre Werke gerechtmer-

werden, sondern durch den Glauben, Röm. 4, 5.

§. VI.

Was auf die sechste Frage ist geantwortet worden, beweiset einiger massen possibilitatem in concubitu moralem, ratione sensualitatis. Eandem, puto, Stoicis fuisse opinionem, qui sapientem in tauro Phalaridis dolores haud sentire debere statuebant: est abstractio mentis a corpore physice impossibilis; differunt enim sensus externi ab affectibus animi, quatenus a structura corporis mechanica dependent; grata appetunt; mala, seu dolores fugiunt. Privatio doloris est reductio ad quietem, non voluptas; inest autem naturalis quædam ratio ad compellendum hominem ad concubitum vi quadam summæ voluptatis; alias, genus humanum non longum perduceret ævum.

Wegen der sulphurischen Dünste, Feuchtigkeiten und stockenden Säffte, pflegt man sonst sich nicht zu heyrathen; sie können auf andre Weise abgeleitet und vertrieben werden; man weiß heut zu Tage in den Klöstern, wie man dergleichen Beschwerden, welche ex abundantia sanguinis entstehen, durch allerhand zertheilende Mittel zuvor kommen kann; die überflüssige Säffte verziehen sich ohnedem und werden von der Natur gleich andere superflua durch

ihre

ihre motus excretorios ausgestossen, wo man anders den ersten Reitzungen widerstehet, und die angegriffene Phantasie auf andere Bilder und Vorwürfe leitet. Wer dabey mäßig lebet und einen Schüler der Weißheit abgiebt, dem werden auch die Säffte so leicht nicht stocken noch entbrennen.

Allein, Brunst leiden, will etwas anders sagen: Hic non est iste dolor, ex sola humorum abundantia & inflammatione proficiscens; est stimulus carnis, cum indicibili imaginationis vi conjunctus, affectus animi æque ac corporis magice in amorem & consensum rapiens.

Wie nun öffters die Stärke der Phantasie bey einem Menschen in dieser Sache ad magiam usque dem Gemüthe etwas vorzuzaubern pfleget, also kann es auch wohl seyn, daß in einem andern Extremo die Empfindungen der Lust selbst den Einbildungskräfften mögen unterworfen seyn; dergestalt, daß man das, was man wirklich fühlet, zu fühlen nicht glaubet. Wie weit aber solches möglich sey, mag das Exempel der frommen Herrenhuter beweisen.

Das Geheimniß Christi und seiner Gemeinde, in so weit es durch den Ehestand vorgestellet wird, leidet wohl keine andere als geistliche Begriffe; so genau nemlich zwey sich zärtlich liebende fromme Ehegatten, dem Geist und dem Leibe

nach

nach mit einander vereiniget sind, so genau ist auch die Verbindung Christi und seiner Gemeine. Andere Vorstellungen gehören ad philosophiam occultam: sie sind so dunkel und so verborgen, daß man sich selber darüber nicht verstehet.

§. VII.

Wir kommen auf die Beantwortung der letzten Frage; sie handelt von der Wiedergeburt. Der Herr Graf haben sich zwar darüber in dero Antwort viel gelinder, als einige andere Glieder der herrenhutischen Gemeine erkläret: „Mit „ der Determination der Wiedergeburt, sagen „ dieselbe, lasse sichs, sofern es ein göttlich Werk „ in uns ist, nicht wohl fortkommen.“ Hiermit fiel also der wichtige Streitpunct hinweg, worauf bisher die Herrenhuter ihre ganze neue Lehrart von der Bekehrung gegründet haben. Wie sollen wir aber dasjenige verstehen, was der Herr Graf in der Antwort auf die fünfte Frage zu setzen beliebet: „Das ist die geringste Idee, „ die man von einem Christen haben kann, der „ noch vor zwey Stunden unbekehrt und ei„ wann vor einer Minute mit der Vergebung „ der Sünden begnadiget worden;“ Ist hier nicht die Wiedergeburt auf eine Stunde und Minute determiniret?

Noch mehr; in diesem Artickel wird ihr Proceß folgendergestalt beschrieben: „Der Mensch

geher

„ gehet nach der Zeugung kurz oder lang stille
„ dahin, bis die neu gezeugte Art zum Durch-
„ bruch, Geburt und Offenbarung kommt,
„ und der Mensch selbst weiß, daß er nunmehro
„ ein Kind GOttes ist.“ Ist dieses, wann man es mit dem vorhergehenden zusammen hängt, nicht eben die Determination der empfindlichen Wiedergeburt, welche die Herrenhuter statuiren, und wovon allhier die Frage ist? Will dieses etwas anders sagen; als wie ein leiblich Kind gebohren wird, so gehet es auch mit der geistlichen Geburt zu? Da giebt es Zeugungen, Schmerzen, Geburtswehen, Durchbrüche und dergleichen ꝛc. wo findet man aber diesen Proceß in der heiligen Schrifft? Was die Herrenhuter zu dieser Meynung bewogen, ist, daß Christus, Joh. 3, 3. dem Nicodemo sagte: **Warlich, warlich, ich sage dir, es seye denn, daß jemand von neuem gebohren werde, kann er das Reich GOttes nicht sehen.** Daß aber Christus hiedurch keine solche determinirte Wiedergeburt verstanden, erhellet daraus, weil er selbst die Gedanken des Nicodemi mißbilliget, da dieser die Sache auf eine leibliche Art verstehen wolte. Darum führte ihn auch der HERR zu Gemüthe, daß man NB. geistliche Sachen nicht leiblich urtheilen müsse: **dann was aus Geist gebohren ist, das ist Geist,** ꝛc. Talia sunt prædicata, qualia permittuntur a suis subjectis: Eine Regel die in der Hermenevtic eine der nöthigsten und wichtigsten ist. Was aber Christus unter der neuen Geburt

verstanden habe, lehret uns Paulus am deutlichsten, Ephes. 4, 23. wann er spricht: So leget nun von euch ab, nach dem vorigen Wandel, den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet. Erneuert euch aber im Geist eures Gemüths, und ziehet den neuen Menschen an, der nach GOtt geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, & seq. Wolte man aber die neue Geburt auf eine gewisse Zeit und empfindliche Offenbahrung determiniren, und dieselbe vor das einzige Kennzeichen der wahren Bekehrung angeben, so käme es bey vielen nur in dieser Sache auf eine starke Phantasie oder Einbildungskrafft an. Da im Gegentheil andre gute fromme Christen, die damit nicht begabet wären, in diesem Stück übel dran seyn würden, wenn sie bey allem ihrem aufrichtigen Glauben und der unveränderlichen Treue ihres Willens, als worauf es hier vornemlich ankommt, doch dergleichen glückliche Minute nicht zu nennen wüßten, da der neue Mensch bey ihnen sey gebohren worden. Deswegen aber können sie doch die Wirkungen des uns erweckenden und erleuchtenden Geistes, eine Zeit vor der andern, mit gewissen Gnadenblicken und Andachts-vollen Regungen, die das Herz mit Glauben und Liebe erfüllen, bey sich empfinden und gewahr werden. Ueberhaupt aber ist die Treue des Willens, dem HERRN sich lediglich allein und ohne alle Bedingung zu überlassen, und das redliche Verlangen vor demselben in Unschuld und

Aufrichtigkeit zu wandeln, wohl das beste und sicherste Kennzeichen, daraus man bey sich den neuen Menschen, der, wie Paulus spricht: nach GOtt in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit geschaffen ist, erkennen kann; zumalen, wenn man auch diejenige Geistesfrüchte zeiget, woran man die Kinder GOttes prüffen und erkennen soll.

Hierbey ist man weiter nicht in Gefahr, der blossen Einbildung zu vieles einzuräumen, noch auf eigene selbst vermeynte Heiligkeit und Stärke zu bauen. Man beschweret seinen Verstand weder mit allzu hohen Dingen noch mit blossen Hirnbildern, die öffters mehr von der Hitze des Geblüts, als von der Erleuchtung und Offenbahrung herkommen.

Die Führungen GOttes sind so unterschieden und mancherley, daß wir von einer nicht wohl auf andere schliessen können. Mit dem einen gehet er diese, mit dem andern andre Wege.

Warum solten wir nur allein diejenige für richtig halten, woben die Ausschweiffungen der Einbildung am meisten zu besorgen sind? Wie manche gute Leute verfallen hier nicht auf leere Träumereyen und Eingebungen des Geistes, weil sie die Empfindlichkeit ihres Glaubens und ihrer Andacht zu weit in die natürliche Phantasie treiben?

Mancher höret von der Zeugung, vom Durchbruch, von der Geburt, von der Offenbahrung und dergleichen Dingen reden; er sinnet ihnen nach, er ist von den Leuten, die sich bald ängstigen können. Die Seele senket sich in diese Vorstellungen; sie ist aller Freude beraubt, sie empfindet nichts als Furcht, Traurigkeit und Schwermuth; sie meynet, sie müsse verzagen. Man sagt ihr, das sey gut, da würde was draus, sie solle nur ausharren; Auf diese Geburtswehen folge unfehlbar der freudige Anblick des neuen Menschen. Was Wunder, wann sich darauf wirklich etwas dergleichen bey solchen Leuten ereignet? Alle sonst freye Kräffte der Seelen sind hier gefesselt und vermögen weiter keine Prüfung nicht anzustellen; sie weichen der Stärke der Phantasie und nehmen keine andere Begriffe mehr an, als solche, die dem Eindruck ihrer Bilder ähnlich sind. Das mit nichts anders beschäfftigte Gemüth empfindet endlich dasjenige, zu welchen es mit solcher Abstractivität ist vorbereitet worden; und entziehet sich aller anderwärtigen Gewißheit, deren der menschliche Verstand in Erkänntniß der Wahrheit sonst fähig ist.

Dieser so förmliche Proceß der vermeynten Wiedergeburt ist die Quelle, woraus hernach die verkehrte Meynung fliesset: man sey nun auf einmal wiedergebohren und nach gerade auch vollkommen, man dürfte nicht mehr beten:

Ver-

Vergib uns unser Schuld; es sey nun nichts als Christus in uns, und also sundige man nicht mehr. Ja es gehen einige von denen auf diese Weise neu bekehrten Leuten so weit, daß sie andre, die sie vor unwiedergebohren halten, kaum als unwiedergebohren betrachten; sie sind in ihren Augen nicht viel besser als ein Vieh. Ihr Argwohn lässet ihnen von andern nicht ehender etmas gutes glauben, als bis man ihren Meynungen beypflichtet; Sie sehen an sich nichts als Tugend, Stärke und Weißheit. Hingegen an andern nichts als Laster, Gebrechen und Thorheit. Ja, man solte fast sagen: Die Liebe, davon man sie stets reden höret, sey nur ein Vorwurf derjenigen Pflichten, die sie von andern erwarten; sie aber erkennen sich zu weiter nichts verbunden, als was ihren Absichten gemäß scheinet: ihre Liebe zeiget sich nur allein in dem Eiffer andere Leute zu bekehren: Sie beginnet mit einem grossen Mitleiden über derselben ihren beklagenswürdigen Zustand; sie gehet fort mit Warnen und Drohen, und endiget sich, wann sie nicht ihren Zweck erlanget, mit Richten und Verdammen.

Wir reden hier überhaupt: Wir beschweren die frommen Herrenhuter nicht mit dergleichen Auflagen; gleichwohl aber können wir auch nicht leugnen, daß wir dergleichen Leute als wir beschrieben, unter denenjenigen angetroffen haben, die ihrer Meynung, in Ansehung der em-

pfindlichen Wiedergeburt beypflichten. Es wird dieses genug seyn, uns die gefährliche Folgen vor Augen zu legen, welche aus dem übelverstandenen Artickel der Wiedergeburt entstehen können.

Der Herr Graf haben uns sonst anderwärts von der Bekehrung eines bußfertigen Sünders sehr deutliche Ideen gegeben, besonders in dem schönen Lied: **Du unser auserwähltes Haupt.** Die Worte sind diese:

Wenn aber ein verlohrnes Kind
Vom Tod erwacht, sich krümmt und windt,
Und sieht das Böse, böse an,
Und glaubet, daß es selbst nichts kann;
Verzagt an sich, es geht ihm aber nah;
Kaum sieht sichs um, so steht der Heiland da.

Hier ist die Erkänntniß unseres natürlichen Elendes, das Verlangen sich davon befreyet zu sehen, die natürliche Ohnmacht sich selbst zu helfen, und das Mittleramt unsers Erlösers, kurz und unvergleich wohl ausgedruckt.

Man stellet sich in allewege sicherer unter die Sünder, die Busse thun, und sich bekehren, als unter die Pharisäer, die sich schon für bekehrt und heilig ausgeben. Je mehr man Gnade hat, je weniger wird man sich derselben rühmen. Man ist nie kleiner und demüthiger, als je näher

man

man zu GOTT kommt, und nie gröſſer in seinem Sinn, als je mehr man von ihm entfernet ist. Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit, und der Starke nicht seiner Stärke, Jerem. 9, 23. So ich mich aber je rühmen soll, spricht Paulus, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen, 2. Cor. 11, 30.

Die Bekehrung ist ein aufrichtiges Bestreben, hinfort nicht mehr der Sünde zu dienen, sondern dem lebendigen GOTT, und seine Glieder zu begeben zu Waffen der Gerechtigkeit. Röm. 6, 13. mithin sich zu erneuern im Geiste des Gemüths, und anzuziehen den neuen Menschen, der nach GOTT geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, Ephes. 4, 23. 24.

Diese Bekehrung hat ihren Anfang, ihren Fortgang und ihre Vollkommenheit: Ihr Anfang ist, wenn wir unser natürliches Elend erkennen, unsere begangene Sünden bereuen, und bey dem HERRN Gnade suchen, durch welche wir gerecht und Erben des ewigen Lebens werden, Tit. 3, 7. Man leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit; man giebt dem Zorn und der Lästerung nicht Raum; wer gestohlen hat, der stielet nicht mehr, man schaffet mit den Händen etwas guts, daß man habe zu geben dem Dürftigen; Man

lässet kein faul Geschwätz aus seinem Munde gehen, sondern was nützlich ist zur Besserung; Man betrübet nicht den heiligen Geist, man ist freundlich, herzlich, und vergiebt einer dem andern, wie GOTT uns vergeben hat in Christo, Ephes. 4, 25-32. Der Fortgang ist, wenn wir in den Schranken der Gebote GOttes fortlauffen, und erfüllet werden mit Erkänntniß seines Willens, in allerley geistlicher Weißheit und Verstand; daß wir würdiglich wandeln, dem HErrn zu allen Gefallen, und fruchtbar seyn in allen guten Werken. Folglich immer wachsen in der Erkänntniß GOttes, und gestärket werden mit aller Krafft, nach seiner herrlichen Macht, in aller Gedult und Langmüthigkeit mit Freuden ꝛc. 1. Coloss. 9, 10. 11. Die Vollkommenheit ist das Ende unseres Glaubens, nemlich der Seelen Seligkeit, 1. Petr. 1, 9. Da es dann heißt: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet: Ich habe den Lauff vollendet; Hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der HERR an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.

Sowohl der Glaube, der aus der Erkänntniß GOttes kommt, als die Werke, die aus dem Glauben fliessen, erfordern eine stets anhaltende Uebung. Man bittet den HErrn, wie ehemals

die

die Apostel, unsern schwachen Glauben zu stärken, Luc. 17, 5. Man erkennet ihn vor den Anfänger und Vollender des Glaubens, Hebr. 2. Man hoffet, weil er in uns das gute Werk angefangen hat, so werde er es auch vollführen, Phil. 1, 6. bis man endlich ein vollkommener Mann wird, nach dem Maaß des vollkommenen Alters Christi, Ephes. 4, 13. Nicht als solche, die sich einbilden, daß sie es schon ergriffen hätten, sondern als solche, die mit Paulo noch immer darnach jagen, ob sie es ergreiffen möchten, nachdem sie von Christo ergriffen sind, Phil. 3, 12.

Dieses ist nun unsere einfältige und schrifftmäßige Idee von der Bekehrung und der Wiedergeburt. Die Gedanken des Herrn Grafen von dieser Materie sind tiefsinniger; allein die wenigste Menschen besitzen die Fähigkeit, eine Wahrheit auf diese Art einzusehen.

Was dieselbe in diesem noch mit beyfügen, daß der Heiland die Sünde so wegnehme, ausziehe und in die Tieffe des Meeres werfe, pfleget man nach der gemeinen Auslegung von dem Versöhnungsopfer Christi zu verstehen; Das andre aber: daß Christus die Sünde in uns so zerstöhre und zerrütte, daß nichts ganzes mehr daraus werden könne, beziehet sich auf den Zustand eines Glaubigen in diesem Leben; denn obwohl dieser noch

vielen und mancherley Schwachheiten unterworfen ist, so wird doch daraus nichts ganzes; nemlich kein boßhaffter und vorsetzlicher Sünder.

* * *

Bey dem Beschluß dieses Artickels verstehen wir nicht wohl, was Ihro Hochgräfl. Excellenz von der Tugend und Sittenlehre zu erinnern belieben; Sie sagen: „Daß man heute das „ Stehlen, übers Jahr das Huren, über zehen „ Jahr den Hochmuth, und mit dem heranna„ den Alter den Ausbruch dieser oder jener Affe„ cten loß werde, das pflegen wir für die armse„ lige Wirkung der Tugend und Sittenlehre „ zu halten.“

Unter der Tugend und Sittenlehre, welche man insgemein die Moral nennet, wird diejenige Wissenschafft verstanden, welche uns eine Anleitung giebt, wie wir durch die Ausübung der Tugend zur wahren Weißheit, und durch diese zur beständigen Glückseligkeit gelangen sollen. Die Moral hat demnach mit der heil. Schrifft einerley Endzweck, und folglich auch einerley Ursprung; denn alle Weißheit kommt aus GOtt, und aller Weißheit Endzweck ist die Glückseligkeit. Wenn also diese Moral eine so schlechte Wirkung zeiget, so ist solche wohl nicht ihren Lehrsätzen, sondern der menschlichen Schwachheit beyzumessen. Sie ist jedoch mitnichten so

frucht-

fruchtloß, daß sie nicht bereits grosse und weise Leute solte gemacht haben; und dürften hierinn wohl an jenem Tage manche heydnische Weltweisen viel der undankbaren Christen beschämen, weil jene aus dem blossen Lichte der Natur, GOTT und der Tugend mehr Ehre erwiesen haben, als diese; da sie doch, durch das Licht des Evangelii erleuchtet, die Verheissung einer besondern göttlichen Beyhülfe durch Christum im heiligen Geist haben.

Die Moral zeiget uns, wie wir wahre Weisen nach der Vernunft, die Offenbahrung aber, wie wir rechtschaffene Christen durch den Glauben werden sollen; Die Moral hat nichts, das dem Christenthum, und dieses hat nichts, das der Moral entgegen wäre. Die Moral ist von der Nothwendigkeit einer höhern Krafft überzeuget, der Glaube beut ihr solche an, durch Christum, und dieser giebt uns die verlangte Krafft. Die Moral zeiget uns einen GOtt in den Werken der Natur, in dem Verlangen unsers unsterblichen Geistes, in den Begriffen einer gesunden Vernunft; sie giebt uns aber keine Krafft, uns zu ihm empor zu schwingen; ihre blosse Erkänntniß vermag uns weder aus unsrem natürlichen Elend heraus zu ziehen, noch uns einer ewigen Glückseligkeit fähig zu machen. Der Glaube erfüllet den leeren Raum der natürlichen Begriffe und unsers Unvermögens; er führet uns zu dem Heiland der Welt, durch welchen man nicht nur GOtt näher kennen lernet,

net, sondern auch selbst zu ihm hinkommet und mit ihm Gemeinschafft hat.

Hier findet man einen wundervollen Zusammenhang der Natur und der Gnade, der Vernunft und des Glaubens; wir sehen auf allen Seiten die gewisse Kennzeichen, es ist ein GOTT, es ist ein Gesetz, es ist eine Vergeltung des Guten und des Bösen; und daß man ja sich nicht entschuldigen könnte, als ob dieses allmächtige, gerechte und gütige Wesen, sich vor uns verborgen hielte; so verfolget uns gleichsam der Strahl seines göttlichen Lichts, bis in die verborgenste Winkel, wo wir kaum mit unsern Augen, mit unsern Sinnen und mit unsern Gedanken hindringen.

Wie solte man eine solche Wissenschafft, welche wir aus der Natur und Sittenlehre erlernen, einen Christen verdächtig machen können? Es ist vielmehr zu glauben, daß die Versäumniß derselben dem Christenthum und dessen Ausbreitung bey den Unglaubigen vieles im Wege setze. Denn man hat es aller Orten, obgleich mit lasterhafften, doch mit Vernunft und Sinnen begabten Menschen zu thun, welche keine andere Wahrheit annehmen, als deren Gewißheit man aus gewissen Gründen ihnen darthun kann.

Die Moral ist also gleichsam der Grund, worauf die ganze Offenbahrung sich beziehet; sie ist vor Menschen geschrieben, welche eine gewisse, ihrer

ihrer Natur eingesenkte Fähigkeit haben, das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Christus und seine Apostel haben in allen ihren Lehren sich nach dieser natürlichen Fähigkeit der Menschen gerichtet; sie wolten nicht, daß man ihnen in einer Sache Glauben beymessen solte, ohne die Wahrheit von derselben zu untersuchen. So ich euch, spricht Christus, die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht, Joh. 8, 46. Diese Untersuchung gründet sich auf das natürliche Licht und Recht, auf die Erkänntniß des Guten und des Bösen, woraus das eingeschaffene Wesen unserer Seelen bestehet. Die heilige Schrifft erkläret uns den Willen GOttes auf eine Art, welche der Natur unsers Geistes gemäß ist; Wir finden den Grund ihrer Lehren in unserm eignen Herzen; Wir sind überzeuget daß wir nicht besser thun können, als ihren Lehren folgen; Leiten uns gleich ihre Geheimnisse weiter als die Vernunft, so ist es doch nichts ungeräumtes vor die Vernunft, Sachen zu glauben, die ihre Fähigkeit übersteigen, so bald sie nur die Eigenschafft der Göttlichkeit an ihnen wahrnimmt.

Die Moral leitet uns vermittelst der gesunden Vernunft nicht allein zur Erkänntniß GOttes, als des höchsten Guts, sondern sie lehret uns auch die Welt und die Menschen kennen. Sie giebt uns die deutlichste Begriffe von dem Guten und Bösen, von den Tugenden und Lastern,

von

von dem Wahren und Falschen, von dem Wirklich-guten und von dem Scheinguten: sie lehrt uns eine Sache gründlich und ohne Vorurtheil einsehen; sie giebt allen Worten ihre eigentliche Bedeutung und Auslegung; kurz, ihre Schlüsse sind nach einer reinen Vernunft. Ohne Moral ist auch der frömmste Mensch nicht geschickt, die heilige Schrifft zu erklären; Er weiß weder die eigentliche Bedeutung der Wörter noch der Sachen. Er vermengt das Historische mit dem Gesetzgebenden, das Hohe mit dem Einfältigen, das Deutliche mit dem Verborgenen. Der Glaube giebt ihm wohl die nöthige Erkänntniß zur Seligkeit, er macht ihn aber, ohne die vorhergehende Mitteln aus einem Ungelehrten zu keinem Gelehrten; Man bekommt die Wissenschafften nicht, wie ehemals die Apostel, per habitum infusum, oder durch ein Wunderwerk; Man muß sie lernen, und wie die Kinder vom A B C anfangen.

Wenn also gewisse gute Leute in ihrem Bekehrungseiffer sich über die heilige Schrifft hermachen, und solche anderen mit grossem Eiffer auslegen; so halten sie sich entweder bey den blossen Worten auf, wie solche in ihrer wittenberger Bibel stehen; oder, wenn sie damit nicht allenthalben fortkommen können, da dieser oder jener Spruch schwer zu verstehen ist, und die figürliche Redensarten der orientalischen Völker nothwendig eine vernünftige Auslegung erfordern; so verfallen sie auf eigene sonderbare

Mey-

Meynungen, und beruffen sich darüber auf ihre Wiedergeburt, vermög deren sie sich die Gabe zueignen, die Geister zu prüffen, die Schrifft zu erklären und das Evangelium zu verkündigen; Da hernach gar nicht mehr mit ihnen fortzukommen ist, weil man ihnen entweder schlechterdings Recht lassen, oder in ihren Augen vor einen Vernünftler und Unglaubigen paßiren muß.

Es wäre leicht zu beweisen, daß die meiste Wahnsätze, Irrungen, Secten und Zänkereyen in der Religion von lauter solchen Leuten herrühren, die keine gründliche Moral verstehen, folglich den richtigen Gebrauch der Vernunft wider alle Absichten GOttes, zuweit weggeschmissen haben; Da im Gegentheil diejenige, welche solche in der Absicht gebrauchen, zu welcher uns die göttliche Weißheit solche verlichen, mit der Religion weit behutsamer umgehen; nur wenige, aber deutliche Glaubensartickel setzen; nichts annehmen, was sich selbst widerspricht; keine dunkle Sätze zu Grundlehren machen; die Geheimnisse als Geheimnisse gelten lassen, und sich am wenigsten in die so schädliche Religionsstreitigkeiten einmengen; mithin die Ruhe, den Frieden und die Einfalt des Glaubens am allermeisten in der Kirche zu erhalten trachten.

Die Ursachen sind demnach wichtig, warum ein Christ, der einen Lehrer und Ausleger der heiligen Schrifft abgeben will, eine gründliche Moral verstehen soll; denn sie ist eine Erkänntniß

um-

unserer Pflichten, nach Anleitung der unserem Geist eingeschaffenen natürlichen Religion, welche die Offenbahrung auf gewisse Lehrsätze zur Seligkeit gebracht, und mit verschiedenen Exempeln aus der göttlichen Oeconomie erläutert hat.

Die Propheten und Apostel, ja unser Heiland selbst, haben die Moral gepredigt; Die Geheimnisse, welche uns dabey mit offenbahret sind, verpflichten uns nur in so weit, als sie ein Gesetz nach sich ziehen. Die ganze Haushaltung GOttes in dem Werk unsrer Erlösung bleibet unserm Verstand ein undurchforschliches Geheimniß; Allein der daraus fliessende Glaube und die damit verknüpfte Gerechtigkeit von und durch Christum ist ein Vorwurf unseres Willens, der aufrichtig, einfältig und moralisch wirksam seyn, das ist, solche Tugenden in uns hervor bringen muß, die uns heilig, gerecht, und folglich selig machen.

Und dieses ist also unser vernünftiger Gottesdienst nach der leichten Lehrart des Heilandes. Haben wir uns geirret, oder etwas in der vorhergehenden Hochgräfl. Antwort nicht recht verstanden, so geschiehet uns eine wirkliche Wohlthat, wo man uns eines bessern unterrichten wird. Dann wir empfinden und sind überzeugt, daß unser Wissen nur Stückwerk sey.

Wann aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerck aufhören. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunckeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Biß dahin bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, die Liebe aber ist die gröste, und beschliesset alles. 1. Cor. 13, 9. 10. 12. 13.

XIII.

Kurzes Bedencken, von der Einfalt des Glaubens, in einem einzigen Glaubens-Artickel.

Es ist schwer sich einzubilden, daß der Glaube so vielerley Begriffe und Wissenschaften in sich halten solte, welche kaum denen scharffsinnigsten und gelehrtesten Köpfen verständlich vorkommen. Christo, unserm Heiland und Gesetz-Geber ist an dem Heyl unsrer Seelen allzuviel gelegen, als daß er das Mittel, worauf unsre Seeligkeit ankommt, nicht deutlich solte erkläret haben.

Es muß demnach eine gewisse Grund-Wahrheit seyn, welche die andern alle begreift, und welche alle diejenigen verstehen müssen, die da sichen seelig zu werden. Daß man zu dem Ende die ganze Heil. Schrift innen haben und verstehen müsse, kann nicht wohl seyn; es würde auf diese Art niemand seelig werden; dann wer kann sagen, daß er die ganze Heil. Schrift innen habe und ver-

stehen könne; Die Gelehrten selbst sind über den Grund-Text und ihre Auslegungen noch uneins; was solten dann die Unwissenden davon glauben? Solten es aber einige Stellen der Schrift insbesondere seyn, so ist es auch noch nicht ausgemacht, welche eigentlich dieselbige seyn möchten. Gleichwohl muß es eine solche Grund-Wahrheit geben, oder wir haben keinen Grund noch Gewißheit zur Seeligkeit.

Diese Grund-Warheit muß die Eigenschaft haben 1.) daß sie deutlich, 2.) allgemein, 3.) nach der Fähigkeit aller, auch der schwachsinnigsten Menschen eingerichtet sey: Wäre sie nicht deutlich, so könnte man sie nicht verstehen; wäre sie nicht allgemein, so könnte sie nicht alle Menschen verbinden; wäre sie nicht nach der Fähigkeit aller, auch der schwachsinnigsten Menschen, eingerichtet, so hätten die Einfältigen, welche öfters die meiste Frömmigkeit besitzen, keinen Trost.

Dieses also voraus gesetzt, so wird gefragt, ob nicht eine solche zur Seeligkeit aller Menschen nöthige Grund-Wahrheit in der Heil. Schrift enthalten wäre? Verschiedene Gelehrte, haben darüber verschiedene Meynungen. Liebster Heyland, hast du dich dann nicht deutlich offenbahret? Kostet es so viel Mühe die Menschen zu überreden, daß du seyst Christus der Sohn GOttes, von welchem alle Propheten zeugen, daß durch seinen Nahmen, die an ihn glauben, Ver-

gebung

gebung der Sünden empfangen und seelig werden sollen Act. 4, 12. & 10, 43. Dieses ist der Inhalt des ganzen neuen Bundes; Der Anfang, das Mittel und Ende, aller unsrer Glaubens-Lehren; Dann alle diese sind geschrieben, daß wir glauben sollen, JEsus sey Christ, der Sohn GOttes, und durch den Glauben das Leben zu haben in seinem Nahmen. Joh. 20, 31.

Dieses ist also die Grund-Wahrheit unsers christlichen Glaubens, nemlich der Glaube an JEsum Christum, durch welchen wir einen Zugang haben zu dieser Gnade, daß wir gerecht werden und Friede haben mit GOtt. Röm. 5, 1. 2.

Dieser Glaube aber muß nicht historisch sondern lebendig seyn; Der Gerechte muß seines Glaubens leben, Gal. 3, 11. d. i. und seinen Glauben durch die Werke bezeugen; Dann der Glaube, wann er nicht Werke hat, kan nicht seelig machen, und ist an ihm selber todt. Jac. 2, 14. 17. Diese Wercke aber bestehen in der Liebe, dann die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Col. 3, 4.

Diese ganz einfältige Lehre, welche auf den Glauben an Christum und auf ein heiliges Leben dringet, hat die drey obige Eigenschaften vollkommen: Sie ist deutlich, allgemein, und nach der Fähigkeit aller Menschen eingerichtet. Die

daraus flieſſende Wahrheiten von des Menſchen Elend, von der rechtfertigenden Gnade, von der Erlöſung Chriſti durch ſein Blut, von dem alle Gebote in ſich haltenden Geſetz der Liebe, ſind alle ganz deutliche Lehr-Sätze, die man leicht verſtehen kann; Sie ſind auch allgemein, dann ſie werden von keiner Kirche in der Chriſtenheit angefochten, oder in Zweifel gezogen; ſie ſind nicht weniger auch ganz einfältig, denn man kann ſie ſo gar den Schwachſinnigſten beybringen und verſtehen machen.

Meynungen, Wörter-Kriege, Lehr-Sätze nach eigener Weißheit, ſymboliſche Bücher, gelehrte Critick, Wiſſenſchaft der Alterthümer, alle dieſe Dinge gehören nicht hieher; ſie lauffen gemeiniglich nur auf leere Fragen hinaus, die nicht zur Beſſerung dienen, und hernach in ſo viele Secten ausbrechen, als Menſchen ſich finden, die von ihrer eignen Weißheit eingenommen ſind. Die um Worte zanken, welche nichts nütze ſind dann zu verkehren die da zuhören. 1. Tim. 2, 14. Die allerhand Fragen aufbringen, die der Schrift-Meiſter ſeyn wollen, und doch nicht verſtehen, was ſie ſagen und ſetzen. 2. Tim. 2, 14. Der Menſch richtet nicht die Dinge, die des Geiſtes GOttes ſind, und wegen der Schwachheit ſeines Verſtandes hat er dermahleins nicht Rechenſchaft zu geben. An jenem groſſen Tag wird der gerechte Richter nicht fragen: wie er dieſes oder jenes Geheimniß verſtanden, ſondern wie er gewandelt habe? Auf

daß

daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat, bey Leibes-Leben, es sey Bös oder Gut. 2. Cor. 5, 10.

Die Christen sind niemals besser zusammen vereiniget, als wenn sie sich solcher gestalt allein an den Grund ihres Glaubens halten, und sich davon auf keinerley Weise ablenken lassen. Der Glaube aber ist mit nichten ein Werk derjenigen Bilder, die sich im Gehirne zeugen; sondern eine Wirkung der Gnade in der Fähigkeit unseres Willens, dadurch wir GOtt in Christo ergreiffen, und uns befleissen seine Gebote zu halten.

Christus hat uns eine Religion geprediget, die so weit von dem Aberglauben, als der Freygeisterey entfernet ist. Dessen Lehre hat den Caracter der Göttlichkeit so wohl in dem Grossen, als in dem Kleinen. Das Majestätische, das Tieffe, das Unbegreiffliche beziehet sich auf GOtt; das Deutliche, das Niedrige und das Gesetz-Gebende auf die Menschen. Der Mensch findet hier alles, was seine Begriffe von der Gottheit kann ausfüllen; Er findet hier alles, was ihn verpflichten kann, von einem solchen Wesen alle Vollkommenheit sich vorzustellen und völlig von ihm abzuhängen. Er findet den Grund von den Lehren des Heylands, und ihre Gewißheit in seinem eigenen Hertzen: Was du willt, daß andere Leute dir thun sollen, das thue du ihnen auch. Christus will, wir sollen seyn, wie

die Kinder. Ein gutartig Kind liebet seine Eltern, es ist ihnen gehorsam, es folget ihnen ohne zu wissen wohin; es hat keinen Argwohn, kurz es liebet und lässet die Eltern sorgen; diese sind mit ihm zufrieden und dem Kind ist wohl. Unschuldiger Entwurf des Christenthums. Hier gilt kein Zanck und Meynungs-Eyfer. Hier urtheilet, hier verdammet keines den andern. Hier darf sich auch ein Paulus seiner hohen Offenbahrungen halber nicht überheben. Christus der Gecreutzigte ist der grosse und kleine Catechismus, der Innhalt und die Auslegung der gantzen Bibel.

Die Theosophie oder Weißheit in göttlichen Dingen erfordert einen gewissen Stand der Meditation, der eigentlich zum Glauben nicht mit gehöret. In diesem sehen wir etwas von derjenigen heimlich verborgenen Weißheit GOttes davon David im Ps. 5, 8. Wir sehen aber solche nur in einem dunckeln Schatten, worinnen ein wenig Licht und Klarheit blicket. Dieser Stand der Meditation ist eine Beschäfftigung der menschlichen Seelen, die sich mit ihren Verstandes-Kräfften in solche Vorstellungen einsencket, welche ihrem unsterblichen Wesen einige Nahrung geben; sie ist darin von dem Glauben unterschieden, weil dieser auch ohne solche Begriffe, welche wir in dem Verstande suchen, bestehen kann. Die Weißheit ist nur für ihre Kinder, man kann glauben und doch nicht weise seyn, und in gewisser Maaß weise seyn und doch nicht glauben. Der Glaube aber ist unendlich besser, als

Weiß-

Weißheit. Das Exempel Salomonis und der Heidnischen Weltweisen zeiget solches zur Genüge.

Dieses alles soll uns lehren, wie wenig Ursache wir haben, uns wegen verschiedener Meynungen über göttliche Dinge von einander in so vielerley Secten zu trennen, und diese Trennungen noch immer weiter zu treiben. Wir schliessen demnach dieses kurtze Bedencken mit den Worten Pauli. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet oder fället seinem Herrn. ibid. 13. Ich sage davon, daß unter euch keiner spricht: Ich bin Paulisch, der andere ich bin Apollisch, der dritte ich bin Kepfisch, der vierdte ich bin Christisch. Wie? ist dann Christus nun zertrennet? Ist dann Paulus vor uns gecreuziget, oder seyd ihr in Pauli Namen getaufft? 1. Cor. 12, 13. Darum lasset uns dem nachstreben, das zum Frieden und Besserung unter einander dienet. Röm. 14, 10.

XIV.

Der Soldat.

1738.

Dieser Entwurff ist einige Jahre hernach in Französischer Sprache weiter ausgeführet worden, und unter dem Titul: Le Soldat, ou le métier de la guerre consideré comme le metier d'honneur: à Francfort chez Joh. Fried. Fleischer 1743. herausgekommen, welche Abhandlung das folgende Jahr hernach mit einigen Zusätzen bey eben diesem Verleger auch in teutscher Sprache mit diesem Titul erschien: Der Soldat oder Kriegs-Stand betrachtet als der Stand der Ehre, theils aus dem Französischen des Verfassers, theils aus dessen anderwärtigen Aufsätzen vermehret und auf das neue herausgegeben. Franckfurt und Leipzig bey Joh. Friedr. Fleischer 1744. Gegenwärtiger Discurs aber ist als ein kurtzer Auszug von dem gantzen Werck zu betrachten, und hat hin und wieder verschiedene Anmerckungen, welche in dem vollständigen Werck nicht vorkommen.

Dem

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

HERRN

Ernst Ludwig,

Landgrafen zu Hessen, Fürsten zu Hersfeld, Grafen zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg, Ysenburg und Büdingen ꝛc.

Meinem Gnädigsten Fürsten und Herrn.

Durchlauchtigster Fürst,

Gnädigster Fürst und Herr.

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht unterstehe mich gegenwärtige Gedancken von dem Soldaten-Stand unterthänigst zuzuschreiben. Ob sich solche nicht zu weit

wagen, da sie sich erkühnen, einem so weisen und grossen Fürsten vor Augen zu kommen, darüber würde ich allerdings in Furchten stehen, wann Dero ausnehmende Huld und gantz fürstliche Großmuth nicht mir und aller Welt bekannt wäre.

Einen Helden blos auf das Papier zu mahlen, ohne dabey ein Urbild aufzustellen, dörffte meinen Meynungen vieles von ihrer Wahrscheinlichkeit benehmen. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht noch über Dero Fürsten-Thron erhabene Helden- und Regenten-Tugenden, werden hinlänglich seyn, solche zu rechtfertigen, und mir statt eines Beweises dienen, daß würcklich dergleichen Eigenschafften, als zu einem Helden gehören, in grossen Gemüthern ihren gewissen Grund haben.

GOtt erhalte Ew. Hochfürstl. Durchl. nach einer Fünffzigjährigen preißwürdigst zurückgelegten Regierung, in Dero gesegnetesten Alter, noch viele Jahre, in allem höchsterwünschten Wohlergehen, und lasse auf Sie und Dero gantzes Hochfürstl. Hauß die allermildeste Schätze seiner Gnade und seines Seegens fliessen.

Ich verharre mit der allertiefffstern Ehrerbietung

Ew. Hoch-Fürstlichen Durchl.

Meines Gnädigsten Fürsten und Herrn.

unterthänigster Knecht und Vasall

J. M. v. L.

Von

I.

Von dem Soldaten-Stand und dessen Ursprung.

WEnn man die Menschen von aussen betrachtet, so solte man nicht glauben, daß sie zu etwas grosses und edeles geschaffen wären; der eintzige Vorzug, welchen sie vor den Thieren haben, bestehet in einem denckenden Geist, der sich in unendliche Begierden ausstürtzet. Ein Vorzug, welcher zwar unaussprechlich groß, aber zugleich auch von der Art ist, daß er uns sowohl in ein unendliches Leiden, als zu einer unendlichen Glückseligkeit hinbringen kann.

Wir finden in dem Wesen dieses Geistes sichere Spuren einer unendlichen Fähigkeit. Wir fühlen gewisse Neigungen, welche uns nach einer vollkommenen Glückseligkeit trachten machen; da wir doch zugleich durch die wiederwärtigsten Leidenschafften hingerissen, an statt dieser Glückseligkeit, nur mehrentheils Kummer und Schmertzen bey uns nähren. Wir können daraus, wann wir auch nichts von einer geschriebenen Offenbahrung wüsten, vernünfftig schliessen, daß unsere Natur von dem Endzweck des weisen Schöpfers weit abgewichen seyn müsse.

Ein gewisses der menschlichen Seele eingesencktes Licht und Recht, lodert nur noch hier und da; die weisesten Menschen spüren davon nur ei-

nen matten Schein, und die meisten leben, als ob gar keines wäre.

Aus dieser elenden Beschaffenheit, da die Menschen nicht mehr wusten, was gut und was böse war, entstund ein allgemeiner Verfall ihres gantzen Geschlechts; sie rieben sich selbst ein ander auf; es entzündete sich unter ihnen allen ein Krieg gegen alle; die Gefahr nahm täglich überhand, und der Greuel der Vervirrung drohete einem mit dem andern das Verderben; die Heftigkeit ihrer Begierden erregte nichts als Wuth und Feindseligkeit. Der Stärckere schmiß den Schwächern zu Boden, und wer die Macht hatte, konnte thun, was er wolte.

Tunc cædes hominum generi tunc proelia nata.

In diesem jämmerlichen Zustand waren sie weit unglückseliger als die Thiere; ihr Verstand machte ihnen alles, was sie litten, doppelt empfindlich, ja, er vermehrete diese Empfindlichkeit biß zur äussersten Qual.

Dieses bewog die Vernünftigsten unter den Menschen, daß sie mit ihren Freunden und Nachbarn sich in eine gewisse Verbündniß und bürgerliche Gesellschafft einliessen, welche sie mit verschiedenen Ordnungen und Gesetzen, wie sie solche zu ihrer allgemeinen Sicherheit für nöthig erachteten, beschränckten. Gleiche Noth gebahr gleiche Absichten. Man bauete Städte, und um-

umschloß solche mit Mauren, um gegen den Ueberfall böser und feindseliger Menschen sich zu beschützen.

Diese erste Verfassung eines ordentlichen gemeinen Wesens aber, wurde immer bald von innen, bald von aussen angefochten, und entweder durch unruhige wilde Köpffe, die sich keiner Gesetzbarkeit unterwerffen wolten, oder durch gehäßige boßhafte Nachbarn gestöhret. Solchen nun muste man sich mit Gewalt widersetzen; daraus entstunden die ersten Anstalten eines rechtmäßigen Kriegs, dabey ein jeder redlicher Burger sich verbunden hielt, einen Soldaten abzugeben, und vor die gemeine Sicherheit zu streiten.

Eine Haußhaltung, eine Dorffschafft, eine Stadt fügte sich auf solche Weise zu der andern, und machte eine gemeinschafftliche Sache unter sich, den Frieden und die Gerechtigkeit zu erhalten. Sie errichteten Gesetze und Ordnungen. Sie ernannten unter sich die weisseste und erfahrenste Männer zu Vorstehern und Richtern. Die Tapffersten und Stärcksten aber hatten die Ehre zu ihren Beschützern und Oberhäuptern erwehlet zu werden, um das gemeine Wesen gegen auswärtige Gewalt und den Frevel böser Menschen zu beschützen. Hierauf geschah es, daß diese Oberhäupter der ihnen übertragenen Macht mißbrauchten, ihr Amt zum Eigenthum, ihre Mitburger zu Unterthanen, und ihre Unterthanen zu Leibeignen machten.

Auf

Auf diese Weise wurden aus bürgerlichen Gesellschafften, erbliche Reiche, deren Einwohner ihre Glückseligkeit und Ruhe nun nicht mehr von der natürlichen Billigkeit und ihren freyen Rathschlägen, sondern von dem blosen Willen und Wohlgefallen eines eintzigen Beherrschers erwarten musten. Der Fürst war nicht mehr vor das Volck, das Volck war vor den Fürsten.

Eine solche unumschränckte Macht war die Frucht einer ungemessenen Herschsucht, und das Mittel darzu zu gelangen, eine Menge gewaffneter Soldaten. Schon vor der Sündflut herrschten solche Tyrannen, und die folgende Zeiten machen uns gantze Welt-Bezwinger bekannt.

Hierdurch entstund ein steter Krieg; der eine fochte für seine Erhöhung, der andere für seine Freyheit; beyde fochten auf Unkosten ihrer eigenen Bürger-Blut. Unglückseliger Krieg! die Freyheit gieng verlohren, die Macht behauptete den Thron; die Gesetze der Natur wurden zu Gesetzen des Staats, und diese zu Peitschen des menschlichen Geschlechts.

Was war hierbeyzu thun? Solten die Menschen durch stets fortwährende Kriege sich unaufhörlich ein ander aufreiben? Aus zweyen Ubeln muste man das erträglichste wehlen; eine gelinde Knechtschafft war dem unendlichen Blutvergiessen vorzuziehen; an statt immer in Waffen zu liegen, und sich einander die Hälse zubrechen, war

das

das rathsamste der Gewalt zu weichen, und sich derselben, unter gewissen Bedingungen, zu unterwerffen; Bedingungen, welche der unmäßigen Gewalt Gräntze setzten, und welche die Fürsten, ohne sich verabscheuen zu machen, nicht wohl überschreiten dorfften.

In einer solchen Regierungs-Art siehet man auch heutiges Tages die meisten Christen mit eingeflochten. Wir verehren darunter den Willen GOttes, welcher es also zugelassen, oder vermittelt hat; wir unterwerffen uns mit Demuth und Gehorsam demjenigen Oberhaupt, dessen Scepter uns die göttliche Vorsehung zu verehren hat angewiesen. Wir loben derselben Güte, wenn sie uns auf dem Thron, der uns beherrschet, nicht nur einen Fürsten, sondern auch zugleich einen liebreichen Vater, einen redlichen Burger, und einen Verehrungs-würdigen Helden zeiget; äussert sich aber das Gegentheil, so ertragen wir mit Gedult die Schläge der göttlichen Gerechtigkeit, welche zu unserm Schrecken die Hand eines Tyrannen wafnet, um uns zu züchtigen.

Wie nun hierauf die Staaten der Welt in eine gewisse Verfassung kamen, darunter die Einwohner mehr, die andere weniger Freyheit geniessen; allesamt aber gewissen Machten und Obrigkeiten unterworffen sind; so ist auch nach und nach der Soldaten-Stand in eine ordentliche und beständige Einrichtung gebracht worden; dergestalt, daß ein jeder Staat heut zu Tage so

viele

viele Mannschafft unterhält, als er zu seiner Sicherheit und Beschützung vor nöthig erachtet.

Wann sich Noth und Gefahr schon würcklich äussern, und der Feind bereits auf unsern Gränzen liegt, so ist es zu spat gute Soldaten ums Geld zu werben, vielweniger sie in den nöthigen Kriegs-Ubungen zu unterrichten: man muß sie alsdann schon auf den Beinen haben, und nicht erstlich aus allen Winckelen der Erden zusammen zu drommelen suchen; Man ist nie sicher, wann man es nur so lange ist, als der Nachbar will; und es ist allezeit besser, einer der uns schaden kan, fürchtet sich vor uns, als daß wir uns vor ihm fürchten müssen.

Die Ursachen des Kriegs müssen jederzeit der natürlichen Billigkeit gemäß seyn. Ein Krieg kann nimmer für eine erlaubte und gerechte Sache gehalten werden, wann er nicht auch gerechte Ursachen und erlaubte Absichten zum Grunde hat. Die wahre Tapfferkeit ist eine Tugend, die nicht die Menschen sucht ins Elend zu stürtzen, sondern zu beschützen. Sie ist die Seele eines Helden, der seinen Ruhm in großmüthigen und tugendhafften Thaten suchet.

II.

Von der Soldaten Religion.

DEr Soldaten-Stand dienet zur Erhaltung der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Sicherheit

cherheit eines Staats; also ist er der Tugend gemäß und dem Christenthum nicht zuwieder. GOtt hat sich selbst im alten Testament einen GOtt der Heerschaaren genennet, und vor sein Volck gekrieget; Christus aber hat in der äussern Verfassung der Welt gar nichts geändert; sein Reich war nicht von dieser Welt, seine Lehren giengen nur auf das himmlische, ewige, unvergängliche Reich GOttes seines Vaters; dahin zeigte er uns den Weg. Im Zeitlichen vermahnte er einen jeden seines Thuns zu warten. Der Obrigkeit ließ er das Schwerd, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, den Knechten befahl er den Gehorsam gegen ihre Herren; und den Soldaten, daß sie sich an ihrem Solde begnügen lassen solten. Wann er demnach lehret seine Feinde zu lieben, so hat er damit nicht einen rechtmäßigen Krieg, sondern nur die Selbst-Rache und persönliche Feindschafft verbieten wollen.

Es hat zwar ehedessen ein scharffsinniger Bayle nicht zugeben wollen, daß ein Christ auch ein guter Soldat seyn könnte; allein, er stellet hier zwey Sachen, die er seiner Gewohnheit nach, gerne von einander trennen wolte, in den grösten Wiederspruch. Eines Theils setzte er den Christen in die strengste Beobachtung derjenigen Liebe seines Nächsten, worinnen er, nach dem Wort-Verstand der Lehre Christi, alles sich von ihm nehmen lassen, und den zurückgebliebenen Mantel noch darzu hingeben müßte. Auf der andern

Seiten aber stellete er sich einen Soldaten, als einen ertz-wilden und tollkühnen Menschen vor, der keine Barmhertzigkeit, und kein Verschonen gelten ließ, wann es ans Würgen, Sengen, Brennen, und Beute machen gieng; und in diesem Sinn hatte Bayle auch gewißlich recht. Wer aber wolte den Worten Christi eine so spöttische Auslegung geben; und dieselbe allhier auf die Vertheidigung gemeiner Ruhe und Sicherheit deuten? Wo hat jemahlen ein vernünfftiger Soldat dergleichen barbarische Ausschweiffungen vor eine rechtmäßige Kriegs-Art ausgegeben?

Es scheinet auch die allgemeine Kriegs-Regel: Einem Feind ist gegen seinem Feind alles erlaubt, dem Christenthum entgegen zu seyn; allein diese Regel hat jederzeit unter wohlgesitteten Völckern so viele Ausnahmen gehabt, daß sie ihre Geltung völlig verloren hat. Ist schlaue List und kluges Hintergehen, nebst der offenbahren Gewalt, dem Völcker-Recht nicht zuwieder, so gilt doch weder Betrug, noch Verrätherey. Wort und Zusage muß man seinem Feind so heilig halten, als seinem besten Freund. Wer setzet der Barmhertzigkeit und dem Mitleiden eines großmüthigen Feld-Herrn Grentzen? Preiset man mehr die Wuth eines blutdürstigen Befehlhabers, der alles was ihm vorkommt würget, metzelt und niedersäbelt; oder das gelinde Verschonen eines zum Mitleiden gerührten Uberwinders, der allenthalben der Grausamkeit seiner

Sol-

Soldaten Einhalt thut? Finden sich nicht in den Geschichten solche Exempel, da der Sieg öffters noch weniger Ruhm dem Sieger erworben, als dessen gütiges Bezeigen gegen die Besiegten. Wie manche grosse Helden haben nicht ihren Kriegs-Gefangenen durch Leutseligkeit und Wohlthaten ihre Gefangenschafft süsser gemacht, als ihnen zuvor der Dienst ihres Herrn gewesen ist. Sind dieses nicht wichtige Ausnahmen der obigen Regel? Könnte auch ein Christ, bey einer andern Gelegenheit, sich christlicher aufführen und mehr Gutes stifften, als wenn er hier zur Rettung der Unschuld und zum Schutz der Bedrängten sich gebrauchen läßt? So bald ein Feind ausser Stand ist uns zu schaden; so bald dürffen wir ihn nicht mehr als einen Feind ansehen; und so bald hat er nicht unsrer Hülffe nöthig, so sind wir ihm Mitleiden und Erbarmen schuldig.

Daß auch die Christen weder das Feuer scheuen, noch bey den anhaltenden Strapazen des Kriegs so bald niedersincken, als ein wollüstiges verzärteltes Volck, welches sich durch ein unordentliches und böses Leben, noch vor der Zeit entkräfftet, ist wohl eine gantz ausgemachte Wahrheit. Wer fechtet wohl getroster als derjenige, welcher glaubet und versichert ist, er gehe aus diesem in ein weit besseres Leben; der sich alles gefallen läst, was GOtt über ihn verhänget, der weiter kein Anliegen hat, als des HErrn Willen zu thun und seines Beruffs zu warten?

Welche Religion könnte sich demnach besser für einen Soldaten schicken, als die christliche? und in welchem Stand könnte dieselbe sich würdigere Verehrer und tüchtigere Streiter auslesen, als unter den Soldaten? Die Redlichkeit, die Großmuth, die Tapfferkeit, das Mitleiden, die Treue, der Gehorsam, die Wachsamkeit, die Nüchternheit; Kurtz, alle christliche Tugenden, von welchem Stande werden sie mehr gefordert, als eben von dem Soldaten-Stande? Wie kann ein Mensch, der sich öffters in augenscheinlicher Gefahr siehet, sein Leben zu verliehren, und doch in eben diesem Augenblick, allen seinen Muth, alle seine Stärcke, und allen seinen Verstand gebrauchen soll, einen bessern Trost haben, als daß er seine Seele dem Herrn übergiebt; es sey zum Leben oder zum Todt?

Es gibt zwar viele rohe tollkühne Leute, die sich über alle Betrachtungen der Religion, ja über alle Schrecken des Todtes vermeynen hinauszusetzen; so gar, daß sie bey einem Treffen an nichts weniger, als an dergleichen Dinge zu dencken pflegen; zumahl, wenn sie vorher ihre wilde Geister mit hitzigen Getränken aufgebrannt, und hernach in hundert tausend garstiger Engeln Nahmen, damit es fein hertzhafft klinge, in die feindliche Glieder einstürmen; allein, wie offt setzen dergleichen unbesonnene Helden alles in eine jämmerliche Verwirrung? Wie offt geben sie nicht zu einem gräßlichen Blutbad Anlaß, ohne der gemeinen Sache darunter zu dienen?

Es

Es müssen in der That dergleichen hitzige Köpffe recht seltsame Begriffe von dem wahren Dienst, Eiffer und der Tapfferkeit haben, da sie ihrer Wildheit, dem Wein und ihrem Unglauben, wo nicht sich selbst, wie es öffters geschiehet, doch insgemein den besten Kern der Soldaten aufopffern.

Es ist demnach eine wichtige Wahrheit, daß ein rechtschaffener Soldat, auch eine Religion haben muß; allein, was vor eine wird man hier fragen? Wir sagen die Christliche; ja, dürffte man einwerffen, das ist nicht genug; es geben darinnen so vielerley Kirchen und Secten, davon eine jede sich für die wahre und rechtglaubige ausgibt; wie ist da heraus zukommen? Wir antworten; Es ist nur ein GOtt und ein Christus, ein HErr und ein Glaube. GOtt bindet sich weder an gewisse Völcker, noch Kirchen. Wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Die christliche Religion kann unter zweyerley Gestalt betrachtet werden: Erstlich als eine solche die uns die nöthige Anweisung gibt, wie wir an Christum glauben, diesen Glauben in der That bezeigen und dadurch die Seeligkeit erlangen sollen. Davon ist der kurtze Inhalt: die Liebe GOttes und die Liebe des Nechsten. Zweytens als eine die verschiedene tieffe göttliche Geheimnisse enthält, welche nur den wenigsten Menschen bekannt und offenbar sind.

Die erste ist nach der Fähigkeit aller und jeder Menschen eingerichtet; dann da heißt es: „Thue „ das so wirst du leben; fürchte GOtt und hal„ te seine Gebot, denn das kommt allen Men„ schen zu; wer den Willen GOttes thut, der „ bleibt in Ewigkeit; wer ihn fürchtet und recht „ thut, der ist ihm angenehm; nicht alle die da „ sagen HErr, HErr, sondern die den Willen „ thun des Vatters im Himmel; nicht, die das „ Gesetze hören, sondern die solches thun, wer„ den gerecht seyn. Darum übe sich ein jeder „ mit dem H. Paulo ein unverletztes Gewissen zu „ haben, beydes gegen GOtt und Menschen.„ Weil wir nun wegen unsrer verderbten Natur nicht im Stande sind dieses alles von uns selbst zu thun; so müssen wir Christum im Glauben ergreiffen, ihn vor unsern Heyland erkennen, und aus ihm die Krafft ziehen, welche uns zu der Erfüllung des Gesetzes mangelt. Hier ist also der Glaube ein aufrichtiges, einfältiges Zutrauen zu der Liebe GOttes in Christo und zu derjenigen Gnade, durch welche wir gerecht und seelig werden.

Die andere Betrachtung der christlichen Religion ist ein Vorwurff derjenigen Wissenschafft, welche man die Gottesgelehrtheit nennet; daraus hernach, bey zunehmendem Verfall der menschlichen Aufrichtigkeit, und bey dem Anwachs des geistlichen Hochmuths, zum grösten Jammer und Verderben der menschlichen Gesellschafft, die so zänckische als verkehrte Schul-

Theologie entstanden ist. Allhier verlohren die Menschen die reinen Quellen der Wahrheit; da gruben sie Brunnen wo kein Wasser war. Die Einfalt des Glaubens wurde zu einem spitzfindigen Streit, nicht der reinen, sondern der durch tausend Vorurtheile und dunckle Wörter verrückten Vernunfft; da wurden Glaubens-Artickeln gemacht, die nicht in der Schrifft stunden, und Formulen, welche mehr die Lehren des Aristotelis, als des Heylandes bewährten. Derjenige Glaube, der dem Menschen nichts als Liebe, Friede, Sanftmuth und Seligkeit verkündigen solte, der wurde hier ein abscheulicher Tyrann des gantzen menschlichen Geschlechts. Nie hat der Wahn und die Herrschsucht mehr Böses gestiftet, mehr Städte verheeret, mehr Länder verwüstet, mehr Menschen ins Elend gestürtzet.

Es ist dieses der Glaube der Weisen nach dem Fleisch der hochmüthigen Pharisäer und Schriftgelehrten, welche die Schlüsse ihrer elenden Weißheit für GOttes Wort wollen geehret wissen; die nicht des Nächsten Wohl und der Völcker Heyl, sondern ihren eingebildeten närrischen Ruhm suchen; dem sie alles, was die natürliche Rechte billiges, und die Religion heiliges haben, aufopffern. Verstand, Erkänntniß, Weißheit, Glauben, sind göttliche Gaben; wer solche empfangen hat, der bewahre sie in der Demuth; und überhebe sich deßwegen nicht; wiewohl, wann die Weisheit aus GOtt ist, so demüthiget sie gewiß; gebühret sie aber Hoffart, so zeiget sie, wes Geistes Kind sie ist.

Wir kommen, nach dieser kleinen Ausschweifung, wieder auf unsere Soldaten; wir rathen ihnen Streiter in der gemeinen Noth, aber nicht in der Religion abzugeben. Hier sollen sie Kinder des Friedens seyn; und sich im übrigen der Ordnung halber zu derjenigen äusserlichen Kirche halten, darinnen sie sind erzogen worden, oder davon sie die meiste Uberzeugung haben; dann im Grund kommt doch alles im Christenthum allein auf den Glauben und einen frommen Wandel an.

III.

Von der Ehre, als der allgemeinen Grund-Regel der Soldaten.

Die Ehre ist ein gewisser Beyfall der Menschen, mit welchem sie was ihnen gut und vortrefflich scheinet, rühmen und hochachten; diese Ehre ist entweder wahr oder falsch.

Wann unsere Thaten und Handlungen der Tugend und der Weißheit gemäß sind, so folget daraus eine wahre Ehre. Haben aber unsere Thaten und Handlungen nur den Schein von der Tugend und Weißheit, so folget daraus auch nur eine falsche Ehre.

Die Ehre ist ein zeitlicher Vortheil wie andere Güter dieses Lebens. Ist dem Menschen erlaubt durch Geld und Güter und allerhand Bequem-

lich-

lichkeiten, den Zustand dieses Lebens zu verbessern, so kann man ihm die Vortheile der Ehre um so viel weniger verdächtig machen, je mehr grosse Tugenden und vortreffliche Eigenschafften darzu erfordert werden, derselben würdig zu seyn.

Ein guter Christ kann bey der grösten Demuth die höchste Ehre erlangen, dann sie ist eine Folge seiner Tugend; sie ist wie der Schatten, der immer den Cörper begleitet. Er kann so wenig verhindern, daß man seine gute Wercke nicht für gut halte und dieselbe rühme, als wenig ein lasterhaffter Mensch verhindern kann, daß man von seinen Schandthaten nicht solte übels dencken und urtheilen.

Wer also die Tugend ausübet, der hat nicht allein die Glückseligkeit und das Vergnügen, welches aus der Sache selbst fliesset, sondern er erlanget Ehre, und verbessert auch dadurch seinen äusserlichen Zustand in diesem Leben; indem er durch die Ehre die Gunst und Freundschafft der Menschen sich erwirbet, welche die gröste Annehmlichkeiten eines tugendhafften Gemüths ausmachen, und zu der Beförderung seines Wohlstandes sehr vieles mit beytragen.

Hätten die Menschen für ihre löbliche Thaten, für ihren Fleiß und ihre Bemühungen auch nicht gewisse Vortheile zu gewarten; so würde keiner den andern schützen, niemand leicht etwas zum gemeinen Besten unternehmen, mithin kein Mensch für

den andern arbeiten und geschäfftig seyn wollen; das Band der bürgerlichen Gesellschafft würde zerreissen, Trägheit und Unordnung allenthalben ausbrechen, und die Laster hingegen die Oberhand gewinnen. Die Weißheit GOttes hat demnach den Menschen nicht ohne Ursache dergleichen Neigungen gelassen, damit sie durch gewisse Annehmlichkeiten und Vortheile möchten gereitzet werden, etwas Gutes zu verrichten, und einander nützlich zu seyn.

Wie nun die wahre Ehre sich auf die wahre Tugend gründet; also vergnüget sich im Gegentheil die falsche Ehre an dem blossen Schein und dem äusserlichen Glantz einer eingebildeten Hoheit; sie will angesehen, gepriesen, verehret, ja gar bewundert seyn, sie mag solches verdienen oder nicht; sie ist ein Sclav der thörigsten Eitelkeiten und Nachreden der Menschen; sie ist voller Stoltz, Hochmuth und Aufgeblasenheit. Sie ist so wenig in ihrer Ruhmsucht, als der Geitz mit Gütern zu ersättigen; je mehr man einen Hochmüthigen lobet und einem Geitzigen giebet, je mehr sie beyde haben wollen.

Die wahre Ehre ist überaus weit über diesen äusserlichen Schein und die Meinungen des Pöbels erhaben; dieselbige Tugend, welche grosse Gemüther zu den vortrefflichsten Thaten antreibet, erhält zugleich ihren Geist in der tiefsten Demuth. Sie wissen, daß sie keine andere Ehre haben, als aus der Fähigkeit gutes zu thun;

sie

sie wissen, daß diese Fähigkeit nicht ihr eignes, sondern ein ihnen von GOtt anvertrautes Gut ist, der, wo sie sich dessen überheben, ihnen solches wieder nehmen, und sie dargegen alle Stunde und Augenblicke in eine abscheuliche Creatur, oder in ein blosses Nichts verwandeln könnte.

So demüthig und niedrig aber die wahre Tugend vor den Augen GOttes ist; so wenig verachtet sie im Gegentheil mit einem scheinheiligen und störrischen Eigensinn diejenigen Vortheile, welche ihr aus der Ehre in dieser Welt zuwachsen. Sie weiß, daß diese Ehre zur Erhaltung des Staats und der gemeinen Ordnung müsse beybehalten werden; deßwegen ist sie eben so prächtig, wann es der Wohlstand mit sich bringet, als schlecht und eingezogen, wann es andere Umstände erfordern. Ist sie mit äusserlichem Glantz umgeben; ist sie groß, gebietend, herrlich, mit Glück, und Sieg und Ruhm begleitet, so läßt sie sich dieses alles gern gefallen, und vergnüget sich darüber; als über ein irrdisches Gut; sie eignet sich davon nur so vieles zu, als es ihrer Weißheit anständig ist. Verfolget sie aber der Neid, ist sie der Mißgunst, den Lügen, und den Verläumdungen unterworffen; wird dadurch ihr zeitliches Glück untergraben, und gar zu Boden gestürtzet, so weiß sie sich darein zu finden; sie verändert deswegen nicht die Züge ihres Angesichts; sie bleibt doch immer gleich groß, gleich erhaben, gleich verehrungs-würdig; Nichts

kan

kann ihr die Ehre rauben, sie hafftet auf ihren Thaten. Sind diese löblich und unschuldig, so können sie weder Verläumdungen noch böse Nachreden schänden.

Cato suchte das wahrhaffte Gute, indem er dem Untergang der Freyheit seines Vaterlandes vorzubeugen, alle Standhafftigkeit gebrauchte. Roms Heyl und Wohlfahrt zu erhalten, war für einen so grossen Geist das allerwürdigste Geschäffte; weder die Betrachtung seines Hauses, noch seine Gemächligkeit, noch die schmeichelhaffte Vorstellungen seiner Freunde, noch die andringende Liebkosungen des Cesars, vermochten denselben in seinem gefaßten Schluß wanckend zu machen; die wahre Ehre hieß ihn allhier das gemeine Beste seiner eignen Hoheit und dem Glantz seines Hauses vorziehen.

Cesar hingegen ließ sich von dem Schein der falschen Ehre blenden; er suchte die Freyheit des Vaterlandes unter das Joch seiner unumschränckten Herrschsucht zu bringen; er that alles was ihn groß in der Leute Augen machen konnte; Thron und Zepter hatten vor ihn mehr Reitzungen als des Cato Tugend. Er vergaß der wahren Ehre, um durch den Glantz einer falschen sich zu erheben.

Cesar hat immer fort noch mehr Nachfolger als Cato; man liebet noch stets den falschen Schein der Ehre mehr, als die Ehre selbst.

Man

Man sucht hohe Würden und Ehren-Stellen; nicht, weil man dadurch mehr Vermögen überkommt, viel Gutes zu stifften; sondern weil solche mit einem prächtigen Ansehen, mit einem herrlichen Aufzug, mit kostbaren Kleidern und mit einem langen Schweif bundfärbigter Diener und Aufwärter begleitet gehen.

Die wahre Ehre ist gar wenigen bekannt; sie gibt sich ihren Günstlingen nicht ehender zu eigen, als biß diese alles um sie gethan haben, was die Hoheit des Geistes und eine reine Tugend von ihnen erfordert; sie ist so zärtlich, daß sie durch die geringste Leichtsinnigkeit kann verletzet werden, und so eifersüchtig, daß sie keiner andern Neigung Raum lässet; sie ist eine Feindin aller Laster, und um sich ihrer recht würdig zu machen, muß man weniger nicht als gantz tugendhaft seyn.

Wo aber findet man eine solche wahre und unbefleckte Ehre? Wir bescheiden uns billig; wir beschreiben hier die Menschen nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn solten. Es giebt gewisse Staffeln der Vollkommenheit, wenn man gleich keine Exempeln anführen kann, daß diese oder jene den höchsten Gipffel derselben würcklich erstiegen hätten. Das Glück selbst ist der Tugend selten gewogen. Man findet also die gröste Ehre öffters, wo der mindeste Schein von Hoheit und Würden glüntzet.

So viel aber ist gewiß, daß ausser der wahren

Tugend, keine wahre Ehre, und daß auſſer der wahren Ehre auch kein Mensch ein wahrer Held seyn könne, wann er auch die gröſte Thaten verrichten, und als ein andrer Alexander gantz Asien unter seine Bottmäßigkeit bringen solte. Dieser Satz leitet uns zu einer näheren Betrachtung, was ein Held sey, und was er vor Eigenschafften haben müsse, diesen Nahmen zu verdienen.

IV.

Von den Tugenden und Wissenschafften, welche zum Soldaten-Stand erfordert werden.

DEr Soldaten-Stand ist so beschaffen, daß eines Theils nur die gemeinsten Tugenden und Wissenschafften, andern Theils aber die gröſten und wichtigsten darzu erfordert werden. Es giebt gewisse Stellen im Krieg, die weiter nichts als einen gesunden Leib und eine gemeine Vernunfft; andere aber und zwar die vornehmsten, welche einen ungemeineu Geist, ein hurtiges Wesen, einen gegenwärtigen Verstand und eine gründliche Kriegs-Wissenschafft voraus setzen.

Der Sieg ist der Endzweck vom Krieg: soll dieser erlangt werden, so muß fürwahr der Kopff daran nicht weniger Antheil haben, als eine tapffere Faust; dann man kann auch den Sieg zu theuer kauffen. Die rechte Kriegs-Kunst bestehet

stehet also darinnen, die Menschen zu schonen und doch den verlangten Vortheil zu erhalten wissen.

Was aber ein Soldat, der einen Befehlshaber abgeben will, in Künsten und Wissenschafften zu erlernen habe, das wollen wir hier kürtzlich untersuchen.

Die erste Wissenschafft eines Soldaten vom Rang ist die Lateinische und Französische Sprache; verstehet er diese nicht, so kann er die wenigste Kriegs-Kunstwörter, welche ihm täglich vorkommen, und von einer dieser beyden Sprachen herrühren, füglich anbringen; er kann besonders in Ermangelung der Lateinischen, keinen tüchtigen Aufsatz machen, noch die schöne Bücher der Alten lesen, welche nebst den sinnreichsten Gedancken und Anmerckungen, auch die Geschichte der berühmtesten Helden des Alterthums, mit Anführung der besten Kriegs-Regeln, uns beschrieben hinterlassen haben; Kriegs-Regeln, welche noch heut zu Tage, bey mancherley Vorfällen und Umständen, ihren trefflichen Nutzen haben. Deßwegen auch unser grosser Eugenius zu sagen pflegte, wo es in einem Treffen zum Degen käme, so kriege man noch, wie ehedessen auf gut römisch.

Die Französische Sprache aber ist ihm fast unentbehrlich; man liesest darinnen die trefflichsten Schrifften, welche vom Krieg handeln; die so genandte Memoires sind guten Theils von solchen

chen Leuten geschrieben, die selbst im Krieg gedienet, und darinnen empor gekommen sind. Zugeschweigen, daß diese Sprache heut zu Tage bey unsern Höfen und in dem Umgang mit Stands-Personen so üblich worden ist, daß es allerdings für ein Zeichen einer schlechten Auferziehung pfleget gehalten zu werden, wo man eine solche fast durchgängig angenommene Sprache nicht verstehet.

Die zweyte Wissenschafft eines Soldaten vom Rang, ist das Völcker-Recht und die Sitten-Lehre. Ohne diese, hat er keine ächte Begriffe, von der natürlichen Billigkeit, von der Redlichkeit, von der Menschen-Liebe, von der wahren Ehre, von den Grund-Sätzen eines gemeinen Wesens, und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes. Ohne diese, weiß er die Laster von den Tugenden nicht zu unterscheiden; er wird die Vermessenheit mit der Tapfferkeit, den Frevel mit der Unerschrockenheit, die Leichtsinnigkeit mit der Großmuth verwirren. Ohne diese, hat er keine gründliche Erkäntnis von der Welt, von den Menschen, und von sich selbst; er ist nicht geschickt die Gemüther zu prüfen, ihre Absichten und Neigungen zu erforschen, und nach eines jeden Natur und Fähigkeit, wie es die Klugheit und die Umstände erfordern, sich zu richten.

Drittens, so soll auch ein Soldat vom Rang in denen historischen Wissenschafften wohl erfahren seyn; und dabey eine zulängliche Kenntniß

der

der vornehmsten europäischen Staaten und ihrer politischen Einrichtung besitzen; wo nicht, so mag er nur immer bey allen und jeden Gesellschafften sich zu einem bescheidenen Stillschweigen gewöhnen, will er anders seine Unwissenheit nicht bloß geben. Zugeschweigen, daß ein vornehmer Befehlshaber nothwendig den Staat seines Herrn und der benachbarten Länder soll innen haben; in Betrachtung, daß sich öffters gantz unversehens solche Zufälle ereignen, wobey er seines Fürsten Ehre und Gerechtsame muß zu retten wissen; welches aber nicht geschehen kann, wenn er von solchen Dingen keine Wissenschafft hat.

Die vierdte und fast unentbehrliche Wissenschafft eines Soldaten vom Rang betrifft denjenigen Theil der Mathematic, welcher in der Kriegs-Bau-Kunst, der Meß-Kunst und der Bewegungs-Kunst bestehet, und welche alle die Zeichnungs-Kunst zugleich mit zum Grunde haben. Auf diesen Wissenschafften beruhen alle Unternehmungen und Arbeiten, alle Kriegs- und Soldaten-Ubungen, alle Belagerungen, Verschantzungen, Bollwercke, Lauffgräben, Lager-Städten, Feld- und See-Schlachten, Maschinen, Feuerwercke, Brücken, Schiffe, Gewehr, Geschütz und dergleichen.

Endlich und zum fünfften ist die Wissenschafft der Oeconomie einem Soldaten besonders nöthig; die Sparsamkeit scheinet unter allen Sitten-Tugenden die verächtlichste zu seyn; sie rächet

sich aber deswegen öffters mit einer solchen Ahndung, daß sie, durch ihre heimliche Gewalt ihre Verächter ins Verderben stürtzet. Es ist gewiß: Der Geitz, sagt man, ist eine Wurtzel alles Ubels; allein, es scheinet öffters, als wolten wir, um den Geitz zu fliehen, würcklich alles Ubel thun. Wie viele ertz-liederliche Verschwender dencken, man müste ihnen alle ihre Ausschweifungen vor gut halten, weil sie nicht geitzig wären.

Ein Soldat, der sich durch seine leichtsinnige Verschwendungen in grosse Schulden stürtzet, siehet nur zwey Wege vor sich, seiner Gläubiger sich zu entledigen; entweder er muß sie betrügen, oder auf unrechtmäßige Art Geld zu machen suchen. Weiß er nicht vor sich Hauß zu halten, so weiß er eben so wenig, die von seinem Regiment ihm anvertraute Gelder und Sachen gebührend zu verwahren; alles zu rechter Zeit und um billige Preise anzuschaffen; alles in gehöriger Ordnung zu erhalten und zu schonen; er weiß nicht was die Waaren gelten, er kennet weder ihre Dauer, noch ihre Güte; er weiß keinen Uberschlag zu machen, wie dieses oder jenes bey dem Regiment am besten anzuordnen wäre; damit werden öffters grosse Summen unnöthig aufgewandt, und wenn Geld vonnöthen ist, so mangelt es allenthalben. O wie trefflich ist hie einem Befehlshaber die Wissenschafft der Oeconomie! Es ist einem grossen Fürsten keine geringe Freude, wenn er eine Menge schöner Truppen, wohl geübt, wohl gekleidet,

kleidet, in einer zierlichen Stellung vor sich siehet; Truppen, die wohl verpfleget werden, die keinen Mangel leiden, die ordentlich ihren Sold bekommen, die ihrem Fürsten tausend Glück, und Heil und Seegen zuruffen, und Niemand nichts schuldig sind.

Zur Erlernung der nöthigen Kriegs-Wissenschafft solte man gewisse Kriegs- und Soldaten-Schulen aufrichten, und dabey solche Anstalten verfügen, daß daselbst junge Leute, besonders die von Adel, ohne grosse Unkosten, alles dasjenige, was zum Soldaten-Stand erfordert wird, gründlich erlernen könnten. Uberhaupt müßte man den Tag so eintheilen, daß mit ihnen immer etwas nützliches und zu dem Kriegs-Wesen gehöriges vorgenommen würde; also könnten einige Stunden zu den Leibes-Ubungen, andere zur Unterweisung in den Wissenschafften, andere zu den Ergötzlichkeiten angewendet werden.

Es könnte hierbey ein kluger und erfahrner Befehlshaber seinen Leuten auch gewisse Stunden halten, und sie darinnen in allerhand Kriegs-Sachen unterweisen, seine Sätze mit Exempeln aus denen Geschichten erläutern, darüber seiner Zuhörer Urtheil und Meinung vernehmen, mithin dieselbe auf eine geschickte und vernünfftige Art fähig machen, bey allen vorkommenden Zufällen und Begebenheiten sich hurtig und glücklich zu entschliessen, und diejenige Mittel zu ergreiffen,

welche in verwirrten Fällen den besten Ausschlag geben können.

V.

Vom Zweykampff.

Der Zweykampff ist eine Handlung zweyer feindseligen Personen, die sich, weil einer von dem andern beleidiget zu seyn glaubet, an einander sich mit Leib und Leben zu rächen suchen. Diese Handlung ist gantz unerlaubt; sie ist wieder das Christenthum, wieder die gesunde Vernunfft, wieder die wahre Ehre und wieder alle Gesetze.

Das Christenthum verbeut alle und jede Arten von Feindseligkeit und Selbst-Rache; das Gesetz der Liebe ist dessen Grund-Gesetz: Wer nicht seinen Nächsten liebet und ihm alle Beleidigung verzeihen und vergeben kann, der ist kein rechter Christ, der hat noch keine Hoffnung, daß ihm seine Schulden vergeben werden. Hieran wird man erkennen, sagt Christus, ob ihr meine Jünger seyd, wenn ihr euch untereinander liebet. Ein Christ seyn wollen, und sich mit einem herumschlagen, ist eben so viel, als GOtt mit dem Munde bekennen, und in der That verläugnen.

Die gesunde Vernunfft hält es vor eine der gröbsten Raserеyen, daß ein ehrlicher Mann, wegen einer ihm zugefügten Beleidigung, oder auch öffters nur, wegen eines gegen ihn ausgestossenen

schlüpf-

schlüpfrichten Worts, Leib und Leben auf die Klinge setzen soll. Welche Narrheit ist nicht diese? Weil uns einer an unserer eingebildeten Ehre verletzet, so soll er dadurch auch befugt seyn, uns, wann er kann, das Leben noch darzu zu nehmen. Weil einer auf uns geschimpffet, so haben wir die Ehr verlohren; so ist demnach unsere Ehre in der Hand unseres Feindes, der kann uns solche nehmen, wann er will. Unser Feind ist ein wilder Kerl, oder er hat sich im Trunck übernommen, oder er ist im Gehirn nicht richtig, und dennoch ist er Herr von unserer Ehre? Das muß fürwahr eine schlechte Ehre seyn.

Die wahre Ehre weiß nichts von der Selbst-Rache; sie gründet sich auf die Tugend, die Tugend aber hat keinen Zweck, als das Gute zu verrichten. Ein feindseliges Urtheil kann ihr den wahren Ruhm, der auf ihren Thaten hafftet, nicht benehmen. Man kann von uns übel reden; Allein Lügen schänden keinen ehrlichen Mann; wohl aber den Lügner von dem sie kommen. Unsere Ehre ist allezeit sicher, wenn wir nichts böses thun, denn da die vernünfftige Welt dem Guten Beyfall giebt, so ist es nur ein Irrthum und keine Verletzung der Ehre, wenn man uns andre Thaten andichtet als wir thun. Ein ehrlicher Mann hat Mitleiden mit solchen unglückseligen Gemüthern, die sich mit ihrem Haß und mit ihrer Feindseligkeit quälen; sich an einem rächen, weil er von uns übel denckt und spricht, ist allezeit ein niederträchtiges Kennzeichen von

unsrer thörigten Eigenliebe, welche die Leute zwingen will, von uns so viel gutes zu dencken und zu sagen, als wir selbst von unsern vermeynten Vollkommenheiten die närrische Einbildung hegen. Wie solte man sich nicht vielmehr schämen so ausschweiffend hochmüthig zu seyn? Die wahre Ehre ist viel zu erhaben, als daß sie zu dergleichen kleinen Empfindungen sich solte herunter lassen; sie bescheidet sich, daß um einen Weisen zu gefallen, man öffters hundert Thoren mißfallen müsse. Der Beyfall eines Cato, eines Lälius und der beyden Scipionen sind ihr genug; und wo auch diese fehlen, so schliesset sie sich in ihre eigne Tugend ein, und tröstet sich mit dem einzigen Zeugen, der in ihrem Gewissen lebet.

Alle Gesetze leiden darunter, wann ein jeder sein eigner Richter und Rächer seyn will. In solchem Fall brauchten wir keine Obrigkeiten, keine Gesetze und keine Befehlshaber. Das Faust-Recht würde uns genug seyn; ein jeder könte thun was er wolte. Solten das nicht glückselige Zeiten seyn? Doch wie lange würden sie dauren? So lange bis die Wuth einen mit dem andern würde aufgerieben und verzehret haben; oder bis uns die bevorstehende Gefahr wieder auf die Gedancken bringen würde, neue Ordnungen und Gesetze zu machen.

Diese Anmerckungen lauten gar nicht soldatisch; zum wenigsten wiederspricht die Gewohnheit alles, was wir hier zu erinnern die Freyheit nehmen:

men: Die Gewohnheit, die sich so lange fortgetrieben, hat bey nahe eine beständige Beobachtung aufzuweisen, und ist also unter den Soldaten gleichsam zu einem förmlichen Recht worden: Man fraget nicht, ob dasselbe christlich, vernünftig, edel und gerecht sey, das wollen die Soldaten nicht untersuchen. Genug, es ist nun einmahl so; ein Soldat darf keinen Schimpf auf sich sitzen lassen, solte er auch zehen Leben darüber einbüssen. Ist das nicht groß? Heißt das nicht Herze haben? In der That Leib und Leben so gering achten, und sich über alle Betrachtungen, der Religion, der Vernunft, der wahren Ehre und der Gerechtigkeit hinaus setzen, das ist recht groß, das heißt noch mehr als Herze haben.

Gleichwohl balget sich kein Soldat, der nicht entweder für einen guten Christen, oder für einen vernünftigen Mann, oder für einen ehrliebenden Menschen, oder für einen redlichen Unterthan, oder wohl für alles dieses zugleich will gehalten werden. Solte er es auch ja in Ansehung des ersten und des letzten, so genau nicht nehmen; so würde man doch seine eingebildete Ehre gantz entsetzlich beleidigen, und weniger nicht als mit einem guten Rauf-Degen seiner los werden, wenn man ihm eben diese Ehre, darum er sein Leben lassen will, zweifelhafft machen, und ihn vor einen Narren schelten wolte. Wie will man aber glimpflicher von dieser Sache urtheilen? Wir haben oben bewiesen, daß ein Balger, der sich in einen Zweykampf einläßet, die gröste Narrheit be-

gehe und die Gesetze schände. Wir müssen also hier die Ehre entweder in die Beobachtung der Vernunft und der Gesetze; oder in ihrer beyden Übertretung suchen; anders ist hier nicht draus zu kommen.

Eine Ursache die etwas sagen will, ist diese: Wo man sich mit einem der uns geschimpffet hat, nicht rauffet, so wird man nicht allein für einen verzagten Menschen gehalten, an dem jeder sich reiben und zum Ritter werden will, sondern andere Soldaten wollen auch nicht mehr mit einem dienen. So weit tyranniſiret die Menschen eine der albersten Phantasien in der Welt; und zwar solche Menschen, die sich zu einer Religion bekennen, welche schnurstracks das Gegentheil lehret. Unter den Asiatischen Völckern und den Nachfolgern des Mahomeds ist der Zweykampf nicht üblich. Unglückselige Christen! wer hat doch unter euch einen solchen barbarischen Gebrauch eingeführet?

Mancher hat weiter nichts gelernet, als sein Soldaten-Handwerck, und dieses öfters noch schlecht genug; er hat mit seinem Mitgesellen Verdruß, er wird geschimpfft, was soll der ehrliche Mann anfangen? Läßt er ein garstiges Wort auf sich sitzen, so betrachtet man ihn wie einen Aussätzigen; seine ehrliebende Mit-Gefährden wollen weder mit ihm trincken, noch neben ihm dienen; er muß einmahl seinen Feind vor die Spitze fordern, und sich mit ihm herum schmeissen;

dann

dann es heisset Leben und Ehre gehen in gleichem Grad.

Nur mit der Seele ist es noch so eine Sache; wiewohl in solchen Fällen heißt es, man müsse es nicht so genau nehmen; dergleichen furchtsame Uberlegungen zeigten nicht undeutlich ein feiges Hertze. Keine Schwachheiten, wanns euch beliebet, man muß brav thun, und den Verstand in die Faust fassen: Besser mit Ehre gestorben, als mit Schande gelebet. Wichtiger Gegensatz! Grosse Entschliessungen! Wie unbegreiflich ist doch diese Ehre, sich und seine ganze Wohlfahrt einer so wahnsinnigen Einbildung aufzuopffern? Elender Ruhm, der uns eben desjenigen Ruhms beraubet, den wir allhier zu verfechten meynen. Dann welchen Ruhm kann sich doch ein Mensch aus einer That versprechen, welche wieder alle Regeln des Christenthums, der gesunden Vernunft, der wahren Ehre und der Gerechtigkeit begangen wird.

Was Raths unterdessen? wie ist dem Ubel abzuhelffen? Wir sehen, daß alle bisher ergangene Duell-Mandate dargegen nichts, oder doch wenig verfangen. Der munterste Adel, die tüchtigste Leute, werden noch öfters durch eine so schändliche Mörderey zu unglückseligen Leichen; der tolle Wahn bleibet noch immer, daß der Frevel die Gesetze zu übertreten, und der so strengen Macht der Regenten Hohn zu sprechen, die gröste Ehre sey. So lange man also den Leuten nicht

eine so ganz verkehrte Einbildung von der Ehre benehmen kann, so lange bleiben auch die Wirckungen so närrisch und so beklagens-würdig, als die bewegende Ursach ist.

Wir würden hier genug gesagt haben, wenn wir unsere Meynung dahin könnten verstehen machen, daß man das falsche Wahn-Gespenste, welches die Soldaten allhier für die Ehre halten, in einen ordentlichen Bann thun, und diesen Würg-Teuffel, durch einen christlichen Exorcismum, gar austreiben solte.

Eine dergleichen glückliche Verbannung der alternärrischten Ehre schickte sich vielleicht vor den Büttel und Profosen am besten. Blut, Gefängniß, Entsetzung der Dienste, heilet hier den Thoren nicht von seiner Thorheit. Man schände den, der um die kleineste Schande zu fliehen, die gröste zu begehen sich erfrechet.

Doch auch dieses ist noch nicht genug: man rette die Ehre des Beleidigten, und straffe den Beleidiger; man ernenne gewisse Friedens-Richter, welche alle Feindschaften, ehe sie in Thätlichkeiten ausbrechen, klüglich vermitteln, und aufgebrachte Gemüther in der Güte miteinander versöhnen; wo nicht, so stosse man denjenigen ohne Anstand vom Regiment, der am ersten mit Worten oder Wercken zur Beleidigung schreitet; den Geschimpfften aber nehme selbst der Fürst und das ganze Regiment in Schutz. Er zeige hingegen

bey

bey anderer und rechtmäßiger Gelegenheit, daß es ihm an Muth und Tapfferkeit nicht fehle; er ehre seinen Herrn und dessen Gesetz; man belohne diese Treue und diesen Gehorsam; man verdamme als einen Ehrlosen und Nichtswürdigen den Aufwiegler, so wird damit das Ubel vielleicht aus der Wurzel gehoben; mithin die Religion, die Vernunfft, die Ehre und die Gerechtigkeit zugleich gerettet werden.

VI.

Von den Beschäfftigungen und Vorzügen der Soldaten.

Der Soldat liegt nicht immer im Feld; sein Handwerck allein ist nicht zulänglich ihn zu beschäfftigen, und alle Stunden des Tags bey ihm auszufüllen. Bisweilen hat er viel, bisweilen wenig, bisweilen gar keine Arbeit. Mittlerweile sich dem Müßiggang, der Wollust, dem Spiel und der Liederlichkeit zu ergeben, würde wohl nicht rathsam seyn. Bey den Weibern, bey dem Spiel und bey dem Wein werden gemeiniglich schlechte Helden gezogen; es gehöret etwas mehr darzu, die rechte Kriegs-Kunst zu lernen.

Wenn also der Soldat noch im Quartier liegt, und der Friede ihn zum Faullenzen, zur Uppigkeit und zu einem liederlichen unordentlichen Leben zu verleiten drohet, so muß er sich gegen diese ihm

so schändliche als lasterhaffte Neigungen, mit aller seiner Tugend waffnen, und diesen Feinden über sich nicht den geringsten Sieg lassen.

Also müssen die obere Befehlshaber zu aller und jeder Zeit ein stets wachendes Auge auf ihre Untergebene richten, um aller Unordnung in Zeiten vorzubeugen. Sie müssen alle liederliche und leichtfertige Ausschweiffungen der Soldaten mit ernstlichen Straffen ahnden, und sie stets fleißig in allerhand Kriegs-Ubungen unterhalten. Bey dem täglichen Aufzug haben sie die ganze Gestalt ihrer Leute, ihre Kleidungen, ihr Gewehr, ihr Gesicht und ihre Farbe, und ob alles von ihnen reinlich und sauber gehalten wird, genau zu beobachten; und zugleich auch ihr Anbringen und ihre Klagen, wo sich bey ihnen ein Mangel ereignet, gedultig anzuhören, und im übrigen sie immer zum Guten, und daß sie sich als redliche, ehrliebende Leute aufführen sollen, ernstlich zu ermahnen.

Bey ausserordentlichen Begebenheiten, Feindes-Gefahren, Gränzen-Verletzungen, bürgerlichen Unruhen, ansteckenden Kranckheiten, und anderen dergleichen Zufällen, hat man alsobald Bericht nach Hof abzustatten, und darüber die nähere Verhaltungs-Befehle zu erwarten; zu dem Ende hat auch ein jeder Officier sein besonderes Tag-Buch zu halten, und darinnen alles was sich unter seinen Leuten und bey seinem Commando ereignet, sorgfältigst aufzuschreiben.

Die

Die Werbungen, die Besorgung der Wehr und Waffen und Kleidungen, wie nicht weniger die richtigen Auszahlungen der Wochen- und Monats-Gelder, geben gleichfalls den Befehlshabern eine Art von Beschäfftigung; zumahl wenn sie darüber, wie es seyn solte, ihre ordentliche Rechnungen führen, alles zu rechter Zeit anschaffen, und in guter Einrichtung halten wollen.

Bey gelinden Tagen werden jährlich die Haupt-Ubungen angestellet, gantze Regimenter zusammen gezogen und durch die Musterung gelassen; bey welcher Gelegenheit zugleich die vornehmste Kriegs-Bewegungen, wie sie ungefehr im Felde und bey einem vorfallenden Treffen sich ereignen können, pflegen vorgenommen zu werden.

Was die Gemeinen betrifft, so lässet man ihnen bey müßigen Stunden ihr Handwerck, wenn sie eines verstehen, frey treiben; andere können bey den Bürgern in Städten, oder bey den Bauren auf Dörffern, um den Taglohn dienen, und damit sich einen Trunck- oder Noth-Heller verdienen. Auch ist der Vestungs-Bau ein treffliches Mittel dem schädlichen Müßiggang der gemeinen Soldaten zu steuren; wobey die Befehlshaber zugleich ihre Posten mit wahrzunehmen haben.

Diejenigen, welche in der Kriegs-Bau-Kunst, in der Feuerwercker-Arbeit, im Gießhauß, in der Feldmeß- und Zeichen-Kunst sich üben wollen,

denen

denen muß man so viel möglich darinnen an Hand zu gehen und darzu die Gelegenheit zu verschaffen suchen.

Unerachtet aber daß solchergestalt die ordentliche Geschäffte der Soldaten immer an einander fortlauffen, so bleiben ihnen doch noch viele müßige Stunden übrig, da sie nichts zu verrichten haben; und die ihnen folglich erlaubet sind, zu ihrer Ergötzlichkeit und andern Verrichtungen anzuwenden.

Wo der Hof ist, da können die Befehlshaber zu gewöhnlichen Stunden sich daselbst einfinden; und wo der Hof nicht ist, sondern ein Oberster Befehlshaber, da verfügt man sich zu demselben, um bey ihm, wie man diesen Wohlstand nennet, die Aufwartung zu machen. Alsdann so haben alle Befehlshaber, die sich einer guten Lebens-Art befleissen, und welche ein wenig bemittelt sind, die Erlaubniß, sich bey vornehmen und grossen Gesellschafften zu zeigen und an den Ergötzlichkeiten Antheil zu nehmen.

Der Umgang mit guten vertraulichen Freunden und tugendhafften geschickten Leuten, ist eine der anständigsten und nützlichsten Belustigungen eines vernünfftigen Soldatens; wie aber solche Leute etwas rar sind, so muß man sie auch suchen, und sich ihrer Freundschafft, durch eine gleichmäßige Aufführung, trachten würdig zu machen.

Was die übrigen Belustigungen und Ergötzlichkeiten betrifft, welche ein Soldat nach Zeit und Gelegenheit mit geniessen kann, darinnen hat er sich nach den Regeln des Gewissens, der Ehre und seines Beutels zu richten.

Vor allem andern Zeitvertreib aber solte einem verständigen Soldaten das Lesen guter Bücher am angenehmsten und liebsten seyn; denn dadurch erwirbt er sich nicht allein die Kentnissen und Wissenschafften, welche uns eben bey andern in Ansehen und Hochachtung setzen; sondern er erlanget auch dadurch solche Tugenden und Eigenschafften, welche ihn zu den grösten Staats- und Kriegs-Geschäfften fähig machen.

Wir haben schon im vorhergehenden angemerckt, welcherley Wissenschafften einem Soldaten vom Rang anständig, nützlich, und nöthig sind; die Wissenschafften zieren alle Menschen, besonders aber einen Soldaten; der freye Umgang mit der Welt und allerhand Leuten, nebst einer gründlichen Erfahrung bringen ihn insgemein weiter als andre, die nur in ihren Studier-Cammern ihre Weißheit ausbrüten. Die Freyheit zu dencken und zu schreiben macht ihnen auch so leicht keinen Dienst verlieren, wie den gelehrten Handwercks-Leuten, die nach der Vorschrifft einer gezwungenen Lehr-Art sich darinnen verhalten müssen; darum haben wir auch unter den Soldaten so treffliche Weltweisen und Geschichtschreiber gehabt. Wir wollen zum

Exempel

Exempel unter den alten nur den weisen Socratem und Julium Cäsarem, und von den neuern Carteſium, St. Evremond, und den zu unſern Zeiten ſo beliebten Engelländer Steele nennen; Dieſes letztern ſein artiges Werckgen, der Chriſtliche Held genannt, iſt beſonders allen rechtſchaffenen Soldaten wohl anzupreiſen.

Wer aber nicht Luſt hat ſo weit in die gelehrten Sachen ſich einzulaſſen, der ſolte doch wenigſtens die neuere Geſchichte, nebſt einigen Büchern, die von dem Soldaten-Stand geſchrieben ſind, ſich bekannt machen. Inſonderheit ſolte man die Memoires de Montecuculi, als ein Buch, welches in dieſer Materie nicht leicht ſeines gleichen hat, immer bey ſich führen und fleißig leſen.

Nebſt dieſen ſind auch die Memoires des Marquis de Fequieres wohl zu gebrauchen, als welche, ob ſie gleich nicht ſo gründlich, wie jene geſchrieben ſind, doch alle Sachen unter gewiſſen Abtheilungen, vollſtändiger, weitläufftiger, und beſonders für Anfänger, deutlicher abgehandelt haben.

Bey ſo vielen Vortheilen und einer nicht unangenehmen Lebens-Art, hat auch der Soldat einen beſondern Rang oder Vorzug in der Welt. 1. Weil zu dieſem Stand mehr vortreffliche Eigenſchafften, als zu andern Ständen erfordert werden; denn, wo bey ihm am Leibe, oder am Verſtande, oder im Gemüthe, oder in der

ganzen

ganzen Aufführung sich einige kundbare Mängel zeigen, so können sie keine rechte Soldaten abgeben; da im Gegentheil es andern ehrlichen Leuten wohl an etwas fehlen kann. Z. E. an der Gestalt, an der Herzhafftigkeit, an der Uberlegung, an der Stärcke und dergleichen; die aber deswegen doch ehrliche Leute bleiben und ihrem Beruf wohl vorstehen können. Bey einem rechtschaffenen Soldaten aber wird so zu sagen alles erfordert. 2. Weil sie alle Stände beschützen, dieselbe in ihrer Ruhe und Sicherheit erhalten und allem Unrecht Einhalt und Wiederstand thun sollen. 3. Weil diesen Stand nicht nur der Adel, sondern auch der Fürst selbst, gestalten Umständen nach, zu begleiten pfleget; indem er als das Oberhaupt seines Volcks auch der Feldherr seiner Soldaten ist, und sich durch seine Tapfferkeit den Namen eines Helden, wie durch eine kluge Regierung den Ruhm eines Weisen erwirbt.

VII.

Von ein- und andern Fehlern des Soldaten-Standes.

Es ist kein Stand in der Welt vollkommen, alle und jede haben noch viel und mancherley Fehler; billig aber solte derjenige die allerwenigsten haben, der sich vor andern den Vorzug anmasset. Allein man möchte fast sagen, daß unter den Geistlichen die wenigsten Frommen, unter den Gelehrten die wenigsten Weisen, und unter den

Soldaten die wenigste Kriegs-Verständigen sich finden. Betrachtet man diesen oder jenen Soldaten, was er ist, gegen dasjenige, was er seyn solte, so hat er kaum den Schatten von einem Körper. Dessen ganze Aufführung ist öffters so beschaffen, daß er dem gemeinen Wesen mehr zur Last, als zum Nutzen lebet; daher auch unter Leuten, welche nicht wissen, was zum Krieg und zu einem Soldaten erfordert wird, die verkehrte Meynung entstanden ist, daß ein lieberlicher, dummer und unartiger Mensch, wann er auch sonst zu nichts in der Welt tauget, doch einen Soldaten abgeben könte.

Hieraus folget gleich der erste Fehler, daß wir Leute zu Soldaten machen, die sich zu nichts weniger als zu Soldaten schicken. Alles Crethi und Plethi, allen Schaum von liederlichen Gesindel, Landstreicher, Bettler, Zigeuner, Straffenräuber, alles rafft der Werber zusammen. Wir sagen nicht, daß diese Leute zu gar nichts zu gebrauchen wären; wo sie Stock und Peitsche fühlen, und in einer rechten scharffen Zucht gehalten werden, da können und mögen sie wohl zu ein und andern Verrichtungen mitgezogen werden. Nur müste man den ehrlichen Lands-Knechten die Schmach nicht anthun, und dergleichen unehrliches Gesindel mit unter ihre Glieder stecken, als bis sie erstlich, durch sonderbares Wohlverhalten, sich darzu würdig gemacht hätten. Denn der gemeine Soldat will den Nahmen haben, daß er sowohl um Ehre diene, als der vornehmere

und

und es ist wichtig bey denselben, diese Neigung zur Ehre auf alle Art beyzubehalten. Es wird aber dadurch diese Ehre bey ihm sowohl gekräncket, als sein Muth geschwächet, wenn man ihm dergleichen lumpichtes und unflätiges Gesindel an die Seite stellet; zugeschweigen, daß dabey immer zu befürchten stehet, diese unreine Glieder möchten auch die Gesundesten mit anstecken.

Der zweyte Fehler ist die wilde und unbarmherzige Aufführung einiger Befehlshaber, welche den Gemeinen, öfters auch ganz zur Unzeit, mit unmenschlicher Grausamkeit und Härte begegnen, in Meynung sich dadurch destomehr von ihnen fürchten und ehren zu machen, mithin sie desto genauer im Gehorsam zu halten. Allein, obwohlen eine strenge Disciplin dem Soldaten so nöthig ist, als das Brod, so muß man solche doch nirgend anders, als wo es die Noth erfordert, gebrauchen. Das ist aber nicht Noth, wenn etwan dem Befehlshaber der Kopf nicht recht stehet, oder ihn der Wein erhitzet, oder das Spiel verletzet, oder ihm sonst etwas ungleiches begegnet ist, daß solches hernach die armen Soldaten entgelten müssen. In Franckreich lassen sich die Leute nicht so, wie bey uns Teutschen, mit Prügeln handthieren; sie reissen lieber aus, und wagen oft Leib und Leben daran, einem solchen Schimpf zu entgehen. Ein Soldat, auch der geringste, soll als ein ehrliebender Mensch, mit Glimpf, bevor man zu Schlägen, Ruthen, Peitschen, Beschimpffungen und dergleichen

schreitet, ermahnet werden; und wenn er ja sich auf keinerley Art will weisen lassen, alsdann ist es Zeit ihm die Strenge empfinden zu machen. Doch muß ein Befehlshaber auch hierinn Maaß und Ziel zu halten wissen; dann vieles Prügleu macht die Leute nicht besser, sondern öfters nur verstockter, unempfindlicher, halßstarriger und boshaffter. Man muß die Soldaten wie Menschen, und nicht wie das Vieh tractiren; denn unter dieser letzten Gestalt können wir sie nicht wohl gebrauchen; sie müssen Menschen, und zwar vernünftige, ehrliebende und tapfere Menschen seyn, wenn man soll mit ihnen etwas ausrichten können.

Der dritte Fehler beruhet in der Untüchtigkeit und übelen Aufführung der Befehlshaber selbst; solte man davon ausführlich handeln wollen, so müste man die Abschilderung so ähnlich machen, daß mancher sein Bildniß in Lebens-Gröffe allhier finden dörffte; da man aber niemand zu nahe treten will, auch gegenwärtige Abhandlung dergleichen Weitläufftigkeit nicht gestattet, so wollen wir nur etliche falsche Helden Meinungen berühren.

Nicht viel wissen und nicht viel lernen; wenn man nur Courage hat, das übrige sind lauter Schulfüchsereyen. Gesetze und Sitten-Ordnungen sind nur vor den gemeinen Mann; Leute, welche die Geburt erhoben, und die von dem Degen Profession machen, sind denenselben weiter nicht, als nur so weit es ihnen selbst gefällt, unterworffen. Schulden machen und nicht zu zahlen

len ist keine Schande; dann es gehöret eine gewisse Großmuth darzu, kein Geld zu haben und doch gutes Muths zu seyn, und eben so viel Geduld, den steten Anlauf seiner Glaubiger zu ertragen. Fünff, sechs, und mehr Kannen Wein nach einander in Leib zu stürzen, zeiget ein gutes Soldaten-Temperament, welches etwas muß vertragen können. Ganze Summen Geldes mit einmal auf eine Carte zu setzen, und bey deren Verlust solche der Banco, ohne eine Miene zu verziehen, hinstreichen; dieses beweiset eine sonderbare Contenance, Fermeté und wie die französische Wörter ferner lauten: Eines andern Frau bedienen und im Nothfall dem guten Mann die Klinge zu bieten; solches wird kein Mensch anders als für eine Herzhaftigkeit erkennen. Die arme Bauren wacker auf dem Durchmarsch und in den Winter-Quartieren zu pressen; deswegen sind sie Bauren, diese Canaille wäre sonst allzu übermüthig, wenn man ihm nicht zeigte, was Soldaten wären. Anderer dergleichen Helden-Thaten, daraus man sich würcklich eine Ehre macht und sich derselben öfters rühmet, zu geschweigen. Ein rechtschaffener Kriegs-Befehlshaber muß eine ganz andere Art zu dencken und zu handeln haben. Er muß ein edles Gemüth und grosmüthige Neigungen besitzen. Er muß die Unschuld beschützen, und streng auf Ordnung und Gesetze halten. Ohne diese Eigenschafften kann er nicht zu derjenigen Ehre, die einem Kriegs-Mann eigen seyn soll, gelangen.

Der vierdte Fehler betrifft die gewaltsame Werbungen. Solche solten keinem Befehlshaber, unter welcherley Vorwand es auch immer seyn möchte, für gut gehalten werden; dann es leidet darunter die christliche Liebe, die Gerechtigkeit und der Dienst selbsten; zuweilen wird einer betrübten Mutter ihr Kind aus den Armen gerissen; zuweilen einem baufälligen Vater an seinem Sohn die einzige Stütze seines Alters entzogen; zuweilen werden dadurch zwey junge Ehegatten zu ihrem Verderben getrennet. Unglückselige Gestalt! die hierzu Anlaß giebt; finden sich dann sonst nicht Leute genug, die gerne und freywillig dienten, wenn man sie nur besser und ehrlicher hielte? Gewiß, mit Zwang und Prügeln wird einer so wenig zu einem Soldaten, als dorten bey dem Moliere zum Doctor gemacht.

Ein Soldat muß Herz haben, er muß um Ehre dienen, das findet man bey gezwungenen Leuten selten; Er hält sich zu nichts verbunden; es dienet ihm zur Entschuldigung der grösten Fehler, daß man ihn gezwungen hat: was will man mit solchen Leuten ausrichten?

Der fünffte Fehler ist, wenn Potentaten sich in einen Krieg einlassen, bevor sie sich in die nöthige Verfassung gesetzt, solchen mit Glück und Ehre hinaus zu führen; da fehlet es bald an Proviant und Zufuhr, bald an Wehr und Waffen, bald an Pulver und Geschütz, bald an haltbaren Oertern und Vestungen, bald an Mannschafft

schafft und Arbeits-Leuten, bald aber und gemeiniglich an Geld, welcher Mangel der allerunglücklichste ist, weil man dadurch alle die andern am leichtesten ersetzen kann. Wie manches Land und Reich wäre unverstöhrt geblieben, wenn man den Krieg zuvor im Cabinet und mit der Cammer wohl überlegt hätte, ehe man sich zu viel auf die Macht eines zahlreichen Heers verlassen, und mit einer unzeitigen Hitze gegen den Feind losgebrochen wäre; besonders ist dieses immer noch bey uns Teutschen, als ein grosses Versehen angemercket worden, daß man die Völcker in das Feld hat rücken lassen, ehe und zuvor das Commissariat-Wesen, die Zufuhren, die Marcketender und dergleichen eingerichtet waren; ja ehe man noch die nöthige Frucht- und Vorraths-Häusser an Ort und Ende, wo der Krieg hat sollen geführet werden, aufgeschlagen, und zu den zulänglichen Verpflegungen, sowohl der Gesunden als der Krancken, die behörige Anstalten verfüget hatte.

Einem Feind begegnen sollen, sich mit Krancken schleppen, selbst einen siechen Leib haben, unmuthige Soldaten zum Treffen führen; Mangel, Noth, Gefahr, Seuche, Pest, Verderben auf allen Seiten sehen: dieses ist ein zehenmahl mehr als der Todt zu befürchtender Jammer. Da muß man sich nicht wundern, wenn man mit Schande und Schaden krieget, und mit Verlust Land und Leute die noch gerettete Soldaten kränklich, elend, ausgesogen, als halbe Leichen, auf verkahmten Pferden, mit halb verrosteten Waf-

fen und zerrissenem Heerzeug, die Winter-Quartier in ihres eignen Herrn Lande, beziehen siehet. Woselbst der Wirth vor seinem magern Gast, und dieser wiederum für dem ausgezehrten Wirth sich entsetzet. Da soll sich der ausgemergelte Soldat bey dem im Grund verdorbenen Bauren wieder erhohlen, da doch dieser jenen um ein Allmosen ansprechen würde, wenn sie beyde nicht einer so arm als der andere wären. Fürwahr unsere Zeiten sind kläglich!

Die Römer haben uns den Krieg ganz anders führen lernen, als deren erste Sorgfalt, wie Plinius hist. nat. 24. 4. berichtet, zuforderst dahin gieng, allen nöthigen Vorrath von Lebens-Mitteln zuerst ins Lager zu schaffen, damit an nichts sich einiger Mangel äussern möchte. Louvois hatte in verwichenem Jahrhundert in diesem Stück nicht seines gleichen; dessen überaus kluge Kriegs-Anstalten hatten an Ludwig des XIV. Siegen nicht weniger Antheil als die Tapferkeit seiner Soldaten.

Der sechste Fehler ist die unmäßige Heldensucht eines obersten Befehlshaber; diese unglückliche Gemüths-Eigenschafft macht öfters mehr Menschen-Blut vergiessen, als die Noth, der Staat und die gemeine Sicherheit erfordert. Man opffert diesem grausamen Abgott der Ehre alle Betrachtungen der Menschlichkeit, des Mitleidens und des allgemeinen Wohlstandes auf: Ein mit blinder Heldensucht angesteckter Befehlshaber

haber, schonet weder sich noch seine Truppen; sein Muth, mit welchem er auf die Feinde losstürmet, ist eine Vermessenheit, und seine Siege kosten mehr Blut, als sie Vortheil bringen. Es ist keine grosse Kunst Menschen zu würgen und Länder zu verheeren. Allein der Boßheit widerstehen, die Unschuld schützen, die Feinde überwinden und Land und Leute zu schonen, dieses macht einen Helden.

Der siebende Fehler ist, daß man die Befehlshaber nicht nach Verdienst, sondern nach der Reihe, wie sie einander im Dienst folgen, zu befördern pfleget. Es ist wahr, es muß einem ehrlichen Mann leid thun, wann ihm ein anderer, dem es der Ordnung nach nicht gebühret, vorgezogen wird; allein, er würde sich wohl darüber bescheiden lassen, wenn man ihm sagte, was darzu die Ursache gegeben hätte. Diese Ursache müste nicht anders als erheblich seyn, und auf eine nahmhaffte Handlung, wodurch man den Vorzug verdienet, sich gründen. Sie müste, indem er von der Gerechtigkeit des Fürstens zeigte, zugleich andere mit aufmuntern, bey vorfallender Gelegenheit sich mit gleichem Eifer und Wohlverhalten auszuzeichnen. Dieses würde einem jeden zu einer ruhmwürdigen Anreitzung dienen, gleichmäßige Proben seiner Tapfferkeit, seiner Tugend und seines Dienst-Eifers abzulegen. Es ist kein Zweifel, die Treue und die Verdienste sind werth, daß man sie belohne, und die Belohnung macht, daß die Soldaten Muth fassen, und Gelegenheit suchen, brav zu thun. Sich

hierinnen an eine allzu gezwungene Ordnung zu binden, hätte in der That etwas unbilliges. Wir wollen nicht sagen, daß es auch höchst unweißlich gehandelt wäre, wenn man gewisse Leute nur deswegen zu höhern Bedienungen beförderte, weil sie die Reihe und Ordnung trifft; dann wie viele können nicht zu einer niedrigen Stelle dienen, welche sich darum zu einer höhern nicht wohl schicken; oder wie viele können nicht mittler Zeit, als sie in dieser Ordnungs-Kette sich mit eingeflochten gesehen, untauglich und zu wichtigern Geschäfften unfähig geworden seyn? Ohne dergleichen Ausnahmen aber ist die Ordnung im Fortrücken sehr billig, denn es wird von einem Befehlshaber vermuthet, daß er seinen Dienst verstehe, und auch die Proben davon geben würde, wenn darzu sich Zeit und Umstände ereignen solten. Wo man diese Vermuthung nicht von einem hat, giebt man ihm besser den Abschied.

Der achte Fehler ist ein schändlicher Eigennutz. Wem sind nicht die bunde Schnitte bekannt, die manche Befehlshaber bey Anschaffung der Kleider, Waffen, Feldzeichen, Unterstellung der Blinden und dergleichen zu machen pflegen? Welche schändliche Unordnungen äussern sich nicht auf Marschen, in den Quartieren, wie nicht weniger im Felde, mit den Marcketendern, Proviant-Meistern, Vorspann-Fuhren und dergleichen? Wie gieng es im Jahr 1734. am Ober-Rhein, wo die Fütterung allenthalben den Einwohnern in dasigen Gegenden mit Gewalt geraubet,

raubet, und im Lager damit ein starcker Handel getrieben wurde? Doch auf Exempeln müssen wir nicht kommen, sonst würden wir zu weitläufftig seyn. Wer nur ein wenig Kenntniß vom Krieg hat, dem können dergleichen unwürdige Ubertrettungen der so nöthigen Feld- und Kriegs-Policey nicht unverborgen seyn. Alle diese Dinge, welche dem wahren Dienst-Eiffer schnurstracks zuwieder lauffen, schicken sich ganz nicht zu derjenigen Ehre, davon man die Soldaten immer reden höret, und welcher sie so hurtig Leib und Leben aufzuopffern sich verschwören. Die Ehre ist ein überaus empfindliches Ding, und hat fast gleiche Zärtlichkeiten als das Gewissen; die Fehler eines Christen nimmt die Buße hinweg, aber die Flecken der Ehre sind auf dieser Welt unauslöschlich. Gewisse Laster, welche für andre Menschen nur etwas unanständiges haben, die sind für einen Soldaten schimpflich; die Ehre muß ihm Gesetze vorschreiben; diese kann sich mit der Geld-Liebe nicht wohl vertragen. Läst sich ein Soldat durch Geld gewinnen, so ist sein Herz wie eine Vestung, die man mit goldnen Schlüsseln kann einnehmen. Je wichtiger das Amt, je höher der Verrath, je gefährlicher die Untreue; darum ist auch das Kriegs-Recht das allerstrengste Recht.

Zuletzt rechnen wir dieses noch für einen Haupt-Fehler der Soldaten, daß die mehresten, welche diesen Stand ausmachen, eine ganz falsche Ehre anbeten und öffters von GOtt, als dem höchsten

Wesen,

Wesen, die allerverkehrteste und elendeste Begriffe haben. Der rechte wahre Helden-Muth und die ganze redliche Neigung seinen Pflichten in allen gemäß zu leben, ist gar wenigen bekannt. Doch haben wir je und je zu allen Zeiten grosse Generale gehabt, welche mit ihrer Tapfferkeit auch die Gottesfurcht verbunden hatten: Ludwig der Heilige und Gottfried von Bouillon waren so eiffrige Christen als tapfere Soldaten. Der sächsische Johann Friedrich, der heßische Philippus Magnanimus und der Schweden König Gustav Adolph, hatten die besten Absichten, die Warheiten des Christenthums zu beschützen und für dieselbigen zu streiten. Wallenstein und Cronwell bedienten sich der Religion zu ihren grösten Unternehmungen, und gaben wenigstens damit zu erkennen, daß es grossen Leuten geziemte eine zu haben. Die Printzen von Oranien und der grosse Churfürst Friedrich Wilhelm zeigten darinnen noch mehr Aufrichtigkeit. Wie viele Religion der kluge Montecuculi gehabt, davon zeigen seine Memoires. Johannes Sobiesky war ein weiser König, ein tapfferer General und dabey ein eifriger Christ. Der grosse Turenne hatte zwar seine angebohrne Religion verändert, aber den christlichen Glauben desto mehr beybehalten. Unser über alle geschätzter Eugenius von Savoyen, (ach möchte er noch leben) war unstreitig einer der grösten Generale in der Welt: er ehrte GOtt, haßte die Zäncker und vereinigte alle Religionen in Christo und in seinen Siegen. In dem kurz verwichenen Krieg am Ober-Rhein, bewunderte man die

rare

rare Gottesfurcht eines tapfern Commendanten zu Philippsburg, des Herrn von Wüttgenau; und noch rühmet man dergleichen von verschiedenen hohen Generalen; die aber, weil sie noch am Leben sind, den Ruhm einer solchen Tugend, welche uns die gröste Demuth lehret, allhier nicht wohl aufnehmen dürfften. Kurz ein Held, der keine Religion hat, der hat auch keine wahre Ehre, und wo diese mangelt, da wird aus dem Helden gar leicht ein Unmensch und ein Tyrann.

VIII.

Von der Aufrichtung eines militis perpetui & nationalis.

Man muß Soldaten haben; gewaltsame Werbungen taugen nicht; mit dem milite mercenario, den man aus allen Enden und Winckeln der Erden zusammen drommelt, hat es auch die Beschaffenheit, daß er nicht allein kostbar und mißlich, sondern auch dem Land höchst beschwerlich ist. Bleibt also die Frage, auf was Art man am besten ein zulängliches und tüchtiges Kriegs-Heer zusammen bringen und beständig zum Schutz des Landes auf den Beinen halten könne?

Das sicherste und beste Mittel darzu wäre vielleicht dieses: Man nehme aus einem jeden Flecken oder Dorff, wie es etwa in Schweden und nun auch in Moscau üblich ist, den zehenden oder zwölften Mann, so bald er beginnet in rechten

Wachs-

Wachsthum zu kommen und eine gute Gestalt zu gewinnen: Unter so vielen wird doch immer einer sich finden, der ein wenig Herz und Ehre im Leibe hat. Aus denen Städten nehme man so dann diejenige Gewerb- und Nahrungslose Pursche, nebst andern seinen Bürgers-Kindern, so Lust zu dienen haben und sich freywillig darzu angeben; mit Gewalt aber nöthige man keinen; der Soldaten-Stand ist ein Ehren-Stand, zur Ehre aber kann man einen nicht zwingen. Nachdem nun einige darunter etwas Mittel und Fähigkeit haben, nachdem kann man solche auch, wenn sie eine Zeitlang von unten auf gedienet, befördern; wovon auch die Bauren selbst, wenn sie sich auf eine würdige Art, über ihre Geburt, durch Wohlverhalten und Tapfferkeit auszeichnen, nicht auszuschliessen sind; dann die Tugend verdienet allenthalben vorgezogen und belohnet zu werden. Sonsten aber bleiben eigentlich die vornehmsten Kriegs-Stellen vor den Adel offen; welcher hingegen durch eine edle und standesmäßige Aufführung sich derjenigen Ehrerbietung, welche ihm die gemeine Soldaten bezeigen sollen, muß suchen würdig zu machen.

Wenn man nun auf diese Weise unter den Bauren, Bürgern und Edlen diejenigen junge Leute ausgesucht hat, welche zu dem Krieg am meisten Lust, Muth und Fähigkeit haben; so lasse man sie alsobald, vor andern ihres gleichen, gewisse Hochachtungen und Vortheile geniessen; man kleide sie wohl, und gebe ihnen einen guten

Ge-

Gehalt; man lege sie gleich Anfangs in Haupt-Städte und Gränz-Vestungen; man richte daselbst vor sie besondere Kriegs-Schulen auf, und lasse sie alles lernen, was zu den Kriegs-Wissenschafften gehöret, und worzu sie sonsten Lust haben; man übe sie dabey täglich in Waffen, halte sie in guter Zucht und Ordnung, und lasse ihnen keine leichfertige, bübische Ausschweiffungen, ohne nachdrückliche scharffe Ahndung, vorbeygehen. Diejenigen, die schon eine Zeitlang gedienet haben und ihr Handwerck verstehen, die lasse man guten Theils wieder zu ihren Aeltern und Freunden nach Hauß zurückkehren, und sie daselbst ihres Thuns warten; man lasse sie dabey wochentlich oder monatlich einmahl, so viel als ihrer zu einer Compagnie gehören, zusammen kommen, und sie ihre Waffen-Ubungen machen; wie solches mit der jungen Mannschafft in der Schweitz pfleget gehalten zu werden. Die übrigen bleiben bey ihrem Regiment und in den Besatzungen; doch so, daß sie, nachdem man es gut findet, mit den andern abwechseln, und bald diese, bald jene auf eine gewisse Zeit Erlaubniß bekommen, nach Hauß zu gehen. Hat einer acht, zehen bis zwölf Jahre gedienet, und hat nicht Lust seinen Dienst weiter fortzusetzen, sondern will sich verheurathen und seine Haußhaltung anfangen, so muß man allerdings ihm darzu mehr beförderlich als hinderlich seyn; gestalten dieses eine sichere Wahrheit ist, daß je mehr ein Fürst Unterthanen hat, je mehr Soldaten kann er auch daraus ziehen; zugeschweigen, daß die auf solche

Art

Art abgedanckte und sich im Lande häußlich niedergelassene Soldaten allenfalls, bey jeder vorkommenden Gefahr, zu einer treflichen Landwehr dienen, mit welcher man in der That weit mehr, als mit neu angeworbenen Müßiggängern und zusammengeraften Gesindel ausrichten kann, welche weder Zucht noch Ubung, noch den redlichen Vorsatz haben, dem Fürsten und dem Lande treue Dienste zu thun. Die Landes-Kinder aber haben eine natürliche Liebe zu ihrem Herrn, und indem sie ihn beschützen, streiten sie zugleich vor ihre selbst eigne Sicherheit.

Man hätte auf diese Art dreyerley Soldaten im Lande. Erstlich diejenige, die beständig in den Städten und Vestungen, auf vorher beschriebene Art, unterhalten würden. Zweytens, diejenige, die eine Zeitlang würckliche Dienste gethan, darauf aber ihrer Nahrung und Bequemlichkeit halber, die Erlaubniß hätten, bey denen Ihrigen zu Hauß sich aufzuhalten. Drittens, diejenige, die würcklich ihrer Dienste entlassen wären, und sich, gleich andern Bürgern und Einwohnern, häußlich niederliessen, und ihr ordentliches Gewerb und Handthierung trieben. Die ersten stünden allein in des Fürsten Sold; die andern genössen nur, mittlerweile, als sie keine Dienste thäten, gewisse Gnaden-Gelder. Die dritten aber lebten ganz auf ihren eignen Beutel; die ersten müsten ordentliche Dienste thun, die andern in Kriegs-Läufften; die dritten aber nur, wenn die Noth an Mann gieng und eine feindliche Macht ins

Land

Land bringen wolte; da sie alsdann, gleich unsern heutigen Bürgern, in den Städten, ihre eigne Wälle und Mauren zu beschützen hätten.

Auf diese Weise würde der Soldaten-Stand bald ein anderes Ansehen gewinnen, und ein rechtes wahres metiér a'honneur werden; da hieß es so dann, wann eine Kriegs-Handlung vorfiel, das Regiment aus dieser oder jenen Provinz, die Compagnie aus diesem oder jenem Amt, von dieser oder jenen Stadt, hätte sich wohl verhalten; der Landesherr könnte ihre Treu und ihre Tapfferkeit mit gewissen Geschencken und Freyheiten vergelten; dieses würde unter ihnen einen ungemeinen Eyfer entzünden, sich vor andern hervor zu thun, und Ruhm und Ehre sich zu erwerben. Der Landesherr könnte durch eine solche Einrichtung beständig eine stattliche Armee auf den Beinen haben: die ihm kaum die Helfte so viel, als eine andere kosten würde, und damit er gleichwohl noch einmahl so viel ausrichten könte; wie wir davon die Exempeln in den Geschichten von dem Cyro majore, dem Alexandro Magno und bey den alten Römern finden, als welche mit ihren eignen Lands-Leuten diejenige grosse Thaten verrichtet haben, die noch die Nachwelt an ihnen bewundert.

Eine solche, beydes vor den Fürsten, als das Land glückliche Kriegs-Verfassung, würde mit nichten bey uns in Teutschland so schwer fallen, als man sich solche im ersten Anblick einbilden

dürffte. Der erste Plan und die Einrichtung davon, würde freylich wohl, wie der Anfang in allen Sachen, auch Schwierigkeiten entdecken; allein, ein erleuchteter Regent, erfahrne Kriegs-Häupter und kluge Räthe, würden die Sache möglich und den Fortgang derselben leicht machen.

Man dürffte hiergegen einwerffen, die Sicherheit des Fürsten könnte darunter leiden, wenn auf solche Weise die ganze Macht des Kriegs nur allein bey denen Unterthanen wäre; also, daß diese sich vor keinen fremden Soldaten im Lande mehr zu fürchten hätten, folglich dem Fürsten leicht Gesetze vorschreiben könnten. Allein, wem ist mehr daran gelegen, daß der Friede im Lande erhalten, oder wieder hergestellet werde, als denen Einwohnern selbst; da im Gegentheil fremde Völcker, welche im Land weder Feuer noch Herd haben, dabey ihren Vortheil finden, wenn es allenthalben fein unordentlich zugehet; wie man davon die Exempeln in den Geschichten des verwichenen Jahrhunderts lieset; da so viele Länder in Europa durch innerliche Kriege und fremde Truppen sind verheeret worden.

Der Fürst muß sich in seinem Land, das Land in seinem Fürsten suchen. Es ist kein Fürstenthum so klein, es hält seinen Herrn in Ehren; wenn solches wohl bevölckert, wohl gebauet, mit wohlhabenden Einwohnern, Künsten, Fabricken und dergleichen versehen ist, so ist der Fürst reich und mächtig; er hat im Fall der Noth so

viele

viele Soldaten als er zu Bedeckung seiner Unterthanen nöthig hat; er hat sein Geld gleichsam auf Renthen ausgethan, davon die Capitalien noch immer sich stärcker vermehren, und die Zinsen selbst zu neuen Capitalien werden, wenn sie durch die fürstliche Ausgaben, und insonderheit durch die Unterhaltung schöner National-Truppen, im Lande ordentlich herumlauffen.

Wir könnten hier noch sehr weitläuftig seyn, und doch eine solche Materie nicht erschöpffen; wir beruffen uns allenfalls, in allen wichtigen Stücken, die wir allhier nicht berühret haben, auf die oft gerühmte Memoires de Montecuculi. Die Regeln eines so grossen Generals sind noch eben so gut zu bewerckstelligen, als vor 70. Jahren. Etwas bessers sagen wollen, hieß ein wenig zu viel von sich selbst halten.

Der Verfasser würde sich glücklich achten, und seine Mühe für wohl vergolten rechnen, wann er damit nur einiger Massen seinen Zweck erhalten solte, welcher dahin gehet, denjenigen, welche bisher sehr verkehrte und falsche Einbildungen von dem Kriegs- und Soldaten-Stand geheget, bessere Meynungen davon beyzubringen, und diesem Ehren-Handwerck auch die wahre Ehre etwas bekannter zu machen.

(o)

XV.

Der

Kaufmanns-Adel (*)

Ingens vis est divitiarum, quas, qui nactus est, statim nobilis evadit. *Euripid. in Archelao.*

Erste Betrachtung.

Von der Würde des Adels, und warum die Gesetze an einigen Orten die Kaufleute davon ausgeschlossen haben?

DA ich von dem Adel der Kaufleute ein Bedencken geben soll, so muß ich zuförderst mit wenigem untersuchen, was der Adel ist, und warum man in einigen Ländern dafür hält, daß die Kaufmannschafft demselben zuwieder sey. (**)

Der

(*) Dieser Tractat ist zu verschiedenenmahlen aufgelegt worden. Man hat aber hier viele weitläufftige Allegaten weggelassen und nur das nöthige beybehalten. Der Tractat selbst ist von des Herrn Joh. Friedr. Fleischers Verlag.

(**) Corn. Aprippa sagt beyde Stände taugten nichts. Die erste nennet er Räuber, die andre Diebe. Siehe

dessen

Der ächte und wahre Adel ist an und für sich selbst nichts anders, als ein erhabener Stand der Tugend, und der daraus folgenden Ehre; welcher uns von den Sitten und Meynungen des Pöbels unterscheidet.

Nobilitas sola est atque unica virtus:

sagt Horatius lib. 3. Satyr. 2. Quem non opes, non generis excellentia, *sed ingenii mores virtutesque* nobilitaverunt: ex Apulejo. Nobilis est, non qui majoribus longo jam tempore bonis natus est, sed qui vir bonus ipse est simpliciter. *Euripid. in fragm. de Nobil.* Damit auch übereinstimmet, was Ovidius *Metamorph. l.* 13. *fab.* sagt.

Nam Genus & Proavos, & quæ non fecimus ipsi,
Vix ea nostra puto.

Aus diesem reinen Ursprung des Adels, der aus der Tugend und Ehre fliesset, ist nachgehends der Geschlechts Adel entstanden, da der Ruhm vortreflicher Thaten, sich bis in den Nachkommen fortpflanzete: wie davon Plutarchus schreibet: Nobilitatem eam tueor, eam orno, quæ virtus dicitur generis, quæ a Majoribus veluti per gradus ad nos delata & avos & proavos in memoriam revocat.

dessen bekannten Tractat de vanit. scientiar. wo er die Stände allesammt lästerlich nacheinander durchziehet.

Von diesem Geschlechts-Adel sagt Limnæus, *J. P. C.* 66. *de Torneam.* daß er durch den ersten, der solchen erlangt, gebohren, in den Söhnen mannbar, in den Enckeln starck, und in den Ur-Enckeln stämmig würde.

Stat fortuna domus & avi numerantur avorum.

Weil aber diese Fortpflanzung der Tugend und Ruhm-würdiger Thaten bis auf gegenwärtige Zeiten sich starck ausgeartet; also, daß man bey dem heutigen Adel, in Ansehung eines so vortreflichen Ursprungs, kaum noch einige Spuren entdecket; so pfleget man diesen Stand auch nicht mehr in sensu morali, sondern in sensu civili zu nehmen: nämlich für die blosse Geburt von vornehmen Aeltern, welche Macht und Reichthum ansehnlich machen, und ein lang geltender Gebrauch mit gewissen Freyheiten und Vorzügen unterstützet. Dergestalt, daß dadurch einem Menschen von edler Geburt erlaubet ist, stolzer und hochmüthiger, als andre Menschen sich zu gebehrden, mithin auch, ohne alle weitere Ursache, sich mehr einzubilden.

Es ist schwer von dem Adel eine solche Beschreibung zu geben, welche allen Völkern gemein seyn solte; Cum nobilitas, dignitas & infamia juxta mores & scita cujusque regionis judicetur. Tiraq. de Nobil. c. 33. n. 20. Nolden beschreibet solchen als eine Würde, welche

der

der Fürst ertheilet, vermöge deren ein gemeiner Mann staffelweise erhaben wird. De Statu Nobil. c. 1. n. 67. Diese Definition aber ist nicht zulänglich, indem unser ganz alter Adel von keiner nobilitate dativa etwas wissen will, sondern sich à tempore immemoriali herzuschreiben pflegt. Wie dann in der That die ältesten Familien ihre Origines nicht wissen. Es geschiehet auch offt, daß mancher nicht per gradus, oder staffelweise, sondern per saltum, durch einen kühnen Sprung, auf einmal darzu erhoben wird. Barth. Casanæus in seinem Catalogo Gloriæ mundi P. VIII. consid. 2. nennet diejenige edel: Qui vel opibus, vel generis claritate, vel virtutibus cæteros antecellunt.

Es ist gewiß, daß zu einem rechten förmlichen Adel diese drey Stücke nothwendig erfordert werden; 1) Geld, 2) Geburt, 3) Tugend. das Geld stehet hier billig oben an, denn es macht in der Welt fast alles aus; die Einbildung wegen der Geburt erlanget dadurch ihren schönsten Glanz, und die Tugend schlendert ehrenhalben mit hinten drein; dann ihr zu Gefallen allein, hat man noch keinen Rang ersonnen, und sie selbst ist zu bescheiden, einen zu suchen (*).

(*) Ein verjährter Decretorum Doctor, Felix Malleolus, vulgo Hemmerlein, dessen Gedächtniß so sehr

Dem ungeachtet ist und bleibet doch allezeit die Tugend der einzige und wahre Adel des Menschen, dadurch er sich vor andern auszieret, vom Pöbel unterscheidet, mithin seinen Stand erhöhet und glänzend machet (*). Weil aber in der

---

sehr als sein Buch veraltet ist, welches er de Nobilitate & Rusticiate mit grossem Fleiß geschrieben hat, führet aus einem noch altfränkischern Scribenten: Quidam Johannis Anglicus: unter andern merckwürdigen Beschreibungen des Adels auch diese mit an: Nobilitas est triplex, videlicet commendabilis, tollerabilis & vituperabilis. Prima est Ecclesiæ, secunda seculi, tertia inferni. Prima est beate viventium, secunda est large donantium, tertia est abutentium. Prima pervenit ex animi sanctitate, secunda ex natura, & tertia degenerat ex dyaboli pravitate. Diesen letzten Adel, sagt er, hätte der Adam gehabt, darüber er sich und seine Nachkommen ins Verderben gestürtzt. Capitulum Sept. fol XXVII. Es ist dieses für die damahlige Zeit eine sehr lebhaffte und feine Satyre, und gehöret dieses alte Werck ad prima incunabula Typographiæ, welches seit dem die Ehre einer neuen Auflage noch nicht genossen.

(*) Meiner Meynung nach kann niemand ein Edelmann heissen, als ein Liebhaber der Tugend. Mich rühren weder die schamerirte Kleider, noch die Pferde, noch die Hunde, noch die Folge der Lackeyen, noch die vollen Tafeln, noch die steinerne Palläste, noch die Fischteiche, noch die Dörffer und Freyherrlichkeiten u. s. w. Dann alle diese Dinge kann auch ein Thor erlangen, welchen niemand für edel halten wird, er müste dann selbst ein Thor seyn,

der Welt nichts schöner glänzet, als der Reichthum, so hat auch dieser bald das Ansehen der Tugend gewonnen, die Augen der Menschen verblendet und gleichsam die Wahrheit selbst bestochen; also daß man heut zu Tage denjenigen unstreitig für Edelgebohren hält, der einen reichen und stoltzen Mann zum Vater gehabt, welcher ihm dabey so viel Geld und Gut hinterlassen hat, daß er damit groß thun und seinen Adel behaupten kann. Wer also hochmüthig und vermögend ist, der kann auch einen Edelmann abgeben, wenn er gleich der gröste Müssiggänger und unnützlichste Mensch von der Welt wäre. Nur allein denen Kaufleuten wird diese Ehre strittig gemacht.

seyn, sagt *Aen. Sylvius* in rariſſimo ſuo opuſculo de duobus amantibus, Eurialo & Lucreſia. Hier gilt auch diese sehr vernünftige Anmerkung: "Wenn Menschen unter Menschen solten den Vorzug haben, so muß ihm dieser nach der Vollkommenheit der menschlichen Natur zugesprochen werden, weil jemehr es dem Menschen an menschlicher Vollkommenheit mangelt, je näher ist er der viehischen Natur, und je weniger verdient er Respect von denen Menschen. Weil GOtt die menschliche Natur nicht der Viehischen, sondern diese der menschlichen unterworffen. Es kann aber ein Mensch nicht vollkommen seyn, als wenn er gelehrt oder weise ist. Weil Gelehrsamkeit eine Vollkommenheit des Verstandes und Willens ist". Folglich kein Mensch mehr ein Mensch seyn kann, als ein wahrhaftig Gelehrter oder Weiser. **Rüdiger** Klugheit zu leben und zu herrschen. p. 514.

Unsere Gesetze wollen nicht zugeben, daß sich ein Edelmann mit der Handlung vermenge: sie halten es für etwas gegen einander lauffendes, ein Kauffmann und zugleich ein Edelmann zu seyn:

Non bene conveniunt vilis mercator & idem
Nobilis, sagt *L. Helianus* 1. *in carm. ad stat. Imp.*

Sie erklären deswegen auch einen Edelmann, welcher Handelschafft treibet, der Rechte und Vorzüge seines Adels verlustig: Nobiles le negotiationi (scilicet vili) & mercaturæ immiscentes perdunt nobilitatem. *L. Nobiliores* 3. *Cod. de commercio & munerib. L. unic. Cod. de perfect. dignit. L. Milites* 15. *Cod. de re militari. L.* 1. *Cod. de præpos. agent. in reb.* §.

Zu denen Thurnieren wurde einer, der vom Adel gebohren und hergekommen war, nicht zugelassen, wann er seinen Stand anders, dann in adelichem Stand hielt, sich nit von seinen adelichen Stenden, Renten und Gülten, die jm sein Mann oder Erblehen, Dienstlehen, Rahtgelt, Herrnsold oder Eigenthum järlich ertragen mag; sondern mit Kaufmannschaft, Wechslen, Fürkauffen, und dergleichen Sachen, nehren und sein Einkommen mehren wolt, dadurch sein Adel geschmeht und veracht würde; wo er

auch

auch seinen Hindersassen und Anstössern jr Brod vor dem Mund abschneiden wolt, derselb, so der Stück eins oder mehr überfaren und darwider thun würde, sol in Thurnier nit zugelassen werden. Wo er aber darüber einreiten und Thurnier halten wolt, soll man mit jm um das Roß thurnieren und jn auf die Schrancken setzen, nach Erkantnus Thurnier-Freyheit. Rixner Thurnierbuch *Art. II.*

Hierher gehören auch die alten Thurnier-Reimen:

Wer ketzerischen Glauben hat,
Verachtet kayserlich Mandat,
Wer Frauen schändt, schwächt eine Meid,
Wer Siegel fälscht und schwört Meyneyd,
Wer Feld fleucht, läßt den Herrn in Nöth
Wer seinen Bettgnose ertödt;
Wer bestiehlt Kirchen, Wittwen, Weisen,
Wer unabgesagt thut kriegen und reisen (*).
Wer neu Zoll, Meut und Beschwerd aufricht
Wer ohne Ehe sitzt (**), oder Ehe bricht
Der Fürkauff, Wucher, Wechsel treibt
Wer nicht in edlen Stanien bleibt

Mit

(*) Das ist, wer den andern nicht zuvor die Fede oder den Krieg ankündiget.

(**) Das ist, wer mit einer Beyschläferin, oder wie man es heut zu Tage nach dem französischen Wort zu nennen pflegt, mit einer Maitresse hausset.

Mit Heiraten oder sein Geschlecht,
Nicht von vier Stammen edel brächt,
Das seynd die zwölf turnier stück
Die der Keiser ordnet mit Glück.

Ferner sagt das Lehenrecht: Von dem Siebenden Heer-Schild weiß man nicht, ob er Lehen haben mag. Welches das sächsische Landrecht P. IV. folgender gestalt erkläret: Pfaffen, Frauen, Bauren und Kaufleute, und alle die unehelich gebohren seyen, und die nicht von Ritterart seyen, die sollen Lehenrecht darben. Hier wird also denen Kaufleuten ein schlechter Rang angewiesen.

Unsere meiste Rechtsgelehrte erklären sich ebenfalls in dieser Sache gegen den Kauffmannsadel, v. Tiraquel de nobilitate c. 27. n. 7. Strach. de mercatura: part. 3. n. 14 Keckerman. pol. l. 1. c. 14. Lerch de ordin. equestr. p. 1. n. 18. Knipschild l. 1. c. 13. §. 132. &c.

Besonders hat dieser letztere in angezogener Stelle, sich sehr hart gegen den Kauffmannsstand heraus gelassen, und alles angeführet, was man immer zu dessen Nachtheil und Verunglimpfung sagen kann. Er beschreibet die Kaufleute als solche, die ihr Gewerbe mit lauter Ungerechtigkeit, Betrug und Lügen führten. Schon zu der Thebaner Zeiten, sagt er, war ein Gesetz, daß niemand zu öffentlichen Ehrenämtern solte

tüchtig

tüchtig gehalten werden, es sey denn, er habe sich zehen Jahre lang der Kaufmannschafft enthalten, Aristot. 3. pol. c. 3. Den alten Römern hat aller Wucher dergestalt verächtlich geschienen, daß sie deswegen den Tarquinium Priscum für geringer hielten, weil sein Vater Demeratus ein Kaufmann war (*). Plato (**), Aristoteles (***) und Apollonius (****) hielten die Kauffmannschafft für eine Feindin der Tugend; wie denn Plato solche zu den niederträchtigsten Handthierungen zehlet, und Lycurgus seinen Bürgern verboten, mit Handlung schändliche Wucherey zu treiben (*****). Cicero hielt ebenfalls diejenigen für schändliche Wucherer, denen man ihre Arbeit und nicht ihre Künste abkaufte (******, weil dieses Lösegeld eine Art des Lohns für die Dienstbarkeit sey.

Es

(*) Tarquinium Priscum viliorem reddidit quod mercatore Damarato genitus esset. *Valer. Max. lib. 3. c. 4.* Quæstus enim Patribus indecorus visus est. T. Liv. l. 21.

(**) De Legibus.

(***) Aristot. l. 6. pol. Opificum & mercatorum, sind dessen Worte, prava est vita nullumque virtutis opus eorum tractat multitudo.

(****) Philostrat. vita Apollonii L. IV.

(*****) Lycurgus suis legibus vetuit cives in sordida arte versari, atque etiam in quæstuaria quæ operosam congeriem contineret. *Plutarch. in apopht. Lacon.*

(******) Lib. 1. de Offic. ubi verba: illiberales & sordidi sunt quæstus Mercenariorum omnium quorum operæ non quorum artes emuntur.

Es ist also, schliesset der teutsche Rechtsgelehrte Knipschild, etwas sehr verächtliches, Kaufmannschafft zu treiben, hier einzukauffen und dort wieder zu verkauffen, indem hierauf nichts würde zu gewinnen seyn, wo man nicht wacker lügen könnte. Deswegen sagt er, wären diese Leute eben so geschickt zu schnöden Thaten, als zum Gewinn, v. Paulum in l. justissime 44. §. proponitur 1. ff. de ædil. ed. und wäre ihnen also nicht ohne Ursache von den alten Poeten die Ehre wiederfahren, daß sie den Gott Mercurium zum Vorsteher der Diebe und der Kaufleute gemacht, gleichsam als ob diese mit jenen einige Verwandschafft hätten, wie solches Prudentius von ihnen sagt:

Expertes furandi homines hac imbuit arte,
Mercurius Maja genitus.

Und könnte man von denen Betrügereyen, Lügen und andern Lastern, welche den Kaufleuten eigen wären, vieles bey dem Luca de Penna in l. nec ipsi circa med. C. de incol. & in rubr. C. negoc. ne milit. und bey Wehnero in seinen pract. observation. Ungerecht Gut faselt nicht, nachlesen; als welcher letztere die durch Handelschafft erworbene Haab unter die übel erworbene Güter rechnet, weil sie nicht ohne Neyd und Lügen errungen würden. Auch sey der Kaufleute Glück immer wankelhafft und nichts beständiges; dergestalt, daß öfters von allen

len ihren Gütern nichts überbliebe, als die Sünde allein, c. ejiciens 11. Dist. 88. Chrysost. homil. 38. in Matthæi cap. 21.

Der hier von den Handelsleuten so übel sprechende Knipschild, hat damit noch nicht genug gesagt: Er führet aus seiner weitläuftigen Belesenheit auch noch das Exempel des Hungarischen Königs Matth. Corvini mit an, welcher die Venerianische Edelleute nicht allein für mædel und pöbelhafft erkläret, sondern sie auch Bauren gescholten hatte, weil sie die Hoheit des Adels mit Wucher und Handlung besudelten: wie solches Lansius in seiner Rede contra Italiam angeführet. Hierauf passet er folgends die schöne Ehrenzeilen aus dem obangezogenen Heliano de carm. exhort. 1. ad stat. imp.

Siccine colluvies hominum piperisque redemptor
Sordidus, omnigenæ sic navita mercis, avarus
Institor enormique marinus gutture mergus
Nobilium regnator erit? dominabitur ergò
Degener? atque omni solitus servire lucello &c.

Noch füget er diesem das Zeugnis aus dem ehrlichen

ehrlichen Caſſanæo (*) von dem neapolitaniſchen Adel mit bey, welcher, wie dieſer ſpottweiſe ſagt, viel lieber Hungers ſtürbe, oder ſich auf das Rauben und Plündern leate, als daß einer davon ſeine Tochter an den reichſten Kauffmann verheurathen ſolte, oder ſich ſonſt mit einer ehrlichen Handthierung zu nähren ſuchte. Wie nun dieſe Großmuth des neapolitaniſchen Adels billig als etwas gantz beſonders zu betrachten iſt; ſo muß man ſich ebenmäßig über die Dreiſtigkeit des guten Knipſchilds verwundern, der aus dieſem und andern dergleichen Umſtänden ſchlieſſet, daß alle und jede Kauffmannſchafft dem Adel völlig unterſagt und deſſen Würde gantz entge-

gen

(*) Catal. gloriæ mundi Parte 8. conſid. 49. deſſen Worte verdienen hier eine Stelle zu finden: Neapolitani qui præ ceteris nobilitatem præ ſe ferre videntur, cum in deſidia ac ignavia conſtituere videantur. Nulli etenim præter quam inerti & inexperto ocio intenti, ſedendo atque oſcitando ex ſuis poſſeſſionibus vitam degunt. Nefas eſt, ut opinatus, nobili, rei ruſticæ, aut ſuis rationibus cognoſcendis operam dare. Sedentes in atriis in hemicyclis, aut in equitando priſcis domibus orti, ſe nobiles profitentur. *Mercaturam ut rem turpiſſimam viliſſimamque exhorrent, adeo faſtu nobilitatis tumentes, ut quantumvis egenus atque inops citius fame interiret, quam filiam vel opulentiſſimo mercatori matrimonio collocaret, mavultque furtis & latrocinio quam honeſto quæſtui vacare.*

gen sey; mithin alle diejenige ihres Adels verlustig würden, und darauf gleichsam Verzicht thäten, welche Handelschafft trieben.

Wir werden nicht viel Mühe haben das Gegentheil davon hier zu erweisen: Rechte, Vernunfft und Gewohnheit geben uns wenigstens so viel an die Hand, daß man einen ehrlichen Juncker schon noch mit einem reichen Kauffmannsmädgen trösten; oder ihm, im Fall der Noth, eine geziemende Handelschafft anweisen kann, ohne daß er Ursache habe, seinem Adel zu gefallen, Hungers zu sterben, oder sich auf das Rauben und Plündern zu legen.

Andere Betrachtung.

Untersuchung der Gesetze, welche die Kauffmannschafft ins Grosse, von dem Adel nicht ausschliessen.

Die Gesetze, so hart sie auch wieder die Kauffmannschafft loszubrechen, und ihr Gewerbe, welches eines der wichtigsten und nützlichsten im gemeinen Wesen ist, hin und wieder verdächtig zu machen scheinen, sind doch mit nichten auf eine andere Art zu erklären, als die Sache, wovon die Frage ist, mit sich bringet. Nun ist es zwar allerdings richtig, daß *l. nobiliores C. de commerciis & mercat.* die Kauff-

mannschafft dem Adel untersagt sey; wiewohl solches *Anton de Butrio in rubr. extra ne cleri & mon.* und *Barthol. Cæpola* auf gewisse Art bereits wiedersprochen; Wollen wir aber hier gründlich urtheilen, so müssen wir auf die Ursache sehen, welche die Gesezgeber bewogen haben, den Edelleuten die Handlung zu verbieten: solche können wir *ex lege* 3. *ff.* §. 1. *de muneribus & honoribus* ganz natürlich herleiten: dieses Gesetz befiehlt, daß diejenige Edelleute, die sich nicht zugleich adelich aufführten, die Vorzüge des Adels auch nicht solten zu geniessen haben: dieses ist allhier Ratio legis, wo die Affirmativa nicht minder statt findet als die Negativa; nemlich: Einer von Adel verlieret nicht die Vorzüge seines Adels, so lange er fortfähret adelich zu leben: dieses ist der erste Satz. Ein vornehmer Kauffmann, der grosse Handelschafft treibet, lebet insgemein recht adelich: dieses ist der andere Satz. Der Schluß darauf folget nothwendig: Ergo kann ein Kauffmann, wann er von Adel ist, und dabey adelich lebet, die Vorzüge seines Adels nicht verliehren. Mercatura enim non est actus immediate & per se nobilitati contrarius, sagt Nolden ad leg. alleg. 3. C. nob.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß zu Zeiten der Thurniere einer von Adel, wann er Handelschafft trieb, zu denselben nicht mit zugelassen wurde, laut obangezogenem eilften Articul; Allein die damahlige Zeiten waren so beschaffen,

daß

daß man wenig von grossen Handelschafften wuste; also daß diejenige Kaufleute, die zu Zeiten des ersten Heinrichs lebten, wohl nicht besser, als unsere heutige Krämer mochten gewesen seyn.

In den alten Zeiten herrschte in allen Provinzen von Teutschland eine grosse Unordnung. Ein Nachbar überfiel den andern nach eigenem Gefallen. Man schlug sich mit einander herum, ohne einige rechtliche Form. Die Landstrassen waren mit Dieben und Räubern bedeckt, und es war sogar keine Sicherheit selbst in den bevestigten Schlössern, welche in den Wäldern und Gebürgen lagen. Die Hunnen, die Wenden, die Gothen, die Obotritten und andere dergleichen Völker verheerten nach einander alle Gegenden vom teutschen Boden. Heinrich der Vogler war der erste, welcher daselbst Ruh und Ordnung einzuführen suchte; er ließ zu dem Ende unterschiedene Städte erbauen: man dachte aber noch damals an keine Handelschafften. Die Einwohner dieser neuen Städte waren so gut als eine Besatzung von Kriegsvölkern; alles übte sich noch in Waffen. Nur die Krämer und Marketender verkaufften darinnen die nöthige Sachen zur Leibesnahrung und Nothdurft. Endlich bekam das teutsche Reich in dem vierzehenden Jahrhundert ein anders Ansehen: die Handelschafft nahm mit der Seefahrt zu, nachdem man vermittelst der Magnetnadel die Wege zu unbekannten Ländern entdeckte. Man

fand eine neue Welt, und in derselben eine Menge von seltenen Dingen, die man mit nach den Seeplätzen zurück brachte: die benachbarte Städte bekamen davon ihren Antheil. Die Schätze und Reichthümer vermehreten sich allenthalben. Florenz, Venedig, Genua und Antwerpen wurden gewaltige und berühmte Städte: der Adel selbst, um mit mehr Nachdruck und Glanz seine Herrlichkeit zu zeigen, rüstete Schiffe aus, und brachte die Handelschafft empor. Neapolis, Palermo, Lißbonn Sevilien, Marsilien, London und die Hansee-Städte folgten nach und nach der andern Beyspiel. Man begunte die Annehmlichkeiten eines ordentlichen und ruhigen Lebens zu empfinden. Die blutige und wilde Neigungen sich einander zu rauffen und die Hälse zu brechen verwandelten sich in Leutseligkeit: Künste, Wissenschafften und gute Sitten wurden allenthalben mit dem Kauffhandel eingeführet. Die Edelleute waren auf diese Weise die erste Kaufleute, welche sich wenig an diejenige dunkele Zeiten kehrten, worinnen ihnen das Handeln verboten war. Gestalten diese neue Art ins Grosse zu handeln, Schiffe zur See zu haben und Reichthümer sich zu erwerben, ihrem Adel um so weniger verkleinerlich schien, je mehr sie dadurch in Stand gesetzt wurden, denselben mit desto mehr Glanz und Nachdruck zu führen, ja selbst den Pracht ihrer Könige und Fürsten nachzuahmen.

Hieraus erhellet nun ganz deutlich, daß die Ge-

Gesetze über eine Sache nicht haben sprechen können, die zu denen Zeiten der Gesetzgeber nicht waren. Vielmehr geben es die Umstände der Gesetze selbst, daß sie keinen andern Vorwurf gehabt, als den schändlichen Wucher und die ehrbaren Leuten ganz unanständige Schacherey dem Adel zu verbieten; Und dieses war auch die Meynung der obgedachten grossen Weltweisen, die der Kauffmannschafft deswegen nicht hold waren, weil sie zu vielerley Betrug, Uppigkeit und Unordnungen verleitete. Wo findet man aber nicht in dem menschlichen Leben, auch in Ansehung der allernöthigsten Dinge, einen schändlichen Mißbrauch? Die alten Römer urtheilten schon viel anders von der Handlung als die Griechen: sie hatten unter sich grosse Leute, die sich der Handlung keineswegs schämeten; und ob gleich Cicero selbst auf den Wucher und die Krämerey schmähete, so machte er doch einen merkliche Unterscheid zwischen derselben und einer rechtschaffenen Handlung, die ins grosse getrieben wird: diese erklärte er für lobenswürdig, die Krämerey ins kleine aber allein für etwas verächtliches. Mercatura, lauten seine Worte, si tenuis est, sordida putanda est, si magna & copiosa, videtur jure optimo laudari. *Lib. I. de offic.* Cicero hatte wohl Ursache dieses zu sagen, dann zu einer grossen Handlung wird ein kluger Kopf, weitläuftige Wissenschafft und vieles Geld erfordert. Graf Reinhard zu Solms, in seiner Beschreibung des Adels, welche zu Franckfurt in Folio im

Jahr 1563. heraus kommen, muß selbsten eingestehen, P. IV. daß der Adel von Tugend, Vernunfft und Geschicklichkeit ankomme, und darum, spricht er, haben sie auch den Titul so hoch, als die Gestrengen und Ehrenvesten, daran soll ein jeder, er sey groses oder kleines Standes gedencken, daß er seinem Titel eine volge und Gnügen thu, daß er den mit Ehren und der Wahrheyt tragen möge, vnnd sich liederlicher Stück nicht befleiß vnnd den untüglichen gleich mache, sondern bey seinen Ehren bleibe, darnach handeln und gedencken, das ist der höchste Adel; dann, fahrt er fort, der Name Fürst, Graue und Herr seind nur Aempter, darumb ist jr Name, die Gestrengen und Ehrenuesten ein hochbedencklicher Titel, daß der Adel hören soll was ihm gebüret; der Adeliche Name, als die vom Adler, haben einen austrücklichen Titel der Tugend und Ehren, als die Gestrengen vnnd Ehrenvesten, das ist das Fundament der Adelheyt.

Ist nun das ganze Fundament des Adels Tugend und Ehre, so fragt sicht billig, warum ein vornehmer angesehener Kauffmann nicht auch soll adelich seyn können? Verschiedene neuere Rechtsgelehrten reden deshalben schon ganz anders von dem Stand der Kaufleute. Sie halten dafür, daß einer, der grosse Handelschaft treibet, und dabey Vitam nobilitati decentem

non

non deserit, wie Noldenius de statu nobilium L. 22. §. 99. spricht, seinem Adel mit nichten derogire: dann wie wir oben schon aus diesem Authore gemeldt: Mercatura non est actus immediate nobilitati contrarius. *Nolden ad l. 3. C. Nobil.* Damit stimmet überein *Boer de Regalibus Cap. 2. n. 55.* Wo er den Satz des Mathæi de Affl. anführet: Si quis mercaturam exerceat valde magnam & precioſam, non vilem, nihil derogari eorum nobilitati existimatur. *v. Math. de Afflict. ad Tit. Quis dicatur N. 16. lib. 2. Feud. It. Stephan. de Nobilitate. Cap. 7. n. 13. Jt. Braun.* Adeliches Europa *Cap. 9. §. 116. De la Roque Traité de la nobleſſe Ch. LXXXVIII. Si l'on doit permettre aux Gentilshommes de trafiquer &c.*

Wenn wir aber allhier von dem Adel reden, so verstehen wir darunter nur den gemeinen und geringern: Quibus non est altum inclytum titulis genus; keineswegs aber den hohen, Stiffts und Thurniermäßigen Adel, welcher immediat unter dem Kayser und dem Reich stehet, dabey semper frey und niemand unterworffen ist; Denn dieser würde sich allerdings von seiner Würde und Standes-Herrlichkeit herunter setzen, wenn er wolte Kauf und Handel treiben, ohne Schreib-Stuben haben, und mit allerhand Leuten, nach den gewöhnlichen Kaufmanns-Titulaturen einen gemeinen Briefwechsel unterhalten. Man hat davon nicht leicht einige Exempel; ob gleich nicht zu leugnen, daß verschiedene bekannte und vor-

nehme Familien, durch grosse Unglücks-Fälle, und Landsverderbliche Kriege, besonders zu Zeiten der Albanischen Verfolgungen in den Niederlanden, sich genöthiget gesehen, Hauß und Güter zu verlassen, und sich anderwerts durch Handelschafften einigermassen wieder aufzuhelffen, und die Ihrigen fortzubringen.

Es sind demnach bey Erörterung dieser Frage, ob die Handlung dem Adel derogire, diese zwey Dinge wohl zu betrachten, 1) daß man hier nicht von dem hohen Stiffts-mäßigen Adel, und 2) nicht von einer kleinen, sondern von einer grossen und wichtigen Handlung rede. Denn was die Handlung ins kleine betrifft, so hat es damit seine unstreitige Richtigkeit, daß nemlich solche allenthalben den Adel verliehren macht. Si un Gentilhomme trafique en detail & en boutique, la derogeance est toute formelle; sagt la Roque Tr. de la Nobl. Ch. XXXIIX. p. m. 372.

Ohne diesen wichtigen Unterscheid, würde man den Statum quæstionis nicht recht formiren, noch die Frage, die so vielem Wiederspruch unterworffen ist, niemals gehörig auseinander setzen können. Es wird niemand läugnen, daß der Adel nicht seine verschiedene Staffeln, wie alle andre Würden und Hoheiten in der Welt habe. Wolte man vorgeben, das alte teutsche Herkommen und unsre Reichs-Grund-Gesetze vergönneten den Kaufleuten alle Vorzüge des hohen

Stifts-

Stiftsmäßigen Adels, so würde man damit so wohl den Gesetzen selbst, als ihrer bisherigen Observanz entgegen sprechen; Allein, sagen, daß eine Handlung ins Grosse nichts habe, so dem Adel überhaupt zuwieder sey, und daß ein vornehmer reicher Handelsmann sowohl einen Edelmann abgeben, Lehen und Ritter-Güter, mit adelichen Titeln, Wappen, Würden und Vorzügen besitzen könnte, als ein Gelehrter, Soldat oder Renterirer; solches ist eine Sache, die so wohl mit der Natur des Adels als mit der Erfahrung übereinkommt. Dann wir sehen nicht allein in grossen Handels-Plätzen, daß alte adeliche und gute Geschlechter ihre Handelschafften noch immer forttreiben; sondern auch daß jährlich noch Handels-Leute, qua tales, von Kayserlicher Majestät mit dem Adel und Ritter-Stand beehret werden. Wäre also der Adel und die Handlung, wie viele wollen, e diametro einander entgegen, so würde der Kayser keine Kaufleute in Adel-Stand erheben, und diese dabey ihre Handlung forttreiben. Man lese hierüber die Nachricht von illustren Negotianten, welche in Nürnberg Anno 1735. und 39. herausgekommen, wo man viele dergleichen Exempeln finden wird.

* * *

Dritte Betrachtung.

Von der Derogation und Rehabilitation des Adels der Kaufleute.

Hier äussert sich ferner diese Frage: Ob diejenige, die ihrem adelichen Herkommen ungeachtet eine Handlung ins Kleine getrieben und sich sowohl ihres Prädicats, als andrer ihnen von Rechtswegen gebührenden Vorzügen nicht bedienen, ihren Nachkommen dadurch den Adel vergeben?

Die Meynung der gelehrtesten Rechts-Gelehrten gehet dahin, daß diejenige, die ihren Kindern den Adel nicht gegeben haben, ihnen denselben auch nicht nehmen können: Jura enim sanguinis nullo civili modo dirimi possunt L. 8. ff. de reg. Jur. Es kommt hier der Adel nicht von dem Vater, sondern von dem Stamm: quæ vero non a patre sed a genere tribuuntur, ea manent posteris incolumia L. 3. ff. pe interdict. & relegat. Es ceßiret auch hier nicht so wohl der Adel selbst, als nur dessen Gebrauch. Consil. de jure Pontif. T. I. conserv. 2. n. 5. Denn wie die Kinder die Güter ihrer Groß-Eltern und Vorfahren erben, also überkommen sie auch ihren Stand und Adel, wenn auch gleich ihre eigene Väter solche nicht geführet haben. La Roque erkläret diesen Satz sehr deutlich: Le Pére, sagt er, n'ayant pas acquis la Noblesse, il ne la peut pas faire perdre à ses descendans,

dans, qui n'ont pas cette qualité de ſon chef, puisque leur ayeul, ou autre aſcendant, les appelle à cette ſucceſſion de Nobleſſe par une eſpéce de ſubſtitution racite: & tenant cet honneur, non à patre ſed genere, ils le conſervent à perpetuité. *Traité de la Nobleſſe. Ch. XXXIX. p. m.* 491. (*)

Meines Erachtens aber halt ich dafür, daß diejenige, die ſolchergeſtalt in die adeliche Rechte ihrer Vorfahren treten wollen, nothwendig auch ſolchen Stand und ſolche Handthierung ergreiffen müſſen, die dem Adel nicht zuwieder iſt. La Roque in dem ſchon angeführten Capitel urtheilet, daß man den Adel ſeiner Vorfahren wieder annehmen könne, wenn man auch demſelben durch verſchiedene Generationen derogiret hätte; denn die Rechte des Geblüts blieben ſtets denen Nachkommen von ihren Vorfahren eigen; doch iſt er darüber nicht der Meynung, daß der Adel erſtlich in der ſiebenden Generation bey den Nachkommen, verloſchen würde; denn dieſes gehet zu weit, und lauffet ſchon zu ſehr in die Zeiten der Muthmaſſungen. Ja wenn auch ſchon die ordentliche Abſtammung vom Vater

(*) Die franzöſiſchen Scribenten pflegen zwar in dieſer Materie bey uns wenig zu gelten: Sunt enim Nobilitatis præſertim in Germania inepti ad modum & leves judices: Allein, da wir hier von dem Adel überhaupt handeln, ſo können wir auch die Meynungen auswärtiger Rechts-Gelehrten nicht bey Seite ſetzen.

Vater auf den Sohn könnte erwiesen werden, so ist doch hier nichts anders, als eine völlige Dereliction des Adels zu vermuthen. Kommt nun die Länge der Zeit mit hinzu, so halte ich die Verlöschung des Adels für vollkommen. Ja ich glaube nicht, daß den Nachkommen in solchem Fall das geringste Recht darzu solte übrig bleiben, weil alle Dinge in der Welt durch den Fortlauff der Zeiten, wann sie nicht unterhalten werden, ihre Eigenschafft und Natur gänzlich verlieren, und eine andre dargegen annehmen. In solchen Fällen aber wo in einer noch bekannten Zeit und durch sattsame Urkunden ein Geschlecht in Abgang gekommen ist, da kann ein Fürst, Stand und Würde wieder erneuern und die Nachkommen in den Besitz ihres alten Adels herstellen.

Es ist aber diese Rehabilitation, wie wir solche nennen, alsdann nur vonnöthen, wann der Adel würcklich durch den Betrieb einer unanständigen Handthierung, mit Aufgebung desjenigen Titels, Prädicats und Wappens, dessen sich die Vorfahren bedienet haben, ist derogiret worden; dann der Adel wird dadurch nicht allein gekräncket, sondern auch niedergedruckt, wann einer ein geringes verächtliches Handwerck treibet, und sich davon nähret. Dieses ist vornehmlich von der Krämerey und geringen Handels-Leuten zu verstehen: dem Adel ist solche nicht wohl anständig, und dahero demselben auch bey den Römern L. Nobilior. 3. C. de Commerc. & mu-

nerib.

nerib. T. verbothen gewesen. Praun Adeliches Europa pag. 136.

Wo sich aber das Gegentheil äussert, und zum Exempel einige die von altem adelichen Herkommen sind, nur ins Grosse gehandelt, dabey ihr Prädicat und Wappen beybehalten, ob sie sich gleich aus dem Adel selbst so viel nicht gemacht haben; von denen kann man, laut obigen Sätzen nicht sagen, daß sie ihrem Adel derogiret, oder solchen gar aufgegeben hätten; dann sie behalten solchen als ein Jus quæsitum, oder als ein Privilegium, Jure postliminii vel quasi, dessen sie sich eine Zeitlang nicht zu bedienen scheinen: Bartol. in L. naturale est unum quodque ff. de re judic. it. Warnelius Tom. I. Cons. de jure Pontif. conserv. 2. n. 5. Also, daß es bloß auf sie, oder auf ihre Nachkommen ankommt, wenn sie den Adel gleichsam aus dem Sack wieder heraus langen, und bey einer Relevatione status & conditionis öffentlich wieder führen wollen. Denn die Derogation des Adels bestehet in einer würcklichen Herunterseßung desselben, durch ein unanständiges Gewerb, und durch eine damit verknüpffte niederträchtige Aufführung; da nun diese beyde Stücke bey einer grossen Handlung sich nicht zu ereignen pflegen; Prädicat und Wappen aber, als die wahre signa nobilitatis, dabey von solchen vornehmen Handels-Leuten sind fortgeführet worden; so geben sie dadurch genugsam zu erkennen, daß sie weder sich, noch ihren Nachkommen, durch ihre Handlung im mindesten etwas,

was, ratione ihres Adels, haben vergeben wollen. Kommt nun noch dieses hinzu, daß sie der Fürst selbst in dieser Qualität erkennet, und ihnen das Prädicat von in allen Schrifften und Ausfertigungen, die er selber eigenhändig unterschrieben, und mit seinen grössern Insiegeln behängen läsſet, ertheilet, so ist dieses eine Agnitio plenissima. Und niemand kann sagen, daß sie durch ihre Handlungen ins Grosse ihrem Adel etwas præjudicirt; noch vielweniger, daß sie, oder ihre Nachkommen, deßwegen einer Rehabilitation vonnöthen hätten, wann sie ihre Handlung aufgeben, und andern Ritters-Leuten gleich, bey Hof und in denen Ritter-Stuben erscheinen wollen. Denn ob es wohl geschiehet, daß man in gewissen adelichen Stifftungen und Gesellschafften, ja nicht einmahl auf den Geschlechter-Stuben in Nürnberg und Franckfurt, Kaufleute pfleget einzunehmen; so beweiset doch dieses nichts gegen ihren Adel. So wenig deswegen den uralten Patricien in den Städten etwas von ihrem Adel entzehet, weil sie der Land-Adel nur After-Edelleute zu nennen pflegt. S. Braun Beschreibung der adelichen und erbarn Geschlechter in den Reichs-Städten. Denn was Privat-Gesellschafften dißfalls unter sich für Satzungen machen, ist kein öffentliches Gesetz. Und so wenig der Fürst diesen Gesellschafften ein Mitglied kann aufdringen, so wenig können auch diese Gesellschafften den Fürsten verhindern, Kaufleute in Adel-Stand zu erheben.

Viele halten zwar dafür, daß die Rehabilitation in keinem Fall, wenn auch gleich der Adel durch unanständige Handthierung würcklich seye derogiret worden, vonnöthen sey: sie behaupten, daß so bald man die gemeine Handthierung niederlege, oder die Handlung aufgebe, der Adel ipso jure wieder hergestellet würde. Caracter enim in sanguine indelebilis est. Guido Papa decis. 106. n. 2. Rebuffus ad const reg. tit. de mercat. vend. glos. 2. n. 1. Loiseau Tr. des Ordres Ch. 5. n. 105. Cassanæus Coutume de Bourgogne rubr. 4. §. 19. glos. Verbor. Anton. Faber in suo Codice l. 9: 1. 28. (*)

Also

(*) Die Worte dieses letztern sind sehr nachdencklich und geben in dieser Sache ein grosses Licht. Qui Nobilitatem habet ab avis & proavis, non idcirco eam amittit, quod patrem habuerit, qui mechanicas fortè & obscuras artes exercuit; absurdum enim sit a patre solo auferri filio, quod non a solo patre filius habet: nec quod eo ipso tempore conceptus filius fuit, quo pater eam nobilitatem amiserat, ad rem pertinebit: nam quod dici solet per medium quod vocant inhabile impediri extremorum conjunctionem ad hunc casum non pertinet, in quo fieri non potest, quin avi nobilitas, per patrem, quantumvis ignobilem, in nepote cum vita transmittatur. Quidni vero cum is ipse qui mechanicas artes exercuit, si ab antiqua prosapia nobilis fuerit, sola desistentia recuperet nobilitatem, neque ulla indigeat rehabilitationè; qua procul dubio indigeret, qui ex privilegio & sola Principis concessione primus sibi

Also schadete es ehedessen dem Marco Æmilio zu Zeiten des Jugurtischen Kriegs mit nichten, daß sein Vater, aus Noth gezwungen, einen Kohlenbrenner abgeben muste, wie solches Jac. Curtius in seinen Conjecturis jur. civil. l. 2. c. 20. wohl angemercket hat. Mit einem Wort, sagt Praun in seinem Adelichen Europa p. 139. alles, was keine Infamiam nach sich ziehet, das halte ich nicht, daß es den Adel ganz aufhebe, ob es ihn wohl krämcket. Allein, da gleichwohl der Adel, wie andere Vortheile dieser Welt, den Veränderungen des Glücks mit unterworffen ist, und sich deshalben öffters zu gar geringen Handthierungen bequemen und herunter lassen muß; das Glück aber insgemein auch die Sitten mit zu ändern pflegt, und ein niederträchtiges Leben immer noch etwas von dem Schlamm des

---

sibi suisque nobilitatem quæsivisset. Eben dieser erkläret sich ferner an einem andern Ort: Rub. D. tit. Defin. 257. folgendergestalt: Quod pater meus, qui nobilitatem a genere habebat, eam amiserit per actus mechanicos, non debet mihi nocere, licet natus sim eo tempore, quo jam amissa erat nobilitas: neque mirum, quia etiam is ipse qui amisisset nobilitatem avitam, recuperaret eam per solam desistentiam, quæ saltem tum evenit cum is moritur: Cur ergo mihi nocebit, quod ei, si hodie viveret non noceret? Non idem est si pater meus Nobilitatem habuit duntaxat ex privilegio; amittendo enim privilegium & sibi noceret & posteris; nisi proponas, Nobilitatem à Principe datam ei & ejus posteris; nunc enim factum patris nocere filiis non deberet.

des Pöbels zurück behält; so hat es die Gewohnheit, und einigermassen auch die Nothwendigkeit also bey uns eingeführet, daß man bey solchen Umständen, wo man den Adel seiner Vorfahren wieder annehmen will, sich zu dem Kayser hinzuwenden pflegt, um durch dessen ihm beywohnenden kayserlichen Macht und Gewalt, denselben wieder zu erlangen. Es sey dann, daß einer durch die Vortreflichkeit seiner Tugenden und dabey führenden adelichen Würden, den Verfall seines Adels selbst vergessen machte, mithin seinen alten Geschlechts-Adel auf einen neuen Grund setzte. (*) *Conf. La Roque traité de la Noblesse & de son origine suivant les préjuges, arrets & reglemens du Conseil de S. M. Ch. VI. de Lettres de rehabilitat.* Wo aber eine so glänzende Veränderung sich nicht ereignet, da halte ich die Wieder-

(*) Also hat es bey uns der Gebrauch und der Wohlstand eingeführet, daß man einem vornehmen Staats- Kriegs- oder Hof-Bedienten das Prädicat von zu seinem Geschlechts-Namen setzt, er mag von Adel seyn oder nicht: Aus Ursache, weil hier die Würde höher ist, als der Stand; da im Gegentheil, wo der Stand höher ist, als die Würde, da nennt man einen schlechtweg bey seinem Geschlechts-Namen: Herr von . . Herr Graf, Monsieur le Chevalier, Monsieur le Marquis und so fort. Wiewohl die Franzosen und Engelländer aus den Titeln so wenig machen, daß sie die gröste Leute, wann sie von ihnen reden, nur Monsieur schlechtweg, z. E. Mr. Belle-Isle, Mr. Walpole, Mr. Strairs ꝛc. zu nennen pflegen.

Erneuerung deswegen für unentbehrlich; weil unser Stand doch eine Gewißheit haben und für dasjenige gelten muß, was er ist.

Zur Verkleinerung des Kaufmanns-Adels thut auch nicht wenig die sorgenlose Wahl im Heyrathen, wobey die Freyer insgemein mehr auf Geld und Gut, als auf den Stand und Adel ihre Absichten richten. Wodurch es öffters kommt, daß mancher edler Herr gar übel verschwägert ist, und bald diesen, bald jenen einen Vetter heissen muß, mit dem er sonsten nur gar wenig Ceremonien würde gemacht haben. (Ich rede hier nach den Formeln einer Welt, worinnen die Einbildung und der Hochmuth die Gesetze des Wohlstandes gemacht, und also civiliter, nicht moraliter.) Dieses giebt nun freylich für die junge Herren, die aus einer solchen Ehe erzielet werden, kein gar zu glänzendes Ahnen-Register.

Es heisset zwar: *Uxor sequitur dignitatem Mariti*: Das Weib folget der Würde ihres Mannes; Allein es will doch gleichwohl auch hierinnen ein gewisser äusserlicher Wohlstand beobachtet seyn, mit welchem sich, in Ansehung einer glücklichen und ehrbahren Ehe, auch verschiedene moralische Umstände verknüpffen, z. E. wegen der Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Lebens- und Erziehungs-Arten ꝛc. Dergestalt, daß deswegen die Gesetze, die Matrimonia nobilium cum filia plebejæ conditionis inita, improbiren; ex lege XII. tab. und diese selbsten

dem

dem Adel zu derogiren pflegen. Claritas enim generis sordescit commixtione abjectæ conditionis. Da im Gegentheil:

Stemmate materno felix, virtute paterna.(*)

Jedoch wie die Reichthümer insgemein denen, welche sie besitzen, ein gewisses Ansehen und vornehmes Wesen ertheilen, auch sie selten mit dem gewöhnlichen Hochmuths-Geist zu verschonen pflegen, so siehet man auch gar wenig in grossen Handels-Städten, daß Kaufleute von der ersten Classe sich mit ärmeren und geringeren Familien vermengen; wie sie dann dißfalls in stolzer Auszeichnung dem Adel selbst nichts nachgeben.

Sonsten bleibet es in allewege bey den Vorzügen der Tugend, als welche allen Glücks-Gütern und Ahnen-Registern in der Welt weit vorzuziehen ist. Es muß aber diese Tugend so beschaffen seyn, daß ihr Glanz über alle Vortheile und Vorzüge des Standes-Adels hervor leuchtet. Sie muß Witz, Verstand, Erziehung und Lebens-Art haben: Mithin jedermann sie zu verehren, mit einer ihr eignen Gewalt zu zwingen wissen.

(*) Statius in lacrym. Hetr. l. 6. Sylvar.

Vierte Betrachtung.

Von der Würde des Kaufhandels an und für sich selbst, und daß derselbe dem Adel nicht zuwieder sey.

Nachdem wir bisher den Inhalt der gemeinen Gesetze, in Ansehung der Vorzüge der Kaufleute angeführet haben; so wollen wir nunmehro auch die Rechte der Vernunft und der Gewohnheit untersuchen, und sehen, wie weit solche den Kaufmann, theils unter den Adel, theils unter den Pöbel setzen.

Die Würde der Kaufmannschaft erhellet sogleich aus ihrem überaus grossen und wichtigen Nutzen im gemeinen Wesen. Die Handlung ist das sicherste Mittel einen Staat in Aufnahme zu bringen, und mächtig zu machen. Ein Land mag die beste Früchte tragen, und noch einen so grossen Uberfluß an allerhand Metallen und Erd-Gewächsen bringen; es mag die schönste Wolle und die beste Seide geben; es mag auch mit Fabricken und Manufacturen angefüllet seyn; so wird ihm doch alles dieses nicht viel helffen, wann darinnen dasjenige Triebwerck fehlet, welches alles in Bewegung setzet, alles an gehörige Orte hinbringet, und alles nach Nothdurft austheilet. Dieses kann ohne Handelschafft nicht geschehen. Ein Land hat Vorrath an Getrayde, ein anderes

an

an Oel, ein drittes an Wein; man vertauschet eines gegen das andere, man vergleichet den Werth mit baarem Gelde: man kauft Waaren ein, welche sich da nicht finden, wo man sie hinbringet, und verkauft sie wieder mit einem anständigen Gewinn. Viele tausend Menschen werden dadurch beschäftiget, erhalten und genähret. Der Umlauf des Geldes ist wie der Umlauf des Geblüts in einem gesunden Cörper, welches in beständiger Bewegung sich durch alle Gliedmassen durchtreibet. Der Staat wird reich und mächtig: und die Kaufmannschaft verknüpffet das Band der allgemeinen Gesellschaft der Menschen, indem sie Treue und Glauben erhalten, und die Nothdurft eines jeden mit besorgen hilft.

Alle Menschen sind in einem gewissen Sinn Handelsleute; dann es finden sich wenige, die nicht etwas kauffen oder verkauffen. Die Könige und Fürsten handeln mit ihren Soldaten und Kriegs-Truppen, die einer dem andern gegen ein Stück Geld abtritt, und zu seinen Diensten überläßt. Nicht viel besser, als wenn man einem Pferde und Ochsen verhandelt. Der Land-Adel sucht seinen jährlichen Anwachs an Vieh, Getrayde, Wein, Wolle und Oel, so gut er kann, zu Marckte zu bringen, und daraus eine Summe Gelds zu lösen, damit er seinen Staat führen, Laquayen, Pferde, Hunde und andere unnütze Mäuler unterhalten kann. Unter denen Herren Geistlichen giebt es zuweilen die geschickteste Commercien-Räthe, welche am besten wissen, wenn

sie Korn aufschütten, oder verkauffen, und ihre Gelder auf gute Unterpfänder zu 6. für 100. auslehnen sollen. Man gehe nur in die Klöster und reiche Prälaturen, und sehe, was darinnen für ein stattlicher Handel getrieben wird. Die Gelehrten überhaupt sind die grösten Papierhändler, da sie sich einen jeden Dinten-Kleck, wenn sie nur können, bezahlen lassen. Sie handeln mit Leichen-Predigten, Zuschriften, Lob-Reden und Gedichten, und lassen sich öfters ihre sinnreiche Unwahrheiten vortreflich bezahlen. Ein armer Handel, besonders in Ansehung der Herren Poeten: Besser wären sie Stockfisch- und Härings-Krämer; denn mit diesen Waaren könnten sie nicht so sehr die Welt belügen und betrügen, wie mit ihren Lob-Gedichten. Zur Straf solten sie immer für ein Lob-Gedicht zehen Satyren schreiben; damit dasjenige in der menschlichen Gesellschaft wieder gut gemacht würde, was sie durch ihre hungerige Lobsucht darinnen verderben. (*)

Die

(*) Wir hätten nicht das dritte Theil so viele Bücher, und unter diesen nicht das dritte Theil so viele schlechten, wenn das elende Geschmier der Gelehrten, die bloß allein darum schreiben, daß sie Bögenweiß ihre Arbeit verhandeln können, nicht so üblich wäre. Mancher läßt deswegen die Feder so weit lauffen, als enge die Noth ist, die ihn drücket: Um drey Zeilen, die er hätte wieder ausstreichen sollen, setzt er noch zehen hinzu, um dieselbe zu erläutern. Seneca erinnert deswegen die Gelehrten, ut rem aliunde farciant, quam ex literis &c. Unsere tüchtigste Scriben-

Die Soldaten handeln mit ihrem Leib und Leben: sie dienen damit dem, der ihnen Sold und Kleider giebt; Haut um Geld, und das Leben für die Ehre; darum heißt man in Holland die Leute, die sich mit Soldaten und Boots-Volck zu werben abgeben, Siel Verkoopers, Seelen-Verkäuffer. Sie selber treiben öfters im Lager und auf ihren Märschen gar ungebührliche Handelschaften. Ja, man wird wenig Kriegs-Bediente finden, die nicht fast mit allem zu handeln, und offt die Juden selbst zu betrügen wissen. Von Handwerckern und Bauern ist hier die Frage nicht. Es ist gewiß, daß in einem allgemeinen Verstande alle Menschen Kaufleute sind, folglich kann das Handeln an und für sich selbst keine Sache seyn, die mit einiger Unziemlichkeit oder Unehre verknüpffet wäre. Baldus in rubr. de Clericis peregr. sagt deswegen mit Recht, daß die Kaufmannschafft dem Adel mit nichten derogire: er nennet sie eine Freundin der Völcker, ohne welche man in der Welt nicht wohl leben könnte. Alles, was man gegen die Handlung sagen kann, betrift nur den Betrug, die Lügen und das ungebührliche Vervortheilen, welches dabey vorzugehen pfleget; weil aber die Handlung ohne

Scribenten lebten von andern Einkünften, als von ihrer Gelehrsamkeit. Die Wissenschaften dienten ihnen nicht zum Handwerck, sondern zur Ergötzlichkeit; und da sie hierinnen blos allein ihrer Neigung folgten, so war ihnen die Natur behülflich, den Geist noch so hoch empor zu schwingen.

solche Laster kann und soll getrieben werden, so kann man auch dieselbige eben so wenig der Handlung an und für sich selbst beymessen, als man sagen kann daß alle Fürsten Tyrannen, alle Edelleute Prahler, alle Geistlichen Heuchler, alle Soldaten Räuber, und alle Poeten Bettler wären. Denn wenn man es genau untersuchen wolte, so würde man finden, daß diese Gebrechen den benannten Ständen eben so natürlich sind, als den Kaufleuten das Lügen und Betrügen. Die Welt ist leider durchgehends, und bey allen Gattungen von Menschen, in ein so tiefes und allgemeines Verderben versuncken, daß sich kein Stand mehr vor dem andern einer besondern Tugend und Redlichkeit wird rühmen können.

Die Menschen machen also die Stände, nicht aber die Stände die Menschen böß: Mercatorum vitia, non artis, sed hominum sunt. Man kann sowohl ein redlicher Kaufmann seyn, als einen gerechten Fürsten, bescheidenen Edelmann, frommen Priester, rechtschaffenen Soldaten und aufrichtigen Poeten abgeben. Wie viel rechtschaffene Kaufleute findet man nicht, die sich ein beständiges Gesetz machen niemand zu übervortheilen, noch einem mehr abzufordern, als sie die Waaren geben wollen; Ja die es gleichsam für einen kleinen Schimpf halten, wenn man mit ihnen viel auf Bieten und Wiederbieten handeln will? Wie viele grosse Kaufleute sind nicht bekannt, welche durch ihre Redlichkeit ihre Handlung mehr empor gebracht haben, als viele andere mit allen

ihren

Practicken und falschen Eydschwüren: die den Armen überaus viel zu gut gethan, die Kirchen und Schulen nachdrücklich bedacht, und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens, sowohl durch ihren Eifer, als mit guten Rathschlägen kräftig unterstützet haben; und die endlich selbst dem gelehrten Stand mit manchen geschickten Stipendiaten, der von ihrer Großmuth und von ihrer Freygebigkeit leben muste, an die Hand gegangen sind. Solten solche Leute für niederträchtig, verächtlich und des Adels unwürdig gehalten werden? Wenn diejenige Rechts-Gelehrten, die so kleine und verächtliche Meynungen von grossen und wichtigen Handelschafften haben, wüsten und verstünden, wie viel Geschicklichkeit, Wissenschaft, Verstand, Erfahrung und Nachdencken darzu erfordert würde; so solten sie sich bald eines bessern besinnen, und mit nichten ein Gewerbe für niederträchtig, und dem Adel für unanständig erklären, davon das gemeine Wesen einen so treflichen Nutzen ziehet; und wo diejenige Personen, die solches treiben, an kundbarer Redlichkeit, Klugheit, Wissenschaften, und guter Aufführung sich öfters weit mehr noch als viele andere hervorthun. Wie solte man solche Leute gering schätzen, die nicht selten, wie zu London und zu Amsterdam, als Fürsten in ihren Pallästen, als Weise in ihren Schreib-Stuben, als Väter im Rath, und als die edelste Bürger in der Gemeine sich zeigen? Bey denen die Grossen Hülfe, die Kleinen Nahrung, die Fremden Schutz, und die Armen Trost suchen; deren

blosser Name auf ein kleines Papiergen gezeichnet, so viel Ansehen, so viel Treue und so viel Glauben findet, daß man ohne Bedencken, viele tausend dafür hinzahlet: Leute, darunter welche von solcher herrlichen Erkenntniß in der Natur und in Staats-Sachen sind, daß sie aus dem Lauf der Dinge und aus dem Zusammenhang der Begebenheiten, scharfsinnig schliessen können, was hier und da mangeln, und dort wohlfeil und im Uberfluß seyn wird; als wornach sie ihre ganze Handlung einzurichten wissen. Wie viel kluge Kenner der Geschichte, der Welt-Weißheit, und der schönen Künste und Wissenschaften findet man nicht unter ihnen? (*) Ich selbst habe deren verschiedene gekannt, die ihre fünf bis sechs Sprachen verstunden, welche die artigste Briefe zu schreiben, und dabey einen netten Vers zu machen wusten: deren Gemächer mit den rarsten Büchern, schönsten Gemählden, und andern Kunst-Sachen ausgezieret waren; deren Lust-Gärten an guter Einrichtung und sinnreicher Anmuth der Fürsten ihren nichts nachgaben: die in ihrer ganzen Aufführung, sowohl in Ansehung der Sitten, Reden und Gebehrden, als in dem äusserlichen Pracht von Kleidern, Haußgeräth, Kutsch

(*) Man rechnet darunter die beydel griechische Weisen: Thales und Solon, und den grossen Hypocrates, wie solches beym Plutarcho nachzusehen ist. Wie auch den Plato selbst, der nach dem Zeugniß des Diog. Laertii auf seiner Reise nach Egypten Oel soll bey sich gehabt, und solches verkauft haben.

Kutsche und Pferden und dergleichen, etwas vornehmes, grosses und edles zeigten; mithin in allen Stücken vitam nobilitati decentem führten. (*) Solte nun mancher armer bedürftiger Juris utriusque, oder mancher kahler bereits von seinen Vor-Eltern her mit seinen Aeckern verschuldeter Dorf-Juncker, noch die hohe Gedancken fassen, einem solchen Kaufmann den Adel zu disputiren, und dabey sich selbst öfters, bey den Kummer-reichen Umständen, darinnen er sich findet, mit einem grossen Vorzug des Standes und der Würde zu brüsten suchen; so muß man aus Mitleiden ihm diesen Trost noch gönnen, indem er sonsten gar nichts haben würde, darauf er sich etwas einbilden könnte.

Es erhellet also hieraus zur Genüge, daß sich der Adel zur grossen Kaufmannschaft um so viel besser schicket, weil sich dabey diejenige Güter und Reichthümer finden, die zur Führung des Adels nothwendig erfordert werden. Denn wie der Adel in sensu civili nichts würckliches hat, dadurch

---

(*) Je jouis, sagt Herr von Voltaire an Herrn Faëkener, einem Englischen Kaufmann, du plaisir de pouvoir dire à ma Nation, de quel oeil les Négocians sont regardés chez Vous, quelle estime on fait avoir en Angleterre pour une profession qui fait la Grandeur de l'Etat & avec quelle Supériorité quelques-uns d'entre vous représentent leur Patrie dans le Parlement, & sont au rang des Législateurs. Lese dessen Zuschrift von dem Trauer-Spiel Zayre.

durch er sich kan gelten und verehren machen, als durch eine äusserliche Figur; so läst sichs auch nicht wohl einen Edelmann spielen, wenn man kein Geld hat. Deswegen sagte schon Horatius zu seiner Zeit:

Et genus & virtus nisi cum re vilior alga est.
Divitiæ enim nobiles reddunt nobiliores:

Wie im Gegentheil diejenige selten in der Welt empor kommen, denen es an dieser wichtigen Eigenschaft mangelt.

Haud facile emergunt quorum virtutibus obstat
Res angusta domi.

Spricht Juvenalis. Deswegen glaubten auch viele Rechts-Gelehrten, als Bartolus in lib. 1. Cod. de dignitat. Andr. Tiraquellus de nobilitate. Cap. 25. n. 1. und andere mehr, daß der Adel durch die Armuth gar verlohren gieng, quia non amplius clari existant. Welchen aber Therriat *de la Nobleſſe* und Baldus ad L. humil. C. de inc. nup. wiedersprochen. Paupertas enim non reddit vilem, sed origo & mali mores.

Wir haben schon oben angemerckt, daß nur diejenige allein für recht edel zu schätzen, welche weiß und tugendhaft sind: sie allein führen eigentlich den ächten und wahren Adel. Die

Welt

Welt aber hat ihre andere Weisen: sie macht einen ums Geld zum Doctor, und gegen eben solche Münze auch zum Edelmann: der Welt ihre Weise gilt in Rechten; und da weiß ich endlich nicht mehr, was das Geld nicht ausrichten solte: Es adelt so gar sechszehen vermoderte Ahnen in der Grufft, und macht sie Stift- und Thurnier-mäßig, zur Erkenntlichkeit, daß von ihrem Geblüt ein so vortreflicher Mensch entsprossen ist, der das Herze hat, sich adeln zu lassen, und etliche hundert Thaler für ein grosses Stück Pergament zu zahlen, darauf manche Unwahrheiten geschrieben sind; dieses sage ich nur in sensu morali; weil wir aber in statu civili leben, so müssen wir auch die Gebräuche, Verordnungen und Rechte des Herkommens, als ein bonus civis mit verehren, und darauf, wie es billig ist, halten. Da hat nun das Geld die erste Macht, da kann man mit Geld alles ausrichten; dafür kann man kauffen, und werden, was man will. Nur Geld her, sagte jener kluge Hof-Narr zu seinem Herrn, so schaff ich alles. Machten doch die Römer einen gar ums Geld zu einem Gott; warum solte man nicht können um eben diesen Preiß ein Edelmann von sechszehen Ahnen, Thurnier- und Stiftsmäßig werden? Quid infelicius homine, cui sua figmenta dominantur? sagt Plinius.

Es ist also nach dieser Verfassung in der Welt ganz natürlich, daß ein Kaufmann auch ein Edelmann seyn kann: ja er kann solches mit mehr Ruhm und Ehre seyn, als mancher von Adel,

welcher

welcher zuweilen im Müßiggang darbet, weil er aus Ehrerbietung für seine Ahnen nicht arbeiten will. (*)

Der eine braucht öfters nur den dritten Theil seiner Einkünfte, um als ein Edelmann zu leben; da im Gegentheil mancher Edelmann, wenn er auch alle seine Renthen verzehret, doch kaum als ein vornehmer Kaufmann sich aufführen kann. Der eine bereichert den Staat, der andere aber hilft denselben arm machen, und hinterläßt wohl gar in seinen Söhnen traurige Unterthanen, die milde Stiftungen zu verzehren, oder zu den Regimentern der Fürsten, die so genannte Cadets herzugeben. Man hat sich also an das Urtheil solcher Leute nicht zu kehren, sagt Joh. Ad. Hofmann, denen ein eitler Rang, oder vielmehr ihre unwissende Trägheit vor der Kaufmannschaft einen Eckel macht. Vor Zeiten war es nicht so, als mancher sich vermittelst seines fleißigen Handels aus dem Staub erhob, und wie Solon seine zerscheiterte Haabseligkeit dadurch wiederum ergänzete. Man hielt es damahls vor keine Schande, emsig zu seyn; und das Gewerb machet keinen Unterschied unter den Menschen ꝛc. Siehe dessen Staats-Kunst. L. 8. C. 1.

(*) La Nobleſſe dont une ſi grande partie reſte oiſive dans ſes chateaux, ſe croirat elle donc plus utile à l'etat, plus brave, plus belliqueuſe, que ces negocians militaires, que ces heros bourgeois? *Reflexions politiq. ſur les Finances* p. 185.

Fünffte Betrachtung.

Von der Gewohnheit und der Achtung, worinnen zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völckern die Kaufleute gestanden.

Was Rechte und Vernunft von der Kaufmannschaft sagen, haben wir gehöret; nun ist noch übrig die Gewohnheit der Völcker zu untersuchen: in welcher Hochachtung nemlich bisher die Kaufmannschaft bey ihnen ist gehalten worden. Daß die Kaufleute bereits in den ältesten Zeiten schon in grossem Ansehen gelebet haben, solches bezeuget der Prophet Esaias, in seinem 23. Cap. v. 8. wo er von der prächtigen Stadt Tyrus sagt, daß ihre Kaufleute Fürsten, und ihre Sachwalter, die herrlichsten im Lande wären. Wie solches auch in der Offenbahrung Johannis, im 18. Cap. v. 23. bekräfftiget wird, da es heißt: Deine Kaufleute waren Fürsten auf Erden. Dieses war gewiß etwas grosses. Quis cogitans hoc super Tyrum quondam coronatum, cujus Negotiatores Principes, Institores ejus inclyti terræ? Die Lydier waren, nach dem Zeugniß des Herodotus L. I. die ersten, welche grosse Handelschaften trieben, und öffentliche Herbergen aufrichteten, gold- und silberne Münzen prägen liessen, und die Handlung dadurch empor brachten. Der Kaufhandel der Phönicier,

der

der Sidonier, der Carthaginenser, der Persianer, der Egyptier, ja selbst der alten Hebräer zu den Zeiten Salomonis, erstreckte sich in alle bekannte Welt-Theile, und verknüpfte damit die Macht zur See, durch welche sie mächtig, und ihren Feinden schreckbar wurden. v. Huet du commerce des anciens.

Die alten Römer, welche so eifersüchtig auf die Ehre ihrer Waffen hielten, verachteten doch keineswegs diejenige, welche grossen Kaufhandel trieben. Cicero, in seinen Reden gegen Verres, nennet Lucium Pretium einen vortreflichen römischen Ritter: Splendidissimum equitem Romanum, welcher doch, seiner eigenen Aussage nach, zu Palermo seine Handlung hatte: gleichfalls erwehnet er auch eines andern, mit Namen Quintus Murius, welcher zu Syracusa der Kaufmannschaft oblag. Orat. in Verrem L. V. §. 161. Die Equites Romani waren damahls die vornehmsten Leute in der Welt. Ja, die Decuriones selbst, welche Römische Patricii waren, wie solches ex comparatione erga plebejos in l. 7. ff. de muneribus & honoribus erhellet, konnten ohne Nachtheil ihres Adels, so viel es ohne Abbruch ihrer Aemter geschehen mogte, Handelschaften treiben: per L. eos qui ff. de muneribus vacat. Diejenige, welche zu Rom den Schifbau beförderten, und binnen sechs Jahren die Korn-Häuser, vermöge ihrer Handelschaft anfülleten, wurden zu Römischen Bürgern aufgenommen; ob sie gleich nur Lateinische

nische Sclaven waren; wie solches bey dem Ulpiano und Suetonio in den Geschichten unter dem Kayser Claudio nachzulesen ist. Si erant Latini servi, Cives Romani efficiebantur - - si non minorem quam decem millium modiorum navem fabricaverit, & Romam sex annis frumentum portaverit.

In Teutschland war ehedessen die Handlung von weniger Bedeutung; davon wir bereits oben die Ursachen angeführet haben. Es wurde deswegen auch keinem Edelmann erlaubet, sich damit auf irgend eine Art zu vermengen, wo er anders nicht seines Adels verlustig seyn, und unter den Pöbel gestossen seyn wolte: wie davon Bodin. de Republ. lib. 7. Meldung thut: Britannorum & Germannorum legibus Nobilitati mercaturam exercere non licet; aut si Mercator esse volet, inter ærarios ac plebejos censebitur.

Wie sehr haben sich aber die alte Gebräuche mit dem zunehmenden Flor der Handelschafft, in den grossen Städten von Teutschland geändert? Seit dem der Kayser Leopold den Handelsleuten ins Grosse, die zu Wien ihre Niederläger hatten und deswegen auch Niederleger genannt wurden, den Adel freywilig ertheilte: und seit dem die Fugger und die Schmertau durch diesen Stand so hoch sich empor geschwungen haben, daß man sie heut zu Tage als Grafen des Heil. Röm. Reichs verehret; Seit dem ist man auch nicht mehr ver-

verwundert, in den grossen Städten von Teutschland verschiedene ansehnliche Handels-Häusser zu sehen, die zugleich mit dem Adel prangen. Eine jede Sache hat also keinen andern Werth, als sie der Gebrauch gelten macht.

Die Zeiten, die so vieles verändern, und der Macht des alles bezwingenden Metalls hingeben, haben nun auch die Kaufmanschafft, insoweit, als sie ins Grosse getrieben wird, des Adels würdig erklärt. Die Vernunfft billiget solches, weil niemand beydes dem Adel und der Kaufmannschafft besser aufhelffen kann, als vornehme, angesehene und reiche Leute, die Verstand, Wissenschafft, Erfahrung, und dabey einen guten Namen haben.

Die Republick Genua, Florentz und Venedig waren die ersten, welche durch die Handlung groß und mächtig wurden; die aber solches nimmer würden geworden seyn, wenn sich ihr trefflicher Adel, darunter man selbst die Medices, (*) Doria und Pallavicini

(*) Les Florentins sont grands Banquiers, bien prudens & entendus à cela. S. Scaligeriana p. 155. Cosmus I. de Medicis, erster Groß-Hertzog von Florentz, war zu seiner Zeit der gröste Handelsmann, und kamen ihm daher auch die unsägliche Reichthümer und kostbare Sachen, wovon unter andern die vortreffliche Gallerie zu Florentz ein unverwerfliches Zeugniß ablegen kann. Die Könige in Portugall trei-

ben

ni (**) rechnet, nicht mit der Handlung unterzogen, sondern dieselbe nur allein dem gemeinen Bürgern und dem Pöbel überlassen hätte: Ihnen folgten die Spanier, die Niederländer und die Engelländer; und endlich auch die Franzosen.

Im Jahr 1453. lebte zu Bourges in Franckreich Jacob Coeur, Baron von S. Fargeau, ein sehr berühmter Kaufmann, und Schatzmeister Carls des VII. welcher, ehe er in Ungnade fiel, einen so grossen Rang in dem Königreich hatte, daß er einige Müntzen schlagen ließ, die man Groschen von drey Albus, Gros de trois sols, nannte; und dieser Kaufmann wurde für einen Cavalier gehalten, unerachtet er in alle Theile der Welt handelte. Seit derselben Zeit haben sich in Franckreich noch verschiedene Adeliche Häusser gefunden, die Handlung getrieben, ohne dadurch ihrem Adel zu derogiren, wie solche La Roque in seinem Traité de

---

ben noch heut zu Tage, sie selbst, einen gar weitläufftigen Handel in den beyden Indien; und das nachdem in dem Bezirk dieses kleinen Königreichs mehr Geld rullirt, als in einem andern, das zehenmal so groß ist. S. Herr Hofrath Nemeitz vernünftige Gedancken T. V. p. 20.

(**) Herr Hofrath Nemeitz in seinen vernünftigen Gedancken T. V. p. 21. sagt: Er selbst habe zu seiner Reise in Italien, von Leipzig und Venedig aus, Wechsel an den Principe Pallavicini zu Rom gestellt gehabt, welcher ihm solchen auch in seinem Comptoir hätte zahlen lassen.

la Noblesse Ch. LXXXVII. nach einander erzehlet; und noch zu meiner Zeit, als ich zu Paris war, wurde ein reicher Kaufmann, Herr Bernhard, mit seiner Familie in Grafenstand erhoben. (*) Carl der IX. als er die Vortheile, die seinen Ländern durch die Handlung und Fabricken zuwuchsen, vernünftig einsahe, erlaubte den Einwohnern zu Marsilien, daß sie zugleich Edelleute und Kaufleute abgeben möchten. Gleiche Rechte hatten auch die Handelsleute zu Rouen und andern Orten in der Normandie, und in Bretagne, wann sie anders nur ins Grosse handelten; wie darüber La Roque die Patente von Ludwig dem XIII. und XIV. mit anführet. (**)

Die Engelländer, welche sonst die Kaufmannschaft für eben so verächtlich hielten, als die Teutschen erblickten in dem Verfolg der Zeiten nicht so bald den überaus grossen Gewinn der Seefahrt und der Fabricken, so scheuten sich bey ihnen

(*) Sam. Bernard, Graf von Coubert, starb im Jahr 1739. zu Paris, und hinterließ ein über 30. Millionen geschätztes Vermögen. Der Marquis de Mirepoix, Ambassadeur zu Wien, heyrathete seine Tochter, und befand sich dabey nicht übel.

(**) Oftbesagter La Roque macht darüber zu Ende des obenangeführten Capitels folgende Anmerkung: Le trafic est asseurement l'unique moyen de garantir les Gentils hommes d'une pauvreté inevitable, en

la

nen die grösten Familien nicht, mit Antheil daran zu nehmen; dergestalt, daß heut zu Tage nicht nur guten Theils ihr bester Adel mit Wolle, Getrayde, Zinn, Kohlen ꝛc. eine grosse Handelschafft treibet; sondern vornemlich so vieles auf die Schiffahrten und die gemeine Gesellschaffts-handlungen verwendet, daß dadurch diese mittelmäsige Insul eine der mächtigsten Reichen in der Welt worden ist. Die Handlung, sagt der Herr von Voltaire in seinen Lettres sur les Anglois, hat der Engländer ihre Freyheit, und diese wieder ihre Handlung befördert: Sie wurden durch ihre Flotten Meister zur See, dergestalt, daß sie nun bey 200. Kriegsschiffe haben. Die Nachwelt wird sich nicht einbilden können, wie eine kleine Insul, die nichts als Bley, Zinn, Steinkohlen und grobe Wolle hat, durch ihre Handlung so mächtig worden sey, daß sie im Jahr 1723. drey Flotten zugleich in die drey äusserste Winkeln der Welt gesandt; eine nach Gibraltar, welches sie erobert; die andere zu Porto Bello, um dem König von Spanien die Schätze aus

---

la quelle plusieurs tombent faute de patrimoine sufisant, pour entretenir honorablement leur famille. Les maisons nobles ou il y a peu de biens peuvent par la les augmenter. Celles qui sont affoiblies par les accidens qui travaillent cette vie, reprendroient leur premier lustre par des richesses bien acquises, sans qu'on leur put reprocher avec raison, d'avoir degeneré, ni derogé à la Noblesse de leur race & seq. v. p. m. 373.

Indien weg zu capern; und die dritte in dem Baltischen Meer, um den Krieg in Norden zuverhindern. Der Bruder des Staatsministers Lord Townshend ist zufrieden, einen Kaufmann in der Stadt Londen abzugeben. Zu der Zeit, da der Lord Oxford Engelland beherrschte, war dessen Bruder Factor zu Aleppo, wo er auch starb. Diese Gewohnheit kommt einem Teutschen, dem der Kopf nur von seinem Ahnenregister eingenommen ist, überaus seltsam vor. Er kann sich nicht einbilden, daß der Sohn eines Pairs von Engeland nur ein reicher und vornehmer Bürger seyn soll; an statt daß in Teutschland lauter Fürsten sind. Man hat aber dergleichen Hoheiten bey dreyßig von einem Namen gesehen, die, an statt aller Güter nichts als ihre Wappen und ihren Hochmuth aufzuweisen hatten. (*)

Holland ist das rechte Commercienland, und mag wohl billig das Kaufhaus von Europa, Emporium totius Europæ, genannt werden. Alles

(*) Diese letztere Anmerkung des Herrn von Voltaire zeiget, daß sie aus französischem Geblüt entsprossen sey. Wenn diese Nation von unsern Sitten und Verfassungen im Reich urtheilet, so ist es nicht anders, als wenn sie von den Einwohnern im Mond eine Erzehlung wagte. So wenig würdiget sie uns der Aufmerckſamkeit, sich unseres Zustandes näher zuerkundigen: Dreyßig Fürsten von einem Namen, die alle güterloß solten gewesen seyn, ist ein poetischer Einfall. Man findet kein Durchlauchtiges Haus in Teutschland

les ist darinnen der Handlung ergeben; ausser einigen wenigen gräflichen Familien, welche darinnen ihre Herrschafften und Landgüter besitzen; doch haben sie ebenfalls auch viele Capitalien in der Ost- und Westindischen Compagnie, und andern dergleichen Gesellschafftshandlungen. Die Holländer haben vermittelst der Handlung ganze Flotten ausgerüstet, und viele Vestungen und Städte in Indien, Africa und andern Orten gebauet, und mit grossen Königen Bündnisse gemacht, also daß man wohl mit Recht von ihnen sagen kann: Deine Kaufleute sind Fürsten Alles ist in Holland der Handlung ergeben. (*)

---

land, das so viele apanagirte, geschweige arme Prinzen, haben solte. Es ist wahr, daß unsere meiste Fürsten gewohnt sind, etwas spröde zu thun, welches zwar nicht zu loben ist. Allein, wenn sich der Herr von Voltaire auch solche, wie seine französische Prinzen und Marquisen vorstellet so hat er bey seinem öftern Anwesen in Berlin noch nicht gelernt, was in Teutschland Altessen heissen; Ein Reichsfreyherr, der alle Regalien eines souverainen Herrn geniesset, ist in der That mehr, als ein Duc, Pair, Comte & Marquis in Franckreich, weil diese blosse Unterthanen ihres Königs sind.

(*) Tout y negocie les familles y ont leur contoirs comme les autres: tout y est à gage. Point de complaisauce, qui ne soit animée par l'espoir du gain, point de service qui ne soit proportioné au prix de la recompense. . - . En general on n'y estime les gens que suivant le poid de l'or: petablissement de pérat étant fondê sur le commerce, on se souice generalement fort peu des titres de la nobleste. Ouvres Franc. de Monst. d'Eu.

Was La Roque in seinem offt angeführten Tractat de la Noblesse Von Dännemarck, Polen, und der Stadt Nürnberg meldet, daß darinnen die von Adel sich nicht einbilden könnten, wie sie ausser dem Kaufhandel bestehen könnten, dieses ist ein Irrthum, indem sich in diesen Staaten wenig oder gar keine ächte Edelleute befinden, welche sich öffentlich mit der Kaufmannschafft einlassen. Besonders will das nürnbergische Patriciat, welches auf seinen wahren Adel gar streng zu halten pflegt, damit durchaus nichts zu thun haben.

Mit Venedig, Florentz und Genua (*) aber hat es eine ganz andre Beschaffenheit: daselbst treiben die Adlichen noch einen starcken Handel, ohne daß sie deswegen ihren Würden etwas vergeben solten; welches dem ausserordentlichen neuen König der Corsicaner Theodor deswegen auch so verächtlich geschienen, daß er vor einigen Jahren in seinem Manifest die Genueser sehr schimpflich damit aufgezogen hat.

In der Schweitz, wo zwar vor einigen Jahrhunderten, bey Aufrichtung der freyen Eydgenossenschafften, die meisten Edelleute sind vertrieben

(*) Apud Venetos & Genuenses Nobiles quoque mercaturam exercent, citra vituperium & Nobilitatis detrimentum. POGGI ex La Roque Tr. de Nobil. l. c.

ben worden, haben sich, ausser wenigen, alle vornehme und alte Häusser der Handlung ergeben.

In Teutschland will es zwar mit dem Kaufmannsadel noch kein rechtes Ansehen gewinnen; wie dann auch in den grossen Reichsstädten selbst, besonders zu Frankfurt am Mayn und Nürnberg, dergleichen geadelte Handelsleute in keiner wahren Geltung sind; ob gleich der Adel selbst, den ihnen der Kayser, aus kayserlicher Macht und Gewalt zuerkannt hat, nicht kann disputiret werden. In Franckfurt finden sich zweyerley adeliche Gesellschafften, davon die erste von dem Haus Limpurg, der Handlung sich durchaus enthalten, die andre aber auf dem Hause Frauenstein, bestehet gutentheils aus vornehmen Handelsleuten. (*)

In Hamburg, Lübeck, Bremen und Basel gilt gar kein Adel mehr; die Gelehrsamkeit und

(*) Von dieser Gesellschafft sagt der Gelehrte Verfasser der Anmerkungen zu des Herrn von Hallersteins Dissert. de Patriciis, daß sie sich nicht allerdings bey ihrem altadlichen Ritterstand erhalten hätten. Denn obgleich, fährt er an einem andern Ort fort, ehedessen nur Adeliche darinnen aufgenommen wurden, bestehet solche doch nur anjetzo aus vornehmen Kaufleuten, Renthirern, und etlichen Familien, so durch absonderliche kayserliche Privilegia in den Adelstand sind gesetzet worden. Dieses beweiset also deutlich, daß sich dergleichen

die Kaufmannschafft haben sich daselbst zusammen vereiniget, denselben, weil er sich über beyde zu viel hat heraus nehmen wollen, von ihren Rathhäussern zuverweisen.

In Augspurg hat das Patriciat schon mehrere Nachsicht in Ansehung der Kaufmannschafft. Die sogenannte Vermehrer der Gesellschafft, sind gleichsam ihre Cadets oder Recruten, daraus sie den Abgang ihrer Gesellschafft besorgen; solche bestehen meist aus reichen angesehenen Kaufleuten, welche adeliche Töchter von der Geschlechterstube heyrathen. Vor zwanzig Jahren, da ich durch Augspurg reißte, waren die Patricien Töchter noch allesammt Jungfern, weilen aber seit dem die Titeln allenthalben schnell und unmäßig gestiegen sind, so dürften sies auch nunmehro wohl nicht wohlfeiler als Fräulein geben.

Nir-

---

gleichen Familien, obgleich nicht Stifts- und Thurniermäßig, doch unstreitig Adelich sind; und daß folglich auch hier eine ansehnliche Handlung, welche vornehme Kaufleute treiben, dem Adel nicht derogiren, noch viel weniger, daß dieselbe als solche Leute können betrachtet werden, die da unter den Pöbel mitzurechnen wären, wie es fast das Ansehen hat, daß oben angezogener Verfasser in der 106. Anmerckung über das Franckfurter Patriciat sich solches vorgestellet habe, da er hier von Scabinis ex plebeio ordine zu reden beliebt. Nun ist aber bekannt, daß die Schöffen und Rathsherren, die sogenannte Drittbäncker-

Nirgend sind die gnädige (*) Fräuleins gemeiner als in Breßlau, denn da findet man sie auch in denen Kramläden und Häringsbuden: Wie denn bereits zu seiner Zeit der gelehrte Herr von Tschirnhausen in seiner sinnreichen Satyre: Der Edelmann (**) genannt, diesen gewürtzten Adel mit einer beissenden Lauge durchgewaschen.

Die

---

bäncker ausgenommen, entweder Patricii, Gelehrte oder vornehme Kaufleute seyn müssen. Die Scabini ex familiis patriciis werden hier denen Scabinis ex plebeio ordine contra distinguiret: Die Gelehrten wird der Verfasser nicht unter den Pöbel rechnen, weil er selbsten einer ist; kann er demnach hierunter keine andere, als diejenige, die von der Kaufmannschafft sind, verstanden haben. Hat er aber die Wörter Patriciat und Ordo Plebeius nach dem Sinn der alten Römer genommen; so wird den ersten dadurch kein sonderlicher Vorzug zuwachsen, indem selbst die Familia Augusta ex ordine plebeio war.

(*) Der Titul von **Gnädig** und **Genaden** gebühret keinem städtischen Adel überhaupt; auch keinem Landsäßigrittermäßigen Adel, wenn er nicht Reichsfreyherrliche Herrschafften mit allen hohen und niedern Gerichtsbarkeiten besitzet, und als ein immediater Reichsstand, wie Fürsten und Grafen, Gnade austheilen kann. Bey den übrigen subalternen Edelleuten, aber sonderlich bey dem Stadt- und Kaufmannsadel klinget dieser Titel überaus lächerlich.

Da man uns Edle hieß Gestreng und Ehrenvesten,
War Gut und Blut und Muth bey uns am allerbesten.
Nun aber da es heißt Hochwohlgebohrne Gnaden,
Weiß man nicht in der Welt der Narrheit mehr zu rathen.

(**) Dieses Buch, welches im Jahr 1696. zu Breslau

Diese hier angeführten Gewohnheiten von einigen grossen Städten in Teutschland bezeigen nun allerdings wohl so viel, daß es auch bey uns einen würklichen Kaufmannsadel gebe. Daß er aber nur den untersten Grad des Adels: Infimum gradum nobilitatis, ausmache; auf welchen man sich nicht viel heraus zu nehemen hat.

Grosse und alte Handelsleute gehen jenen deswegen auch nicht leicht aus dem Wege; ja sie verachten solche gar; welches bezeiget, daß unsere Kaufleute ihre Vorzüge noch mehr von der Handlung selbst, als von dem Adel herzechnen. Und so weit finden wir, daß die Rechte der Gewohnheiten in Ansehung des Adels und der Kaufleute sich bey uns in Teutschland äussern.

Wir läugnen unterdessen gar nicht, daß der Adel grosses Unrecht habe, bey uns den Kaufmannsstand für gering und verächtlich zu halten. Eine Handlung ins Grosse hat in der That nichts, so dem wahrem Adel unanständig sey; ob wir gleich nicht in Abrede seyn können, daß viele mit ihren niederträchtigen Schachereyen, Banckerutiren und Judenstreichen die Kaufmannschafft schänden; Wer wolte aber einen

---

lau in 8. heraus gekommen, hat sich seit dem sehr rar gemacht: Es sind tresliche Sachen darinnen, die Schreibart ist satyrisch und lebhafft. Es finden sich darinnen viele Personalien von gewissen Häussern, man muß aber den Schlüssel darzu haben.

nen Stand deswegen verachten, und für niederträchtig halten, weil sich einige, die darzu gehören, sehr ungebührlich aufführen. Wenn der Juncker Merten von nichts anders, als von Fressen und Sauffen spricht, Juncker Lips kein ander Handwerk, als den Luder verstehet; Juncker Hans aber sich zum Helden rauffen, und durch die schändlichste Unflätereyen berühmt machen will; was wächset dem Adel dadurch für Ehre und Ansehen zu? Solte man nach solchen Auswürffen der Natur nicht urtheilen, der Adel müsse der allerliederlichste Stand in der Welt seyn?

Ich sehe zu Franckfurt in der Messe eine ansehnliche Kaufmannsfrau im Gewölbe sitzen; sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie begegnet ihren Leuten wie eine Fürstin; sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zubegegnen: Sie liest, sie verstehet ihre Sprachen, sie urtheilet vernünftig, sie weiß zu leben, sie erziehet ihre Kinder wohl. Ihr Mann sitzt indessen auf der Schreibstube, dictiret, schreibet selbst, disponiret über viele tausend, und fertiget öfters in einer Stunde mehr Leute ab, als andere den ganzen Tag über zu sehen bekommen. Hier fragt einer nach Waaren, der andre nach Wechsel, der dritte nach Geld; Da solte mancher erstaunen, wenn er dieses so hochgeschätzte Metall, in solcher Menge, in so vielerley Gattungen und Gepräge, vor

sich

sich Hauffenweise aufgetischet, und mit Karren und Schleiffen herbey schleppen sehen solte.

Ich sehe im Gegentheil, wenn ich auf dem Lande bey rechtschaffenen Edelleuten bin, die nicht wild und dumm, wie das liebe Vieh in den Tag hinein leben; sondern sich weißlich und vernünftig aufführen, mithin sich der Hauswithschafft unterziehen: Ich sehe, sage ich, daß die gnädige Frau öfters selbst in Stall gehet, und siehet, wie das Vieh gemolcken wird. Ich sehe daß sie hier den zarten Fuß nicht schonet, solchen, auf schmutzige Gründe zu setzen; noch die weiche Hand, damit zuweilen kleine Käse uud Butterschnitten zu machen. Ich sehe, daß sie sich in sauberes Leinen kleidet, und damit bald in den Vorrathskammern, bald in Küche und Keller herumstreichet, und darinnen alle ihre Verrichtungen mit einem edlen Muth und anständigen Wesen verrichtet. Sie ziehet junge Lämmer, Schweine, Kälber, Hühner, Gänse, Tauben, Früchte und allerhand solche Dinge, welche sie in die Stadt zum Marckt schicket, und damit in der That eine Handlung ins Kleine treibet, ohne im mindesten ihren Adel dadurch zu verletzen, weil es Oeconomie, oder eine Wirthschafft heißt. Ihr Herr spatzieret unterdessen auf seinen Aeckern herum, lässet die Saat bestellen, Dunge ausführen, siehet, ob die Furchen recht gezogen werden; oder gehet in die Scheuer wann ausgedroschen wird, oder in die Pferd- und Ochsenställe, um nachzusehen

wie

wie das Vieh versorget wird, bald ist er auf den Böden, bald in den Kellern, bald bey Taglöhnern, bald in den Gärten und Wäldern; da bemühet er sich offt einen gantzen halben Tag, ein Stück Wild aufzutreiben, und seiner Frauen einen guten Braten in die Küche zu bringen. Sehet hier das recht adeliche Land- und Feldleben, wenn wir es in seiner besten Art betrachten, und von dem hochadelichen Müßiggang vieler traurigen Stadt- und Dorfjunckern kräftigst unterscheiden. Wer solte wohl sagen, daß hier unter beyden beschriebenen Lebensarten der Unterschied so groß wäre, daß nur die letztere für adelich, die andre aber für unadelich gehalten würden? Was hat doch die Einbildung der Menschen für einen wunderbaren Grund, worauf sie ihren Hochmuth bauet?

Der Adel würde in der That dem gemeinen Wesen weit mehr Nutzen schaffen, wenn ein Theil davon, der wohl begütert wäre, einige Capitalien auf Handelschaften austhun wolte; als wenn er einer verkehrter Einbildueg zu gefallen, die Hände in Schooß leget, und um nichts zu thun, was dem Adel nachtheilig seyn möchte, gar nichts thut, das dem gemeinen Wesen nutzen schaft. (*)

Sech-

(*) Je ne sais le quel est plus utile à l'Etat, un Seigneur bien poudré, qui sait precisement à quelle heure le Roi se leve, à quelle heure il se couche & qui se donne des airs de grandeur en jouant le rôle

Sechste Betrachtung.

Ob es einem Staat vortheilhafft sey, wenn darinnen viele vornehme Kaufleute sind, die den Adel führen, und eine grosse Figur machen?

Diejenige, so dieses nicht für gut halten, haben folgende Ursachen:

1) Sagen sie, würde durch den Kaufmannischen Pracht und Adel die Ordnung der Stände verwirret.

2) Verliehre die Obrigkeit vieles von ihrem Ansehen und von ihrer Macht.

3) Entstünden daraus offtermahlige Banckerutten zum Ruin grosser Häusser.

4) Würde dadurch im gemeinen Wesen nur desto mehr Anlaß zur Hoffart und zur Schwelgerey gegeben.

Lasset uns diese Einwürffe kurtz beantworten.

I.

Was die Ordnung der Stände betrifft, welche man vorgiebt, daß sie durch den Kaufmännischen Pracht und Adel verwirret werde, so fällt diese Ursache weg, so bald man denen vorneh-

rôle d'Eſclave dans l'Anti-Chambre d'un Miniſtre; ou un Negociant, qui enrichit ſon Païs, donne de ſon Cabinet des Ordres à Surate ou au Caire, & contribue au bonheur du Monde. *Lettres Philoſoph.* L. X.

nehmen und reichen Kaufleuten mit denen vornehmsten Einwohner einer Stadt in gleichen Rang setzet. Wirfft da gegen ein hochadelicher Geschlechtseyfferer mit Pfefferſäcken und Tonnenjunckern um sich, so weiß er nicht, was er saget. Ohne diese würden seine Weine, sein Flachs, sein Oehl, seine Wolle, seine Viehzucht, ja seine alte Stammhäusser und Höfe überhaupt wenig eintragen. Wo nun Handlung ist, da werden natürlicher Weise auch viele, die solche treiben, reich und vermögend: Wer reich und vermögend ist, der will auch für sein Geld Ehre und Ansehen haben: Sonst legt er die Handlung nieder, lässet sich baronisiren, oder ziehet mit seinem erworbenen Vermögen in ein ander Land, wo er dessen mit allen Vortheilen frey genieſſen kann. Seine Capitalien, die seinem Vaterland, wenn sie länger in der Handlung geblieben wären, so viel Nutzen, und seinen Mitbürgern so viele Nahrung würden gegeben haben, verdistilliren sich also in lauter hochadelichen Damf und Wind, oder reisen nach andern Ländern hin: Die Krämerey, die Schacherey und der Juden Spieß bleiben dagegen zurück. Die reiche Goldquellen verseigen mit dem Abgang der edlen unschätzbaren Handlung; und was wird sodann aus dir bisher so grossen und herrlichen Stadt? Eine stoltze Wüsteney, eine prächtige Einöde, ein anderes Memphis, wo noch die alten Mauren und verfallene Palläste von demjenigen Reichthum zeigen, welcher vor diesem da gewesen ist.

" Unter allen Lastern, hat keines eine glück-
" lichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute
" stolz werden, und prächtig leben. Dieses
" aber verstund vor einiger Zeit ein sicherer
" Fürst unrecht. Er hatte verschiedene zur
" Handlung wohlgelegene Plätze: Es zogen
" sich viele Kaufleute dahin: Sie erwarben
" durch ihre Handelschaft und Schiffahrt gros-
" sen Reichthum. Wo Geld ist, da ist Muth;
" die Kaufleute wurden hoffärtig, sie lebten
" wohl. Der Adel wurde darüber eyfersüchtig.
" Der Fürst meynte, er wolte die Eitelkeit die-
" ser Leute einschräncken: Ein wenig Policey
" hätte solches thun können; allein der Fürst
" wolte auch dabey seine Einkünffte vermehren.
" Er druckte die Handlung mit neuen Aufla-
" gen; er verdoppelte die Zölle, und belegte
" alle fremde Waaren mit einer unerträglichen
" Accis. Der Umschlag mit den Ausländ-
" dern hatte damit ein Ende: Handel und
" Wandel geriethen in Abnahm. Der Kauf-
" mann wurde demüthig, und das Land arm.
" Der Vertrieb der einheimischen Manufactu-
" ren war verstopfft. Das Geld mangelte.
" Der Fürst wurde es am ersten gewahr. Sei-
" ne Einkünffte, die er verbessern wolte, ka-
" men sparsamer ein. Das Volck klagte: Die
" Nahrung war gehemmt. Man wolte die
" Handlung wieder in Gang bringen; allein
" vergebens, sie war einmahl weg, nicht an-
" ders wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit
" einem Schuß zerstreuet. (*)

---

* Entwurf einer Staatskunst p. 234.

Will man also die Handlung empor bringen, so muß man auch die Kaufleute ehren, und ihnen die Vortheile ihres rechtmäßigen Gewinnstes mit einer gewissen Freyheit genieſſen lassen. Denn weil reiche Leute, wie Rüdiger, in seiner Klugheit zu leben und zu herrschen, XII. §. 11. solches wohl angemercket, offt lieber geehrt, als noch reicher seyn wollen, so thut ein Regent nicht unrecht, wenn er der Kaufmannschafft allerhand, (auch denen grossen Capitalisten) Ehrenvortheile erzeiget, und sich weder die Gelehrten, noch die Edelleute, darunter viele gegen die Kaufleute allzu passioniret sind, davon abhalten läst. Denn es darf wahrhafftig ein Fürst seinen Kaufleuten Ehre zu erzeigen sich nicht schämen, wenn er bedencket, daß die holländische ostindische Compagnie in Batavia 12000. Mann zu Land, und 50. Schiffe zur See halten kann, (*) und dabey nothwendig fürstliche Ehre und Respect genieſſen muß, darinnen sie doch gleichwohl von den Herren Staaten nicht dependiret: Es ist gewiß, daß keine Gesellschafft von Gelehrten und Edelleuten in der Welt ist, die gleiches hat. Welchergestalt die Venetianer aus eben dieser Absicht denenjenigen, die sich zur Kaufmannschafft bequemen wollen, allerhand Vortheile zuerkennen, davon lese man Caspari Contarini L. V. de Republ. Venet.

(*) Ja was geschiehet nicht zu unsern Tagen, da einige

Wie wichtig es dennoch sey, wann ein Staat in Aufnahm kommen soll, daß die Handlung darinn gehandhabet werde, solches bezeuget die Erfahrung aller Orten zur gnüge; allein solche wird nie empor kommen, wo darinen nicht auch die Handelsleute auf eine Art geehret werden, welche sie von dem Pöbel unterscheidet. In der That erfordert auch eine grosse Handlung eine weitläuftige Wissenschafft und eine gründliche Uberlegung: Der Credit, allein welcher eine Handlung empor bringen muß, setzet im voraus eine solche Redlichkeit, daß man einen rechtschaffenen Handelsmann nicht anders als einen wahren Patrioten, und als einen vortreflichen Bürger zu betrachten Ursache hat. Lese hierüber des Sacy Traité de la Gloire. p. 94.

II.

Bey dem andern Einwurf, daß nemlich die Obrigkeit dadurch vieles von ihrem Ansehen und von ihrer Macht verliehren würde, wann sich in einem Staat viele vornehme Kaufleute befinden, die dem Adel gleich sich aufführen; muß man zuförderst einen Unterschied zwischen einem monarchischen, und zwischen einem freyen Staat machen: Denn ob wohl alle und jede Obrigkeiten nur deswegen Obrigkeiten sind, um die ge-

---

nige Kaufleute in Engelland zu 1. 2. 3. und mehr Millionen zum Behuf des Staats, und zur Fortsetzung des Kriegs vorzuschiessen, sich unterzeichnet haben?

gemeine Glückseeligkeit eines Staats zu besorgen, so ist doch leyder der Verfall des menschlichen Geschlechts so groß, daß diese Absicht von ihrer Seiten gar wenig mehr beobachtet wird.

In einer gantz monarchischen Regierung, wo alles von der blossen Willkühr eines Fürsten abzuhängen pfleget, da wird selten eine grosse Handlung recht empor kommen; ja, die besten und klügsten Anschläge darüber ersticken schon meistens in der Geburt. Die Ursachen davon sind folgende:

1) Pflegen eigenmächtige Fürsten die im Land übliche Commercien nur so lang zu schonen, als sich bey ihnen kein Mangel an Baarschaften äussert; in welchem Fall sie durch allerhand der Handlung besonders schädliche Anlagen, coûte qui coûte, Geld zu machen suchen, und darüber wohl gar die öffentliche Banckgelder nicht unangetastet lassen, wodurch also gar bald, und ehe man sich dessen versiehet, dem allgemeinen Credit, als der Seele der Handlung, der Todt angethan wird.

2) Gilt an den Höfen, besonders bey uns Teutschen, der Adel nur allein. Der armseeligste Fähndrich, oder Dorfjuncker, der auf der gantzen weiten Welt anders nichts bedeutet, als das er essen und trincken kann, und Herr Von heisset, wird daselbst, ohn alles Bedencken, dem ansehnlichsten Kaufmann vorgezo-

gen, und wo jener mit grossen Augen und aufgeworffenen Leffzen kühn einhertritt, da wird dieser mit einem rauhen Zurückda abgewiesen. Gleichwohl ist einem Staat weit mehr an einem rechtschaffenen Kaufmann, der viel hundert Menschen täglich durch seine Handelschafft in Bewegung setzet, ihnen Brod und Nahrung schafft, und den Staat bereichern hilfft, als an hundert solchen hoch und wohl gebohrnen Müßiggängern gelegen, die dasjenige auf eine wilde Art mitverprassen helffen, was der arme Unterthan mit Noth und Kummer aufbringen muß. In solchen Oertern und in solchen Staaten, wo der Fürst mit seinem Adel auf eine so unumschränckte Weise herrschet: da lässet sich freylich nicht wohl eine grosse Handlung empor bringen; denn die Handlung muß frey seyn; und es ist wider die Natur, daß ein Reicher nicht auch seiner Güter sich erfreuen, und damit hervorthun soll. Will ihm dieses natürliche Recht der Fürst und der Adel streitig machen, so packt er auf, und ziehet in ein Land, wo das Geld gilt, was es werth ist, und wo man nicht fragt:

Quis homo hic est?
Quo patre natus? (*)

3) Aeussert sich allhier noch ein wichtiger Umstand wegen der Religion; Nach einer falschen Poli-

---

* Horat, Lib, I. Sat, VI.

Politic der Monarchen, soll in ihrem Reich nur eine Religion seyn; denn durch dieses Mittel behalten sie die Clerisey auf ihrer Seiten, und spannen durch dieselbe das Volck desto füglicher unter ihr despotisches Joch. Abermahls eine grosse Hinderniß, in Ansehung der freyen Handlung; denn wo diese in Aufnahm kommen soll, da finden sich allerhand Nationen: Diese haben ihre verschiedene Glaubensarten, die man ihnen lassen muß. Hier gilt kein Glaubens- oder Gewissenszwang: Ketzer oder Irrglaubige hin und her: Die Frage ist hier nicht vom Catechismo, sondern ob man ein ehrlicher Mann sey?

4) Diesen dreyen Ursachen kan man noch die vierte hinzu fügen: Eigenmächtige Fürsten werden viel leichter in Kriege verwickelt, als freye Staaten; diese müssen sowohl wegen ihrer innern als äusseren Verfassung, auf die Erhaltung des Friedens bedacht seyn; Da im Gegentheil jene, wegen allerhand Gerechtsamen, Anforderungen, Anwartschafften, Erbfolgen, Bündnissen und dergleichen immer mit einem oder dem andern in Händel gerathen. Begeistert nun überdem auch die unglückseelige Heldensucht einen Fürsten selbst, wie ihm darzu die greuliche Enthusiasterey von Jugend auf eingeflösset wird; so will er fluchs alles zu Soldaten machen: Da gelten zehen Länder nichts, die er großmüthig ins Verderben stürtzt, um das eilfte zu erobern. Wie solte da Kunst, Wis-

feuschafft und Handlung blühen? Die Musen werden über den Schall der Trompeten und Canonen schüchtern, und fliehen, mit der sie nährenden Kaufmannschafft, in die Klüffte und Einöden, wie die Vögel, wenn der Donner in den Wolcken krachet, und die Erde erschüttert. In den freyen Staaten gibt es keine solche Kriege, und man fängt einem hitzigen Kopf zu gefallen so leicht auch keinen an. Sie eyffern nur um ihre Freyheit, und für die Erhaltung ihrer Gesetze: Sie fürchten im Krieg sowohl die Gefahr als die Kosten, und müssen sie ja zuweilen zum Beystand ihrer Bundsgenossen die Waffen ergreiffen, so geht es doch damit insgemein sehr langsam her; wie solches heut zu Tage die Holländer durch ihr Exempel beweisen, welche dißmaht sehr ungern mit an den Reyhen kommen, zu welchen sie von der Königin von Ungarn aufgefordert werden.

f) Was noch ferner die Handlung am meisten verabscheuet, ist der miles perpetuus, welcher seit dem dreyßigjährigen Krieg fast allenthalben auf einem solchen Fuß unterhalten wird, daß in den meisten monarchischen Staaten fast ohne eine Generalempörung, keine Freyheit mehr zu hoffen ist. Die Unterthanen werden darinnen nicht viel besser, als Sclaven angesehen, welche ihr Haab und Gut dem blossen Willkühr eines eigenmächtigen Fürstens, wo nicht gar auch Leib und Leben hingeben, und sich für sie todt schiessen lassen müssen, in

dem

dem schönen Wahn, es gereiche ihnen solches noch zu einer besondern Ehre ꝛc. Allein, die Kaufleute sind von einem solchen Ehrgeitz wenig eingenommen: Sie wollen lieber für das Vaterland leben, als für einen Fürsten sterben; warum solten sie sich sonst bemühen, Geld und Güter zusammen zu bringen?

Hieraus erhellet nun zur Gnüge, daß die Kaufmannschafft nur allein in freyen Staaten recht empor kommen kann; wo weder der Fürst noch der Adel sich mehr als ihm gebühret, heraus nehmen, sondern einen jeden in seinem Stand und in seinen wohl hergebrachten Freyheiten und Rechten ungekräncket lassen, und für seinen Mitbürger halten muß. In solchen glückseeligen Staaten hat der Adel weiter nichts voraus, als seine Titeln und Wappen: Da kann ein Kaufmann der natürlichen Vorzüge seines erworbenen Guts sowohl geniessen, als einer, der sechszehen Ahnen hat. Da ist das Reich der Vernunfft: Da gilt ein ehrlicher Mann, der zu Fuß gehet, und nützliche Geschäffte treibet, noch mehr, als ein grosser Prahler, mit zwey oder drey Tagdieben auf der Kutsche, der nichts thut, als das seinige durchbringen. Hier hat der Burgermeister, wann er auch keinen adelichen Blutstropffen von allen seinen Voreltern im Leibe hat, doch dem allerahnenwichtigsten Edelmann, in Sachen die den Staat betreffen, frey zu gebieten; und dieser muß eben sowohl dergleichen Befehle wieder von einem andern

annehmen, der im Amte ihm nachfolget; denn sie sind allesamt Bürger; keiner ist weder des andern Herr, noch Unterthan. Der blosse äusserliche Schein macht hier nichts aus. Gleiche Bürger, gleiche Rechte. Was der Vornehmere dem Geringen vergiebt, das vergiebt er sich und den Seinigen selbst; dann er und seine Nachkommen haben keinen andern Grund ihrer Freyheit, als ihre Mitbürger auch; und wie allhier das Bürgerrecht den Adel im mindesten nicht schwächt, sondern in Ansehung der Freyheit noch vortreflicher und erhabener macht; Also hat im Gegentheil auch der Adel nicht das mindeste voraus, wo es auf die Erhaltung der gemeinen Sache ankommt. Ist nun eine Obrigkeitliche Person im Grund nicht mehr und nicht besser, als ein anderer ehrlicher Mann auch, seine Würde ausgenommen, so folget daraus gantz natürlich, daß ein jeder nach seinem Vermögen sich aufführen mag, und daß dadurch dem Ansehen des Obrigkeitlichen Standes nichts benommen wird; dann solcher beruhet nicht auf der äusserlichen Figur, sondern auf derjenigen Macht, welche ihm von seinen Mitbürgern ist aufgetragen worden, das gemeine Wesen zu verwalten. Hier gilt Coriolanus so viel bey seinen Rüben, als Lucullus bey seiner prächtigen Tafel. Auf Unkosten der Mitbürger groß thun wollen, ist nur ein Privilegium der Tyrannen, und geziemet sich am wenigsten für redliche Männer, denen die Wohlfahrt des Staats ist anvertrauet worden, und

wel-

che demnach billig den gemeinen Nutzen ihrem eignen vorziehen solten. Sind nun solche Obrigkeitliche Personen an und für sich selbst von reichen und ansehnlichen Häussern, wie sie solches seyn sollen; so haben sie sich um so viel weniger zu besorgen, etwas an ihrem Ansehen zu verlieren, wann sie viele vornehme und reiche Kaufleute in ihrem Staat und unter ihrer Regierung haben.

III.

Was die Banckerutten betrifft, so geb ich zu, daß dieses Unglück in einem Staat mehr zu besorgen seyn würde, wenn man den Kaufleuten erlaubte, sich über ihr Vermögen hervor zu thun; Allein so ist hier die Rede nur von solchen, welche würcklich vermögend, und keine blosse Windmacher sind; denn diese letztere verdienen keine Nachsicht, sondern eine desto schärffere Ahndung, je mehr sie sich heraus nehmen, und ihren Credit auf eine schelmische Weise mißbrauchen. Diesem Uebel wäre leicht durch ein wenig Policey und eine gute Handlungsordnung vorzubeugen. Unter Kaufleuten selbst haben zwar dergleichen Großhansen selten viel Credit; wo also nicht viel Credit ist, da kann man nicht viel borgen, mithin auch keinen grossen Banckerutt machen. Zu dem rühren die grosse Banckeruttten auch selten von blossen Verschwendungen und Schwelgereyen; sondern vielmehr von unvorsichtigen und verwegenen Unternehmungen; von allerhand mißlungenen Anschlägen; von Krieg, Justitzmangel und dergleichen Umstän-

den

den her; worunter auch dieser mit zu rechnen, wenn man sich zu viel mit grossen Herren versteckt, die wenig darnach fragen, ob sie Wort und Zusage halten, oder einen Menschen mehr oder weniger unglücklich machen. Die grossen Herren haben ihren Credit deswegen ziemlich verlohren weil ihrer viele eben so grosmüthig borgen, als ihre Gläubiger verachten, wann sie solche bezahlen sollen.

IV.

Der vierte Einwurf, daß Kaufleute, die den Adel führen, zu allerhand Pracht und Uppigkeit im gemeinen Wesen Anlaß geben, ist etwas weit hergehohlet; den die Kaufleute machen nicht deswegen einen grössern Aufwand weil sie sich einbilden, vornehm zu seyn; sondern, weil sie ihr Glück gemacht haben, und reich worden sind. Guth macht Muth: Titeln ohne Mitteln aber weisen zur Sparsamkeit. Wer also auf eine erlaubte Art in der Handlung weiß Geld zu erwerben, der erwirbt sich dadurch auch zugleich das Recht solches zu genieſſen, und aller derjenigen Vortheile sich theilhafftig zu machen, die man vermöge dieses so mächtigen Metalls in der Welt erlangen kann. Nun bestehet der Vortheil der Reichen nicht allein darinnen, daß sie gemächlicher leben und bessere Tafel halten können, als andere Leute; sondern es ist auch ebenfalls natürlich, daß ein solcher, der einen grossen Aufwand macht, einer Menge Arbeitsleuten ihre Nahrung und Lebsucht verschafft,

dabey

dabey selbst viele Leute und Bedienten unterhält, welche alle von seinen Befehlen abhängen müssen, daß, sag ich, ein solcher Mann dafür auch will geehret und angesehen seyn. Denn es fliesset hier eines aus dem andern.

Der Weise kan allein
Vergnügt bey seiner Weißheit seyn;
Der Pöbel aber ehrt Ducaten,
Und heißt den, der sie hat: Ihr Gnaden.

Wolte man deßwegen den reichen und vornehmen Handelsleuten rathen, sie solten, um desto anständiger den Adel zu führen, ihre Handlung aufgeben, und ein müßiges Junckerleben führen, so würde man dadurch dem gemeinen Wesen einen schlechten Nutzen anweisen. Denn ein Kaufmann ist selten ein so grosser Verschwender, als ein müßiger Edelmann; Jener sucht, so lang er handelt, seinen Credit noch immer auf das sorgfältigste zu erhalten; dieser aber bekümmert sich erstlich um den Credit, wenn er auf dem Rand des Verderbens stehet.

Hieraus erhellet also zur Gnüge, daß es einem Staat auf keinerley Weise schädlich, sondern vielmehr zuträglich und nützlich sey, wann darinnen viele vornehme und angesehene Kaufleute sind, die sich adelich aufführen, und einen grossen Aufwand machen; und das dadurch weder die Ordnung der Stände verwirrt, noch der Ehrerbietigkeit gegen die Obrigkeit etwas ent-

entzogen, noch zu mehreren Banckrutten, und andern dem gemeinen Wesen schädlichen Ausschweiffungen Anlaß gegeben werde.

* * *

Zum Beschluß dieser Abhandlung bleibt noch die Frage übrig, ob es einem verständigen Kaufmann auch rathsam sey, daß er sich in den Adelstand erheben lasse?

Rathsam könnte es für ihn seyn, wann er 1) so viele Reichthümer besitzet, daß er diesen Stand mit Ehren und Nachdruck führen kann. 2) Wann er freyadeliche Güter besitzet, oder sich solche ankauffen, und auf seine Nachkommen bringen will. 3) Wann er Söhne hat, die den Wissenschafften obliegen, oder sich in adeliche Geschlechter verheyrathen, oder sonst bey Hof oder in Krieg empor kommen wollen.

Nicht rathsam ist es: Wann 1) ein Handelsmann keine zulängliche Mitteln hat, diesen Stand mit Ehren und mit Nachdruck zu führen. 2) Wann er bey seiner Handlung auch einen offenen Kramladen hat. 3) Wann er keine Kinder hat, denen der Adel zu einigem Vortheil dienen kann.

In Ermangelung zulänglicher Mitteln wird ein Kaufmann mit seinem erkauften Adelsbrief nur lächerlich; zumahl, wenn man den neuen Ritter noch selbst in seinem Gewölbe beschäfftiget

get siehet, allen Landkrämern und Juden seine Waaren mit einer knechtischen Dienstfertigkeit hervor zu langen und anzupreissen. Hat er noch überdem keine Kinder, denen der Adel zu etwas nutzen kann, so dienet ihm das neubeschriebene Pergament aus der Reichscantzley zu weiter nichts, als zu einem förmlichen Attestatt seiner hochmüthigen Thorheit.

Der wahre Kaufmannsadel bestehet also nur bey solchen Handelsleuten, welche denselben noch von ihren Aeltern und Vorfahren her haben; oder die aus obangemerckten Ursachen sind bewogen worden, zu diesen Stand sich erhöhen zu lassen.

Wiewohl wir dieses noch müssen erinnern: Ein weiser Mann erhöhet sich nicht selber. Er wird sich schwerlich dahin verleiten lassen, Adel, Rang und Würden zu erkauffen. Vernunfft und Tugend adeln ihn weit mehr, als alle hochgeschraubte und närrische Titulaturen. Der ehrliche Mann gilt bey ihnen mehr, als alle Excellenzen und Gnaden. Kommt die Ehre ihm ins Hauß, so empfängt er solche mit Demuth und Bescheidenheit. Derselben mit einer niederträchtigen Hoffart nachzulauffen, um einige Namen und Titeln ihr abzubetteln, heißt so viel, als derselben sich gar unwürdig machen. Es ist wohl ein armseeliger Mensch, der mit seinem Zustand nicht vergnügt seyn kann, wenn nicht auch ein erkaufftes VORT seiner nothdürfftigen Eitelkeit zu Hülfe kommt.

Doch,

Doch, da zu unsern überaus Wind- und Titelsüchtigen Zeiten gar wenig Menschen mehr sich finden, welche die wahre Hoheit der Tugend, als den eintzigen wahren Adel kennen; so ist auch kein Zweiffel, die Anmerckung werde denen Cantzleyen keinen Abbruch thun, welche mit den Standeserhöhungen der Menschen beschäfftiget sind. Es ist vielmehr gewiß, daß man einem heutiges Tages keine sicherere Einkünffte nicht anweisen kann, als solche, die von den Thorheiten der Menschen hergenommen werden.

Ubrigens können über diese Materie noch folgende Schrifften nachgelesen werden.

Ad. Rass Tract. de Nobilitate & Mercatura. Viteb. 1674. 4.

Herdes de nobilitate acquirenda, conservanda, amittenda. Lipf. 1611. 8.

Rebhan Diff. de nobilitate acquirenda & amittenda. Arg. 1656.

Notarii Orat. IV. Utrum alia vitæ genera nobilibus & patriciis prosequenda. 1607. 4.

Ich schliesse mit folgenden artigen Gedancken der neulich heraus gekommenen Epitres divers welche ein teutscher Cavalier Herr von Bar gemacht hat.

Jour-

Jourdain, n'aſpire point au rang de gentil-
lâtre
Le Burgeois anobli, vrai ſujet de theatre
N'eſt ni chair ni poiſon & ne quadre au jour-
d'hui
Qu'avec des gens marqués au même coin que
lui.

Crois moi le gros Marchand, utile Roturier,
Exerce en ſon Comptoir le plus noble me-
tier:
C'eſt un heros ſenſé ſur la terre & ſur l'onde
Et qui ſeul fait rouler les richeſſes du monde.

Comptons ces malheureux, qui periroient
de faim
Si le ſage marchand ne leur donnoit du pain
Nous ſerons convaincus, que l'homme qui
trafique
En digne Citoyen, ſoutient la Republique.

Que vois tu donc de bas & d'ignominieux,
Jourdain, dans le commerce, ou vivoient
tes Ayeux.
Ou la fortune encore prodigue en recom-
penſe,
Offre aux Mortels prudens des richeſſes im-
menſes?

Pourquoi, Jourdain, veux tu fruſtrer tes
deſcendens
Du droit de s'enrichir en Bourgeois impor-
tans

Pourquoi leur imposer le joug de la no-
blesse,
Qu'on ne peut secouer sans honte & sans
bassesse.

Ce n'est pas tout, mon cher, en quittant la
roture,
Il faut changer d'esprit ainsi que la figure.
Si le Noble nouveau se dement une fois,
S'il nous laisse entrevoir, qu'il fut jadis Bour-
geois,

Si son air est grossier, son langage rustique,
Chacun se rit tout bas du Courtaud de Bou-
tique.

Et lorsque l'argent seul dans le Negoce ac-
quis
Fait le nouveau Baron, le Comte, le Mar-
quis
Je dis à ces Seigneurs, deserteurs de Mer-
cure,
Que tout Titre acheté n'est qu'une grosse in-
jure. . . . .

* * *

Die

XVI.

Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln.

Bey Gelegenheit einer sehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof, an den Weyland gelehrten Superintendenten zu Memmingen Herrn Christian Erhardt, den 12. Septembr. 1741.

Ew. Hochwürden nennen meinen Rivera vortreflich; sie sagen mir aber auch dabey, daß sie sich abbrechen ihn nach Würden zu loben, damit ich nicht möchte gereitzet werden, in dergleichen Schreibart mich ferner zu üben. Sie sagen Huetius hätte auch einen Roman geschrieben, aber nur einen einzigen. (*)

(*) Die Worte in besagtem Schreiben sind diese: Ich finde mich beehrt mit dem durch den Herrn von Zoller überreichten vortreflichen Rivera. . . Ominire billig Ew. Hochwohlgeb. davon einen neuen Lustre. Wobey mir doch abbreche den ehrlichen Mann an Hof nach Würden zu loben, damit dieselbe nicht gereitzet würden in hoc scriptionis genere sich ferner zu üben. Huetius, quantus Vir! hat auch einen aber

Sie verweisen mich demnach an dasjenige was unser gemeinschafftlicher Freund, der Herr von Zoller, mir nach seiner unter uns gewöhnlichen Verträulichkeit darüber melden wird.

Ich gebe mich ihnen völlig Preiß. Lassen sie mir aber auch das Recht wiederfahren, daß ich nicht selbst über eine Sache bey mir verdrüßlich seyn möge, die andere billigen; und daß also meine Eigenliebe, die so groß ist, daß sie dieses Werck unter mich selbsten setzt; nicht durch ihren Beyfall noch möge gestärcket werden. Meine Anmerckungen sollen ihnen nicht viel Zeit kosten.

Der erste Punct der Critic betrifft den Vortrag wichtiger Wahrheiten in einem Roman. Der andere die Vermischung geistlicher Dinge mit weltlichen Kurzweilen und dabey gebrauchten freyen und schlüpfrigen Redens-Arten. Der dritte die Einrichtung des gantzen Wercks überhaupt.

Was den Vortrag wichtiger Wahrheiten in einem

---

nur einen einzigen Roman geschrieben; allein in seinem Commentario de rebus ad eum pertinentibus nichts davon gemeldt. Ist also tacité wie ich der Meynung gewesen, man müsse keinen oder doch nur einen elaboriren. . . Wann mir zu einer oder andern Geschichts-Erzehlung der Clavis hochgeneigt communiciret würde sub fide religiosissimi silentii, so wolte ich mich mit mehrerm, wann ich die Erlaubnuß bekomme, heraus lassen ꝛc.

einem Roman betrifft, so ist bekannt, daß die ältesten griechische und lateinische Poeten sich dieser Art der Erfindung bedienet haben, um die wichtigsten Wahrheiten vorzutragen. Hesiodus, Homerus, Sophocles und Virgilius haben in ihren Gedichten nicht sowohl die Geschichte der Helden als bloße Fabeln geschrieben, ob sie gleich dazu die Geschichte der vor ihrer Zeit gelebten berühmtesten Leute zum Grund geleget haben. Hercules, Theseus, Achilles, Ulysses, Agamemnon, Æneas und alle die Helden des Trojanischen Kriegs sind als bloße Romanen-Helden zu betrachten; ob sie gleich an sich wircklich waren, sie haben aber darzu dienen müssen, die schönste Gedichte auszuschmücken, um der Nachwelt reitzende Beyspiele der Tugend und der Tapfferkeit aufzustellen.

Einer der gröſten Prälaten unserer Zeiten ich meyne den berühmten Herrn von Fenelon Erz-Bischof von Cambray, fand die Iliade des Homerus geschickt eine Erfindung daraus zu entlehnen, die zur Unterweisung eines zur Französischen Krone gebohrnen Prinzens dienen solte. Er verfertigte in dieser Absicht die Begebenheiten des Telemachs, ein von aller Welt bewundertes episches Gedicht, welches sonder Zweifel dessen unsterbliche Feder bey der Nachwelt in gleichem Ruhm erhalten wird. Man nenne dieses Buch einen Roman; man sage, daß es sich für niemand weniger schicke, als für einen so grossen Geistlichen, sich mit heidni-

schen Fabeln und Gedichten aufzuhalten, um dadurch einem jungen Prinzen die Tugend, die Weißheit und die erhabenste Staats-Kunst zu lehren; man schreibe darüber hundert Criticken, und mache das Unternehmen so lächerlich als man will: Das Schöne und das Gute hat allein das Recht der Menschen Herzen zu rühren; es gefällt; man mag es so verdächtig machen als es nur möglich ist. Man weiß nichts mehr von den Spöttereyen und Telemacomanien, welche dieses Buch seinem Verfasser zugezogen: man lieset es in allen Sprachen; man übersetzet es in Verse, man legt es zum Muster alles dessen, was unsre Zeiten schönes und erhabenes aufweisen können. Kurz; man siehet nicht mehr seine Fehler; man bewundert nur seine Vortreflichkeit.

E. H. würden Ursachen haben mich zur Bescheidenheit zu verweisen, wann ich die thörigte Einbildung hätte, die Begebenheiten des Grafen von Rivera, als den redlichen Mann am Hof, mit den Begebenheiten des Telemachs in einigen Vergleich zu bringen. Es ist mir genug, daß ich meyne durch dieses Exempel die Art meines Buchs gerechtfertiget zu haben; Ich könnte noch der Argenis des Barclai, des Paradises von Milton, der Reisen des Cyrus und des Sethos gedencken, welche sämtlich die vortreflichste Männer ihrer Zeit zu Verfassern haben. Ich könnte über dieses noch eine Menge so genannter Romanen anführen, darunter einige ihren unfehlbaren Nutzen darinn gezeiget haben, daß sie sowohl hohen

Stan-

Standes-Personen, als jungen Leuten, die nur Bücher zu ihrer Belustigung zu lesen pflegen, unter der Decke der Fabeln, die lehrreichste Sitten-Lehre beybringen, indem sie die Schönheit der Tugend und die Abscheulichkeit der Laster mit lebhaften Farben vormahlen, wie mir eben jetzo (da ich dieses schreibe) auch die englische Pamela in die Hände fällt, welche so natürlich als reitzend, und so angenehm als erbaulich zu lesen ist. Selbst die Prediger in Engelland sollen ihren Zuhörern, solchen anpreisen. Ich beziehe mich in dieser gantzen Sache auf eben das Exempel des berühmten Huetii Bischoffs von Avranches, der davon in seiner Dissertat. de l'origine des Romans mit mehrerm gehandelt hat.

Das Ansehen dieser grossen Leute ist mir genug den Wohlstand für mich zu retten, daß auch ich, da ich ihnen nicht beykomme, einen Roman zu schreiben, mir habe einfallen lassen. Was die Erfahrung anlangt, so nennet man mit Recht dieselbe den besten Lehrmeister. Nichts rühret, nichts überzeuget mehr als Exempeln. Es wird darinn nicht erfordert, daß sie alle wahr seyen. Genug, wann sie wahrscheinlich sind, und auf eine lebhafte und bewegende Art vorgestellet werden. Mein Buch enthält noch was mehr als einen Roman: nemlich eine Schilderey der heutigen Welt nach dem Leben gezeichnet. Der Stoff ist meistentheils aus wahren und einzeln Begebenheiten verfertiget, und hat nichts fabelhaftes noch übertriebenes, wie ich davon unten noch etwas melden werde.

Der andre Punct betrift die Vermischung geistlicher Sachen mit weltlichen und eitlen Dingen.

Ich würde mich kaum erwehren können mir darauf etwas einzubilden, wenn die Ausfertigung so gerathen wäre, wie die Einrichtung solches erfordert hätte. Dann je mehr die Exempeln eine Aehnlichkeit mit unsern Handlungen haben, desto mehr pflegen sie auch zu rühren.

Ich entdecke aber hier freywillig meine Schwachheit. Ich ließ mich zu schnell von den Bildern hinreissen; die Erfindung ließ mir nicht die Zeit, solche der Wichtigkeit nach, gründlich auszuarbeiten. Ein paar Jahre wären darzu kaum hinlänglich gewesen, mir aber war ein einziger kalter Winter, der mich an dem warmen Ofen zu halten nöthigte, genug, meine Einfälle daran auszubrühen und sie zugleich unter die Presse zu bringen, wie mir die Gedancken einschossen, so wurden sie zu Papier gebracht: dergestalt daß dasjenige, was ich die Nacht über schrieb, des Tages darauf gedruckt wurde. Dieses ist fürwahr kein Mittel ein vortrefliches Werck hervorzubringen. Virgil arbeitete zwanzig Jahre an seiner Aeneide, ich kaum ein halbes an einem viel grössern Werck; dargegen verlang ich auch nicht, daß es jener mehr als im vierzigsten Grad, soll verglichen werden, und doch besorg ich dabey noch meiner Bescheidenheit zu nah zu treten. Ich meynte darauf meine Fehler zu verbessern; Allein es war zu spät; was gedruckt ist bleibt gedruckt,

und

und wie ich höre, schreitet der Verleger zu einer andern Auflage, ohne mich zu fragen, ob ich etwas in der erstern verändern wolte. Ich hatte bey nahe das halbe Buch durchstrichen, und ich fand endlich selbst, daß ich durch vieles Künsteln das ganze Werck verderben würde. Die überflüßige und unnöthige Stellen müssen also darzu dienen, um die nützliche und nöthige desto besser anzubringen.

Es konnte im übrigen nicht wohl anders seyn, als die Sachen, welche vorkamen, musten eben so untereinander gemenget werden, wie sie in dem Leben der Menschen natürlicher Weise vorzukommen pflegen. Was sag ich? diese Vermischung der Zufälle und der verschiedenen Caracteren der Menschen, ist gleichsam das Wesentliche von der gantzen Geschichte, die hauptsächlich darzu dienen soll, den Zustand und die Sitten der heutigen Welt vorstelliz zu machen, und zugleich zu zeigen wie sich ein redlicher Mann, dabey zu verhalten habe. Ich muste also eine jede Person nach ihrem Caracter zu schildern und redend einzuführen, mithin die Wendung und die Schreib-Art nach denen verschiedenen Materien und Gemüths-Neigungen wie sie vorkommen, zu verändern trachten. Ich muste bald mahlen, bald dichten, bald die Natur, bald die Menschen schildern, bald die Leydenschafften rege machen, bald alles wieder in die Gelassenheit und Stille setzen. Ich muste bald die Trompeten erthönen lassen, bald die

Leyer rühren, bald auf der Flöte spielen. Wie der Herr von Fenelon sehr artig sich ausdrückt. (*) Wenn ich also einen Erz-Bösewicht einführe, der durch eine ausserordentliche Gnade ist bekehret worden, so muß ich nothwendig ihm solche Ausdrücke in den Mund legen, welche die wunderbahre Führungen Gottes zum Heyl der Menschen offenbar machen. Diese scheinen allerdings sich nicht zu den frechen Reden zu schicken, mit welchen ein junger, feuriger und aufgeräumter Kopf sich über die Buhlereyen und andern Welt-Händel heraus zu lassen pflegt. Man würde mir aber sehr unrecht thun, wenn man deswegen schliesen wolte, ich hätte für die Religion zu wenig Ehrerbiethung, und für die Thorheiten der Menschen zu viele Nachsicht und Gefälligkeit. Ich meyne vielmehr der Religion dadurch das Wort zu reden, wann ich nicht allein, die grausame Folgen zeige, die ein gottloses Leben nach sich ziehen, sondern auch zugleich von ihr das scheinheilige und fantastische Wesen nehme, welches vernünfftigen Leuten davor ein Grauen macht und dessen sich die Heuchler zu unsern Zeiten bedienen, die wahre Unschuld und Frömmigkeit selbst zu betriegen. Diesen Caracter kann man von der einen Seite nicht lächerlich und von der andern nicht abscheulich genug abmahlen. Beyde Schilderenen haben ihre Stärcke zu rühren und zu überzeugen.

Der

(*) Dial. des morts D. IV.

Der Herr von Z. meynet ich hätte die gute Herrnhuter hin und wieder allzudeutlich durchgelassen. Ich muß mich darüber erklären. Ich kann nicht läugnen, daß sie mir bey der Geschichte des Herrn von Greenhielm, und bey derjenigen von Christianopolis sind in den Gedancken gewesen, und daß ich auch wircklich einige Abschilderungen von ihnen nach dem Leben entworffen habe.

Allein, wann diese erste Erzehlung zu erkennen giebt was mir an ihnen misfällt, so zeiget im Gegentheil die andere, wie sehr man ihre Absichten billigen könnte, wann sie solche nach der Art der Verfassung von Christianopolis einrichten würden. Warum sollt ich über eine Religions-Neuigkeit die zu unsern Zeiten in der Welt ein so grosses Aufsehen macht, meine Meynung nicht eben so wohl entdecken dürffen wie andre? Um so viel mehr, da in mir eine völlige Uberzeugung herrschet, daß ich darinn gantz oftenhertzig und unpartheyisch heraus gehe, und so wohl das Gute als das Böse zu unterscheiden suche; mitlerweile es bey andern gleichsam unmöglich scheinet, sich darüber, ohne hefftige Affecten auszulassen. Ich rede von diesen Sachen gantz natürlich, wie sie mir vorkommen, doch ohne jemand dabey übel zu wollen noch zu verunglimpfen. Solte man nur allein mit solchen Leuten in guter Freundschafft stehen, die eben so dächten wie wir, so müsten wir unsre Neigungen allzusehr einschräncken, und noch darzu wie-

der

der das allgemeine und höchste Gesetz der Liebe handeln; Solte man aber aus blosser Gefälligkeit seine Gedancken nach andern richten, und die wahre Meynungen seines Hertzens unterdrucken, so würde man nicht mehr gar weit von dem Caracter eines Heuchlers entfernet seyn. Daß ich aber in ein und andern Redens-Arten, wann der fleischlichen Liebe gedacht wird, nicht alle nöthige Behutsamkeit gebraucht habe, solches thut mir leyd. Ich habe alle Haupt-Laster und Gemüths-Neigungen der Menschen beschrieben; wie, daß wir allein in dieser Sache so zärtlich sind, daß uns die geringsten Bilder davon verletzen können? Doch ich gebe mich hier schuldig: Ich hätte um der Schwachen willen ein und andre Ausdrücke sollen weg lassen. Kann ich es bey einer neuen Auflage ändern, so soll es geschehen. Wenn man mit andrer Leute Fehlern seine eigne entschuldigen kann, so hat der Verfasser der Pamela hier noch weit mehr gesündiget als ich.

Nun komme ich auf die Einrichtung des gantzen Wercks überhaupt, worein man dieses auszusetzen findet, daß ich nicht sowohl ein Helden-Gedicht, als einen unter einander gemengten Roman von grossen und kleinen, von wichtigen und nichts- bedeutenden Dingen verfertiget hätte, dergestalt, daß ich bald einem weisen Fenelon in seinem Telemach, bald einem lustigen Scarron in seinem Roman comique gefolget sey. Wann diese Vermischung der Materien ein Fehler ist, so kann ich mein Buch nicht davon frey-

freysprechen. Ich muß vielmehr sagen, daß ich ordentlich darauf gearbeitet, und dem Buch dadurch einen wahren Werth zu geben, mich beflissen habe. Nach meinem Vorhaben bestehet in dieser Abwechselung das Wesentliche von einer Beschreibung, welche den Zustand und die Sitten der heutigen Welt abschildern soll. Meine Absichten sind also auf das Gantze; und nicht blos auf den Hof, noch auf den Staat, noch auf andre hohe Dinge allein gerichtet. Sie gehen auch auf das häusliche und bürgerliche Leben: sie umfassen die vornehmste Umstände und Zufälle die einem redlichen Mann in der Welt begegnen können; sie begreiffen so wohl die Lebens-Art und Leidenschafften der Grossen, als diejenige des mittlern und geringen Standes, damit auf solche Weise alle und jede Leser, indem sie Nachricht von andern bekommen, zugleich auch für sich selbst etwas finden möchten, so ihnen zur Lehre und zum Nachdencken dienen könnte.

Um alle diese Dinge in einem ordentlichen Zusammenhang untereinander zu verbinden, so habe ich eine vollkommene, mit aller Weißheit und Tugend begabte Standes-Person unter dem Namen des Grafen von Rivera eingeführet. Dieser Graf, als der Held von der gantzen Geschichts-Erzehlung, wird als ein junger Herr vorgestellet, der in sich alle Natur-Gaben mit einer glücklichen Erziehung und Erkenntniß der Wissenschafften verbindet. Er wiedmet sich,

bey der angenehmsten Lebens-Art auf seiner Herrschafft, der Weißheit und der Tugend. Er denckt, nachdem er die Welt auf Reisen gesehen hatte, weiter auf keine hohe Dinge. Er lebt mit seinem Zustand zufrieden und beunruhiget sich nnit keinen grossen Anschlägen.

So entwerf ich die Beschaffenheit eines Menschen, den die göttliche Vorsehung dazu bestimmet hatte, den Hof den Staat und die Menschen zu verbessern. Seine Demuth verhinderte ihn die eigne Grösse seines Geistes einzusehen. Der Beruf eines Königes muste ihn zu den Geschäfften der Welt nach Hof fordern, und seine Fähigkeit bekannt machen. Er sah hier alles in einem verdorbenen Zustand. Er hatte nicht die mindeste Einbildung von sich selbst, daß er etwas zur Verbesserung desselben mit beytragen könnte. In diesem bescheidenen Mißtrauen kommt er zu einem Einsidler, der aus einen der ruchlosesten Menschen ein wahrer Weiser geworden war. Dieser spricht ihm einen Muth ein und giebt ihm die gründlichste Lehren, wie er sich der göttlichen Vorsehung, zum Besten der menschlichen Gesellschafft überlassen solte. Hierauf folgen die grösten Prüfungen die seine Tugend bewähren. Er wird in die verwirrteste Händel eingezogen, er wird verfolgt, gefangen genommen, im Krieg der grösten Gefahr ausgesetzt, in den wichtigsten Gesandschafften gebraucht, in die schlüpfrigsten Händel mit eingeflochten, und bleibet in allen diesen verschiedenen Zufällen und

Um-

Umständen immer auf seinem guten Grund fest bestehen. Er zeiget sich unveränderlich als ein redlicher Mann, der die Wahrheit, die Unschuld und die Gerechtigkeit liebt. Diejenige, welche bisher geglaubet haben, daß alles in der Welt mit Stärcke, Verstellungs-Künsten und einer schlauen Politic müste ausgerichtet werden, die sehen hier gantz das Gegentheil. Der Weisheit, der Tugend, der Aufrichtigkeit bleibt allenthalben der Vortheil und die Ehre. Da im Gegentheil die Laster, die Untreue, die Falschheit und die Unordnungen ihre Strafen mit sich führen und die Verbrecher ins Verderben stürtzt.

Nachdem ich diese Schildereyen, so lebhafft als es mir möglich gewesen ist, entworffen habe, komm ich auf die Neben-Personen, deren jede einen besondern Caracter vorstellet. Ihre Geschichte sind meist aus der Erfahrung und aus dem gemeinen Leben genommen, sogar daß viele einzele Stücke sich wircklich so zugetragen haben. Die Geschichte der Philirene in denen Begebenheiten des Herrn von Greenhielms, ist in ihren völligen Inhalt und so gar auch in den Worten und Ausdrücken wahr, bis an das Ende, da der Ausgang mit der Haupt-Erzehlung verknüpfet wird. Ich habe solche aus dem eigenhändigen französischen Auffatz desjenigen dem sie angehet, gezogen. In den Begebenheiten des Pandoreste, des Herrn von Riesenburgs, des Herrn von Guldenblechs, des Ritters von Castagnetto, sind die mehreste besonde-

re

re Handlungen und Vorfälle nur mit andern die erdichtet sind, verknüpffet; im Grund aber haben sie sich wircklich also zugetragen, oder sind mir wenigstens als Wahrheiten so erzehlet worden. Ja überhaupt muß ich bekennen, daß ich fast durchgehends Originalien vor mir hatte nach welchen ich meine Mahlereyen gezeichnet habe. Ich kann demnach Ew. Hochwürden versichern, daß es nicht alles Romanen Einfälle und Fabeln sind, was sie in dem redlichen Mann am Hof gelesen haben. Ich habe meine eigne Erfahrung mir dabey, so gut ich gekonnt zu Nutzen gemacht, und solte mich demnach nichts mehr schmertzen als wann mein so guter Entzweck die Ehre der Tugend zu retten und eine gute Sitten-Lehre unter diesen Bildern andern in die Hände zu spielen, mir fehlschlagen und übel ausgelegt werden solte.

XVII.

Die Eigenschaft eines grossen Geistes.

bey Gelegenheit der kleinen Schrifften des Herrn von Voltaire, welche im Jahr 1739. heraus kamen (*)

Gewisse Menschen werden mit einer ausserordentlichen Fähigkeit gebohren: Sie dürfen weder Kronen tragen, noch die ersten Stellen im Staat bekleiden: Sie dürfen weder Helden, noch reich, noch vornehm seyn: Ihr Verstand allein ist genug ihnen mehr Ruhm, als alle diese Vortheile zu wegen zu bringen. Der Herr Voltaire giebt davon einen neuen Beweiß: Man mag ihm hundertmahl den Hof verbieten und ihn des Landes verweisen: Man mag ihn um alle Vorzüge dieses Lebens zu bringen und ihn noch so heßlich abzuschildern suchen: Er ist und bleibet ein schöner Geist. Doch pfleget öffters der menschliche Verstand, wenn er zu einer gewissen Grösse gelanget, zwey wieder-

(*) Siehe Franckfurtische gelehrte Zeitung im Jahr 1739. No. 39.

wärtige Einflüsse zu haben: Er ist am meisten den Anfällen des Unglaubens unterworffen; und kann sich öffters gegen die Nothdürfftigkeiten dieses Lebens am wenigsten schützen; Er ist insgemein hochmüthig; Die Religion aber erfordert ein Hertz das einfältig und demüthig ist; Unser zeitliches Glück gründet sich auf eine gewisse Sorgfalt und Gefälligkeit für andere Menschen, darinn sich die gröste Geister am wenigsten zu schicken wissen: Ihr Fehler ist, daß sie sogleich die Fehler an andern erkennen und sich durch die allzufreye Entdeckung derselben verhaßt machen. Ein sinnreiches Gespött, ein gewürtzter Schertz, eine tiefgesuchte Wahrheit, ein gutes Wörtgen ist ihnen wichtiger, als die Zeit, da sie sich um einen Dienst bewerben und vor einer in ihren Augen offt gar verächtlichen Excellentz, den Rücken beugen sollen. Dem Herrn von Voltaire mag es auch so gehen: Sein lebhafter und feuriger Geist ist mehr zum tadlen aufgelegt, als zum loben: Er ist darinnen aufrichtig, denn wer findet nicht allenthalben mehr Stoff zu dem einen, als zu dem andern: Allein, die Wahrheit und die Menschen liegen noch immer gegen einander im Streit, jene will diese unter ihre Herrschafft bringen, und diese wollen solche durchaus nicht erkennen: Sie empören sich stets darwieder und suchen öffters diejenigen als Aufwiegler zu strafen, welche sich unterwinden, jener ihre Parthey zu ergreiffen; ja man suchet denen verwegenen Schwätzern selbst die Hände zu binden, welche mit dem Herrn von Voltaire

sagen, daß man dem Pabst zwar die Füsse küssen, aber dabey die Hände binden soll. (*) Der Herr von Voltaire schreibet kurtz, schön und bündig: Ein Gedancke, ein Schluß folgt aus dem andern. Seine Ausdrücke sind erhaben, ausgesucht, durchdringend, und wie es die Sachen die er vorstellen will, mit sich bringen. Die Verbindung seiner Sätze ist natürlich und zugleich voller Witz und Anmuth. Seine Bilder leben und seine Gleichnisse machen auch die schwerste Begriffe leicht. Er wird für einen der besten Dichter unsrer Zeit gehalten, und gleichwohl übertrifft seine ungebundene Schreib-Art, seine Gebundene noch weit, denn alles hänget darinnen besser zusammen und er braucht kein unnöthiges noch unnützes Wort um einen Reimen auszufüllen, oder demselben eine geborgte Zierlichkeit durch den Schwung des Sylbenmases zu geben. Die Probe seiner Geschichte von Ludewig dem XIV. welche seinen kleinen Schrifften voraus gesetzet ist, gibt davon einen neuen Beweiß. In seinem Discurs von Menschen: Discours en vers sur l'homme, hat er dem berühmten Engelländischen Poeten, Herrn Popen, nachzuahmen gesucht; und wo er ihn darinn nicht übertroffen; so verdienet er ihm doch

(*) Dieses ist nicht bescheidener von dem Römischen Kirchen-Haupt gesprochen, als wenn der Herr von Montesquiou in seinen Lettres persanes p. 55. von ihm spricht: Le pape est une vielle idole qu'on ensense par habitude.

wenigstens an die Seite gesezet zu werden. In allen übrigen Stücken, darunter die Vornehmsten seine Lettres Familieres und le temple du Goût, zeiget er zwar nicht durchgehnds eine gleiche Stärcke; setzet er sich aber dadurch gleich unter sich selbst, so behält er damit doch seinen Rang vor andern. Der schönste Geist ist nicht immer gleich aufgeräumt, und man würde vielleicht den Herrn von Voltaire nicht so sehr bewundern, wann er nicht zuweilen durch mittelmäßige Bilder den andern desto mehr Leben und Annehmlichkeit zu geben wüste. Wir wünschen, daß er seine angefangene Geschichts-Erzehlung von den Zeiten des Vierzehenden Ludwigs, auf die Art, wie er uns davön den Entwurf gegeben hat, ausführen möchte: Die Arbeit ist unvergleichlich. Nur hätte man dieses darbey zu erinnern, daß er die Geschichte, nicht nach seinem Vorhaben, sondern sein Vorhaben mehr nach den Geschichten einrichten möge, denn da er beweisen will, daß die Zeiten des Vierzehenden Ludwigs die glückseeligsten für die Künste und Wissenschafften gewesen seyen, so mahlt er, um diesen Satz zu beweisen, die vorige Zeiten noch allzu barbarisch ab; da es doch ein leichtes seyn würde dem vorhergehenden Jahrhundert gleiche Vorzüge wo nicht, in Ansehung gewisser Wissenschafften, noch grössere beyzulegen. Die grobe Zänckereyen der Geistlichen ausgenommen, welche in der That noch etwas barbarisches hatten; Im übrigen aber, so prangte damahls Italien, Hispanien, Franckreich, Engelland und

Teutsch-

Teutschland mit den vortreflichsten Leuten. Ja die Niederlande allein waren bereits mit den berühmtesten Männern und grösten Künstlern angefüllet; an welche der Herr von Voltäire nicht scheinet gedacht zu haben. Wann wir also die Sache nach der Wahrheit urtheilen wollen, so müssen wir den Anwachs der Küste und Wissenschafften nicht erstlich von den Zeiten des Vierzehenden Ludwigs, sondern von Erasmo, von Copernico, von Dürern, von Holbein, von Raphael, von Angelo, von Palladio und so weiter hersuchen. Es sind zwar damahls die gemeinen Sprachen in Europa, die Italiänische und Spanische ausgenommen, noch nicht wie heut zu Tage verbessert und zur Gelehrsamkeit bräuchlich gemacht worden. Allein, da man sich der Lateinischen mit desto mehr Geschicklichkeit bedienet hatte, so wird niemand sagen, daß darinn der Werth der Wissenschafften bestünde, daß man jetzo zierlicher Französisch, zierlicher Englisch, und zierlicher Teutsch schreibet. Da zumahl die Frage noch nicht entschieden ist, ob es nicht würde besser gewesen seyn, wenn die Gelehrten bey ihrer allgemeinen Sprache nemlich der lateinischen geblieben wären. Wie man es in Ansehung der Allgemeinheit der Wissenschafften allerdings behaupten könnte.

Warum hat aber der Herr von Voltaire dieser Sammlung seiner kleinen Schrifften nebst andren Aufsätzen die von ihm in Mst. herum gehen: als Lettre à Uranie; Ode Unigenitus,

u. s. w. nicht auch seine beyde Briefe von der Natur der Seele wie sie dieses Jahr besonders abgedruckt worden sind, mit beygefüget? Vermuthlich getrauet er sich nicht die darinn enthaltene Lehr-Sätze, die gar zu weit von den Sinn der Religion abweichen zu vertheidigen. Der Herr de Beaumarchais hat solche in dem II. Theil seiner Amusemens literaires T. II. Lettre XXVIII. und XXXI. mit eindrucken lassen. Und ich habe darüber meine Zweiffel p. 179. 193. 248. und 285. entdecket.

XVIII.

Zufällige Gedancken über die Briefe des Herrn von Voltaire die Seele der Menschen und der Thiere betreffend im Jahr 1750.

Mein Herr!

Sie verlangen daß ich ihnen meine Gedancken über die beyde Briefe des Herrn von Voltaire, die man in die Amusemens litteraires mit hat eindrucken lassen, eröfnen soll (*) Man muß ein eben so grosser und berühmter Schrifftsteller seyn als er, um mit so vieler Freyheit von einer Sache zu schreiben, worunter die Re-

(*) Amusemens litteraire ou correspondance politique, historique, philosophique, critique & galante par Mons. de la Barre de Beaumarchais T. II. p. 179. 193. 248. 285.

Religion auf mancherley Art zu leyden scheinet. Alle Philosophen die bisher von der Eigenschafft der Seele etwas zu schreiben sich erkühnet haben, sind in seinen Augen nur blinde und verwegene Schwätzer. Der Herr Locke allein ist noch seiner Verachtung entgangen. Dieser allein hat, nach seiner Meynung, die Geschichte der Seele bescheiden beschrieben. Die Bescheidenheit ist allenthalben die liebenswürdige Eigenschafft dieses berühmten Weltweisen. Ich hätte aber wohl wünschen mögen, daß der Herr von Voltaire die Stellen des Hrn. Locke, auf welche er sich beziehet, hier angeführet hätte. Der Herr Locke hat jederzeit seine Verehrung für den christlichen Glauben bezeiget, ob er gleich nicht jedesmahl seine Ausdrücke nach den Lehr-Sätzen der sogenannten Orthodoxen eingerichtet. Er erkläret sich deutlich in dem XVII. Capitel seines Entwurffs der Weltweisheit (Essai philosophique) daß der Glaube der Vernunfft nicht entgegen sey. Er hat uns so gar eine der schönsten Schrifften hinterlassen, in welcher er deutlich zeiget daß die christliche Religion durchaus vernünftig sey. (*) Der Herr Locke redet von der Seele als einer Sache, die von der Materie unterschieden ist: Er unterscheidet durchgehends die Ideen, die aus dem Gefühl kommen, von denen welche von der Uberlegung (**) herrühren. Er

(*) The Raisonableness of Christianity, welcher Tractat in das Französische unter dem Titul Le christianisme raisonnable ist übersetzet worden.

(**) Reflection.

nennet Uberlegung das Erkennen der Seelen welches sie aus sich selbst und aus ihren eignen Wirckſamkeiten hernimmt: Gefühl nennt er was von äuſſerlichen und materialiſchen Dingen herrühret. (*) Dieſes alles zeiget zur Genüge daß der Herr Locke zwey verſchiedene Eigenſchaften annimmt, welche in dem Menſchen vereiniget ſind. Der Herr von Voltaire im Gegentheil will, man ſoll zuforderſt die Gräntzen der Seele beſtimmen, bevor man von dem Daſeyn des einen, ſowohl als des andern gewiß ſeyn könnte. Er glaubet vielmehr, daß die Beſchaffenheit der Materie, nach der Feinigkeit der Sinnen dasjenige ſey, was in uns dencket. (**)

Dieſes mag genug ſeyn um uns zu zeigen, daß der Herr von Voltaire hier nicht die Meynungen des Herrn Locke anführet, wie er vorzugeben beliebt, ſondern daß er dieſem groſſen Mann, nur die Ehre erzeiget ihm die ſeinige zuzuſchreiben.

Laſſet uns deswegen den Herrn von Voltaire nach ſeinen eignen Grundſätzen beurtheilen. Er weiß weiter nichts als, daß wir einen Cörper haben und daß wir dencken. Die Wiſſenſchafft dieſes klugen Kopfs gehet alſo nicht weiter

---

(*) Eſſai philoſophique L. II. §. 4.

(**) Qu'on lui affiqué premierement les limites de l'ame avant d'être ſeur ſeulement de l'exiſtence de l'une & de l'autre; il veut que ce ſoit la Matiére qui penſe à proportion de la fineſſe des ſens.

ter als diejenige eines gemeinen Mannes. Dieses läſſet ein wenig allzu demüthig für den berühmten Herrn von Voltaire, der uns eine Auslegung über die Philoſophie des groſſen Neutons gegeben hat. Doch dieſe Demuth hindert ihn nicht, ſich über alles dasjenige hinauszuſetzen, was die vortreflichſte Leute bisher von der Beſchaffenheit der Seele gelehret haben.

Der Herr von Voltaire, der ſo ſcharff ſiehet als ein Adler, der ſo unvergleichlich die Leidenſchafften der Menſchen vorſtellen kann, der eine ſo glückliche Einbildungs-Krafft beſitzet; dieſer ſo berühmte und rührende Dichter, erkennet in dem Menſchen nichts als eine bloſſe Materie, als eine pure Maſchine, welche er mit einer engliſchen Schlag-Uhre vergleichet. Er entdecket darinnen gewiſſe Trieb-Federn; dieſe Trieb-Federn aber ſcheinen ihm nichts ähnliches mit denen Wirckſamkeiten der Seele in dem Cörper des Menſchen zu haben. Ich muß bekennen, daß ich hier mehr ſehe als er. Ich ſehe eine Materie die ſich beweget und eine Urſache welche dieſe Bewegung veranlaſſet. Ich betrachte die Uhr; ich entdecke darinnen eine Triebfeder, die das Räderwerck treibet; Ich ſehe den Daumen, der das Knöpfen berühret, um durch das Anſchlagen denjenigen Zeitblick zu bemercken, den die Uhr durch den Zeiger aufweiſet; Ich vergleiche die Uhr mit der Wirckſamkeit der Seele in unſerm Körper. Der Körper iſt die Materie, die Seele iſt die Triebfeder, und die erſte Urſache

der Bewegung ist GOtt. Welche Wahrheiten entdecket hier nicht mein nachforschender Verstand? Alles würde in dem vermengten Klumpen einer leblosen Materie ruhen, wann nicht dieses grosse Wesen darzu käme, welche die Ursache aller Bewegungs-Kräfte ist, und die ganze Materie belebet. Ich bin derjenige Schüler, welcher das künstliche Uhrwerck in dem Menschen betrachtet, und dasjenige darinnen entdecket, was Herr von Voltaire nicht siehet.

Lasset uns weiter gehen. Der Grund-Satz des Herrn von Voltaire ist dieser: Man soll nichts glauben, als wovon man eine klare und deutliche Kenntniß hat und die Gräntzen bestimmen kann, um von dessen Daseyn eine Gewißheit zu haben. Dieses heisset von unserm Verstand allzu viel fordern. Es sind tausend Dinge, davon wir nicht die geringste klare und deutliche Kenntniß haben und deren Gräntzen wir gar nicht bestimmen können. Wir schliessen insgemein nur, wie man in den Schulen redet a posteriori, das ist aus den Wirckungen. Wir haben von GOtt selbst, als dem höchsten Wesen, nicht nur keine klare und deutliche Kenntniß, sondern er ist auch, wie ihn die Schrifft nennet, ein verborgener GOtt. Unter allen Vorwürffen, von welchen der menschliche Verstand eine Untersuchung anstellet, ist keiner unbegreifflicher. Solten wir deswegen nicht glauben, daß GOtt sey? Alle mögliche Vernunfft-Schlüsse überzeugen uns, daß ein solches Wesen nothwendig seyn müsse: Ob wir

gleich

gleich von ihm keine klare und deutliche Kenntniß haben.

Wir sagen, GOtt ist ein Geist, allein wissen wir dann, was ein Geist ist? So lang es Menschen giebt, so lang hat man sich darüber die Köpfe zerbrochen, um das Wesen eines Geistes ausfindig zu machen. Moses selbst, als der gröste Weltweise, und der noch überdem einen besondern Umgang mit GOtt hatte, konnte sich von ihm keine Begriffe machen. Er nennet ihn ein verzehrendes Feuer. Deut. 9. 3. Einen grossen GOtt mächtig und schrecklich. Deut. 10. 17. 4. Hiob 36. 26. nennet ihn einen grossen und unbekannten GOtt, dessen Jahr-Zahl niemand forschen kann. Pythagoras sowohl als Socrates und Plato entdecken herrliche Spuren von einer göttlichen Erkenntniß; allein GOtt selbst kannten sie noch weniger als Moses, der ihn so gerne gesehen hätte; und als Hiob, der so majestätisch von ihm spricht. Bey uns Christen heißt es, wer hat Gottes Sinn noch je erkannt, und wer ist sein Rathgeber gewesen? Röm. 11. 3. 4. Paulus war entzückt bis in den dritten Himmel. 2. Cor. 12. 2. Allein was sah er daselbst? Unaussprechliche Dinge, die kein Aug gesehen und die in keines Menschen Herz nie kommen sind. 1. Cor. 2. 9. Niemand wird sagen, daß alles dieses klare und deutliche Ideen sind. Ja, man fasse alle nur mögliche Begriffe von der Gottheit zusammen und lege ihr alle die Eigenschafften der Vollkommenheit bey, die der menschliche Verstand fähig ist

sich

sich vorzustellen; haben wir deswegen eine klare und deutliche Kenntniß von dem Wesen Gottes selbst? So weit der Himmel von der Erden ist, so weit sind noch unsre Gedancken davon entfernet.

Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit allen Dingen, die von unsern Sinnen entfernet sind, und die also in unserm Verstand keine andere Gedenck-Bilder eindrücken, als daß etwas sey, so diejenige Wirckungen, die wir beobachten, hervorbringet, weil es nun mit allem, was wir einen Geist, oder geistlich nennen, eine gleiche Beschaffenheit hat, so können wir auch nicht wissen, was eigentlich ein Geist sey. Wir haben nicht die mindeste Begriffe von dessen Verbindung mit der Materie, vielweniger von seiner Selbstständigkeit, inneren Krafft, Gegenständigkeit, Anhängigkeit, Einflüßigkeit, Ewigkeit und dergleichen. Alle diese Unwissenheit aber, so sehr sie uns auch demüthiget, beweiset deswegen doch nichts gegen sein wahrhaftiges Seyn.

Also schlieſſen wir von den Wirckungen auf die Sache, ob wir gleich von ihr selbst kein Gedenck-Bild haben.

Wir nennen alles dasjenige, was eine körperliche Eigenschafft hat, Materie. Wir nennen dasjenige einen Geist, wenn wir von etwas die Wirckungen spüren, davon wir keine sinnliche Ursachen anzugeben wissen. Wir nennen dasjenige GOtt, was der Urheber von allem sowohl

geist-

geistlichen als körperlichen Wesen ist, weiter haben wir von ihm keine klare und deutliche Kenntniß.

Der Herr von Voltaire treibet seine Schlüsse so weit, daß er endlich keinen andern Unterscheid unter der Seele eines Thieres und unter eines Menschen Seele findet, als eine mehr oder weniger geübte Vernunfft. Wir werden also von ihm unter das Geschlecht der Thiere verwiesen. Ja er setzt ein Thier dem andern an die Seite. (*) Gleich Anfangs haben Hunde, Katzen, Affen u. s. w. mehr Geist und Geschicklichkeit die Wissenschafften und Exercitien zu lernen, als ein Kind von vier Jahren. Nach dieser Zeit hat der Mensch zwar das Glück Ideen und ein Gedächtniß zu bekommen, allein er empfindet auch zugleich einerley Triebe mit den Thieren. Auf solche Weise wird er aus einem beseelten Körper, oder aus einer Automate, daß ich bey den Worten bleibe, ein verständiges Wesen und ein so vernünftiges Geschöpffe wie andre Thiere.

Nach und nach übertrifft er endlich solche; er erlanget mehr Verstand und mehr Wissenschafften. Allen diesen Vorzügen ungeachtet, so bleibt er

(*) Die Alten machten ehedessen dieses Argument: Was Leben und Sinnlichkeiten hat, das ist ein Thier. Nun ist ein Mensch mit Leben und Sinnlichkeiten begabt; also ist er ein Thier.

er doch immer vor wie nach ein Thier, und seine Seele ist von der Seele eines Thieres nur mehr oder weniger unterschieden. Dieses ist überaus klein vor uns. Unser Hochmuth hat uns glauben machen, daß wir noch eine besondere und von den Thieren unterschiedene Seele hätten, und nun werden wir auf einmahl einer so süssen Einbildung beraubt.

Der Mensch ist also nach den Lehr-Sätzen des Herrn von Voltaire ein bloses Thier. Ich sehe mich genöthiget eine so traurige Wahrheit zu unterschreiben, wann ich die meiste Handlungen der Menschen in Betrachtung ziehe. Ja, sie scheinen mir öffters gantz viehisch zu seyn, so gar, daß die Menschen öffters die Thiere in der Wuth ihrer Begierden noch übertreffen. Die Erfahrung dienet hier zu einem traurigen Beweiß. Als blose Thiere haben wir also auch kein ander Heil nach diesem Leben weiter zu gewarten. Wir sterben; alles hat so dann für uns ein Ende. Ich weiß zum wenigsten nicht, daß der Herr von Voltaire denen thierischen Seelen eine Unsterblichkeit zuschreibet.

Wir müssen also die trostreiche und süsse Hofnung aufgeben, welche uns bisher mit einer ewigen Seligkeit geschmeichelt hat. Wir müssen die Gedancken von der Vergeltung der Gerechtigkeit und der Tugend fahren lassen, darüber wir in dieser Welt so manches haben leiden müssen. Man hat uns arme und furchtsame Menschen damit zu trösten gesucht, weil wir dem Todt mit

Grau-

Grauen und Zittern entgegen schauen. Solte man es nicht dem Herrn von Voltaire für eine Wirckung eines mitleidigen und christlichen Herzens auslegen, daß er sich so viele Mühe giebt uns von dem gemeinen Wahn angenehmer Irrthümer zu befreyen, in welche es den grossen Leuten des Alterthums gefallen hat das menschliche Geschlecht zu stürzen. (*) Solten wir nicht seine Scharffsinnnigkeit in glücklicher Entdeckung trauriger Wahrheiten bewundern? Es wird ihm an demjenigen Ruhm nicht fehlen, den Cicero so sehr gewünschet hat, daß man noch in sechshundert Jahren von ihm reden möchte. Sein Name wird dem Tempel der Ewigkeit einverleibt werden. Man wird darinnen sein Brustbild in der Reihe des Montagne, des Hobbes, des Stramburgs, des Bayle, des Collins und des Tolands finden. Man wird ihm zustehen müssen, daß er vor andern Menschen ein feineres materialisches Wesen um scharff zu dencken (**) gehabt hätte. Man wird in seinen Schrifften die nette Schreibart, den glücklichen Ausdruck, die reitzende Bilder, die Hoheit der Gedancken, die weitgetriebene Scharfsinnig-

---

(*) Juvabat de æternitate animarum quærere, imò, me hercule credere. Credebam enim facile opinionibus magnorum virorum rem gratissimam promittentium magis quam probantium. Dabam me spei tantæ cum subito experrectus sum, & tam bellum somnium perdidi. Sen. p. 183. epist. 102.

(**) Une Organisation de matére pour penser finement.

sinnigkeit, und die tiefe Einsichten bewundern. Allein dieser kluge, dieser vortreffliche Herr Voltaire wird sterben wie ein Thier. Diese Vorstellung verursacht mir ein Grausen: alle meine Sinnen empören sich über die Vernichtigung eines so schönen Geistes; und ich wünschte von Herzen, daß er ein besseres Schicksal haben möchte. Alle seine Wissenschafften, alle seine sinnreiche Einfälle, alle seine Scharfsinnigkeit und Verstandes-Kräfte haben also nichts, daß ihn bey den Umständen eines mühseligen Lebens trösten könnte. Der Herr von Voltaire glaubet doch, daß ein allmächtiges göttliches Wesen sey. Dieses Wesen kann ja nicht ungerecht seyn, wie solte es die Guten und Bösen durch ein gleiches Schicksal vermengen, und allen gleich durch den Todt ein Ende machen, ohne jene zu belohnen und diese zu bestraffen? In diesem gegenwärtigen Leben sehen wir die genaue Ausübung dieser göttlichen Gerechtigkeit nicht. Was helffen uns demnach alle die schönen und erhabenen Meynungen von der Weißheit, von der Tugend, von der Unschuld, von der Liebe, von der Aufrichtigkeit, von der Gedult, von der Gottseligkeit, und so weiter? Sind es nur schöne Hirnbilder, angenehmen Träume, Wirckungen einer stolzen und lächerlichen Eigenliebe, oder wenigstens doch nur Erfindungen einer sinnreichen Staats Klugheit? O mein lieber Herr von Voltaire! Wie müste ich sie beklagen, wann sie so dencken wolten. Ich fürchte nicht sowohl den Todt, der meinen Leib von den Banden trennet, welche ihn zusam-

men

men halten, und welche mir öffters beschwerlich sind. Nein, ich fürchte mich vielmehr diejenige Eindrücke zu verlieren, die ich in meinem Hertzen von einem liebreichen GOtt verspüre, welcher mich stets zu ihm empor ziehet, als zu dem vollkommensten, gerechtesten und gütigsten Wesen. Ich fürchte mich denenjenigen süssen Hofnungs-Trieben zu widersprechen, die meine Seele mit einem unaussprechlichen und unwiderstehlichen Verlangen entzücken, auch nach der Auflösung meines Körpers zu seyn. Die Erkentnis des Wahren und Falschen, der Eindruck des Guten und Bösen, die Neigungen zu dem einen und die Verabscheuung des andern, überzeugen mich, daß noch etwas in mir sey, so mich von dem Wesen der Thiere deutlich unterscheidet, und daß also auch mein zukünftiges Schicksal, nach den Eigenschafften meines Wesens, unterschieden seyn werde.

Wer zeiget mir in einem Thiere eine so feine Organisation zu dencken und zu empfinden, daß daraus die erhabenste Begriffe und die wunderbare Krafft Wahrheiten zu verbinden und von einer auf die andre zu schliessen, entstehen könnten? Man zeige mir ein solches Thier, das dem andern durch unzehlige gekünstelte Töne seine Meynungen, seine Gedancken, seine Affecten und seine geheime Anschläge zu erklären vermag. Es ist wahr, daß viele eine so überaus feine Sinnlichkeit haben, daß dadurch die Natur ihre Regungen sattsam zu erkennen giebt. Ich will ih-

nen über dem auch noch eine Sprache zu geben, durch welche sie sich einander können ihre Leidenschafften verstehen machen. Allein, alles dieses gehet nicht weiter als auf die Erhaltung ihres Lebens und auf ihre Fortpflanzung. Der gröste Stier wird von einem Kind gescheuet und der unbändigste Hängst wird von einem Knaben durch Zaum und Gebiß gelencket. Die Thiere kennen also nicht einmahl ihre eigne Stärcke, vielweniger die Dinge die ausser ihnen sind. Nun untersuche die Beschaffenheit der klügsten Thiere. Bey den ungeheurn Elephanten und Camelen, sowohl als bey den zarten Bienen und Ameisen, bemercket man eine gewisse Sorgfalt für ihre Nahrung und Erhaltung. Sie haben ihre Leidenschafften, ihre Wuth, ihre Kriege wie die Menschen; ja sie gleichen uns in dem sinnlichen Leben völlig. Einige übertreffen uns noch wohl gar in der Stärcke, in der Schönheit, in der Hurtigkeit und in der Feinigkeit der Sinnen. Einige treiben auch ihre Regungen so weit, daß sie zu dencken scheinen, wie der Hund des Hrn. von Voltaire welcher traumet, wann er zu viel gegessen hat; wie die Schwalbe, wann sie im Frühling ihr Nest bauet und im Herbst die warme Länder sucht; wie der Affe, welcher um der Menschen zu spotten, scheinet geschaffen zu seyn, und dergleichen. Ich gehe noch weiter und gebe zu, daß viele Menschen nur die Gestalt eines Menschen haben, und also, wenn man sie nur in dieser Art betrachtet, von vielen Thieren übertroffen werden. Allein, aus allem diesen folget

wie

wie mich bedüncket, noch lange nicht, daß nur die Materie nach der Feinigkeit meiner Sinnlichkeiten in mir dencket; und daß Archimedes und ein Maulwurf, der Herr von Voltaire und sein Hund, meine Seele und die Seele einer Auster von einerley Art obgleich von einer verschiedenen Gattung seyen.

Ich bilde mir hier noch immer etwas grosses und vorzügliches auf meine Begriffe und Wissenschaften ein: Diese gehen unendlich weiter als auf mein kleines Individuum: Sie streichen bis in die Ewigkeit: Die Erde ist für sie nicht zu groß, die Veste des Himmels nicht zu hoch; der Abgrund des Meeres nicht zu tief. Die Menge unzehliger Geschöpfe, die den weiten Raum der gantzen Welt einnehmen, und das Wesen des unsichtbaren, welches die sichtbare belebet, sind Vorwürffe meiner Denckens-Krafft. Mein Geist beschäfftiget sich damit. Wahrheit, Erkenntnis und Liebe erhöhen meine gantze Natur. Die Dinge die ich sehe sind mir darzu nicht genug: Ich dringe bis zu den Unsichtbaren und lerne solche, weil ich mir dieselbe unter keinen Bildern vorstellen kann, aus ihren Wirckungen erkennen. Ich fühle eine Lufft, die mir den Adem, die Bewegung und das Leben giebt. Ich fühle ein Feuer das mich erwärmet, ein Licht das mich bis zu den Geistern führet. Alle diese Wirckungen, die ich bey mir verspüre, rühren gleichwohl nicht meine äusserliche Sinnen. Ich fühle nichts körperliches. Die Fähigkeit

zu dencken und nachzuforschen, entdecket mir also diejenige Eigenschafft, die wir einen Geist nennen und die uns von dem Wesen der Thiere sehr deutlich unterscheidet. Hier heisset es der Geist erforschet alle Dinge auch sogar die tiefen der Gottheit. 1. Cor. 2. 10. Ein Geist der fähig ist alle Dinge, auch sogar die tiefen der Gottheit zu erforschen; (ich sage nicht, nach allen ihren wesentlichen Eigenschafften einzusehen, den dieses kann kein menschlicher Verstand,) ein solcher Geist ist von einer göttlichen Art, und kann nichts gemeinschafftliches mit denen blos materialischen Sinnlichkeiten haben, dessen Bande durch den Tod des Leibes getrennet werden.

Unser Körper ist demnach nur ein Ens passivum, der beydes eines thierischen und eines geistlichen Lebens fähig ist. Das thierische Leben setzet solche Triebe voraus, als zur Erhaltung und Fortpflantzung derselben nöthig sind. Das geistliche Leben aber beschäfftiget sich mit der Untersuchung der Dinge, die ausser den Sinnen sind, und suchet sein Vergnügen in der Erkenntnis des Wahren und Guten. Wie nun diese Triebe von einem unendlichen Umfang sind, so gehen sie auch bis in das Unendliche; sie rühren von einem unendlichen Geist; sie sind von demselben untrennbar; sie folgen ihrem Licht wie die Strahlen der Sonne, die mit ihrem Glantz vereiniget sind, dieses scheinet mir deutlich. Ich empfinde, daß bey mir nicht allein eine blosse materialische Sinnlichkeit sich äussert, sondern daß

auch

auch noch ein besonderer Geist, der weit darüber erhaben ist, in diesen Sinnlichkeiten wircket, lebet, dencket, spricht, verlanget, forschet, liebet.

Ein noch mehr deutlicher Beweis darvon zeiget sich, wann die Sinnlichkeiten ruhen und in einen tiefen Schlaf versencket sind. Ich träume, doch des Herrn von Voltaire Hund träumet auch. Ich gebe es zu; er träumet als ein Hund, ich als ein Mensch. Er träumet von Dingen, die in dem Umfang seiner Leidensch afften sind; ich träume in dem Umfang einer unendlichen Fähigkeit. Was will dieses sagen? Ich erkläre mich. Nicht einmahl, sondern öffters erscheinen mir Dinge im Schlaf davon ich vorhero keine Gedenck-Bilder gehabt habe: Ich traume von Dingen, die ausser mir sind und die noch geschehen sollen. Sehet hier einen neuen Propheten! Keineswegs, wenn es ihnen beliebt. Ich habe nichts ausserordentliches; allein ich liebe was gut ist und fürchte GOtt. Mein Geist siehet also im Schlaf, was mir selbst verborgen ist. Er siehet mehr als Fleisch und Blut erkennen; es ist keine sinnliche Materie die solcher Bilder fähig ist; denn was ich nie gesehen und was vorher nicht meine Sinnen gerühret, davon kann sich der Verstand keine Vorstellung machen, und dennoch zeigen sich mir öfters im Schlaf solche Dinge die ich zuvor nie gesehen, und die mehrmahlen den Tag oder kurtz darauf in eben diesen Bildern sich ereignen. Man sage mir ob die Materie, als Materie, solches wircken kann? Es ist

unmöglich, dann sie nimmt wohl den Abdruck der Bilder an; allein sie schafft keine neue; und wie solte sie das Zukünfftige vorher wissen und mir die Bilder davon ins Gehirn prägen? Wie viel Menschen haben nicht dergleichen Vorspielungen des Geistes von dem was zukünfftig ist. Erfordert solches mehr Beweis, daß unser Geist ein eignes und besonderes von der Materie unterschiedenes Wesen sey? Vergebens leugnen wir, was geschichet und was ich selbsten aus vielfältiger Erfahrung bezeugen kann.

Ista Dei vox est, Deus est in corpore nostro
Hoc duce prædico vaticinorque Deus
Impetus hic sacer semina mentis habet. (*)

Solte ich die Gewißheit meiner Empfindungen dem unglücklichen Zweiffel des Herrn von Voltaire nachsetzen, so wäre dieses ein Spiel des Verstandes, wo man alles gegen nichts aufsetzet und verlieret.

Ich unterstehe mich im übrigen keineswegs das Wesen eines Geistes und eines Körpers zu bestimmen. Ich weiß das dergleichen Bestimmungen zu allzu vielen Widersprüchen Anlas geben. Allein wer ihre Wircklichkeit in Zweiffel ziehen wolte, der müste einen andern Pirrho abgeben.

Ein künstliches Orgelwerck ist zur Harmonie

(*) Ovid. L. III. de Ponto. & L. VI. Fastor.

nie gemacht; es muß aber erstlich eine Lufft in ihre Pfeiffen dringen, bevor man solcher gewahr wird. Die Seele ist in uns der Ton und der Meister von der Tonkunst ist der HErr der alles gemacht hat. Die Hände seiner Allmacht und seiner Weißheit rühren gleichsam die Tangenten. Daraus entstehet die Harmonie, die, vermittelst der Lufft in den Röhren singet.

Ich spüre allenthalben eine Lufft die mich umgiebet. Ist diese Lufft ein Körper oder ist sie ein Geist? Ich glaube sie ist beydes zusammen. Sie muß etwas körperliches seyn; dann ich fühle solche; sie ist schwer und leicht, warm und kalt, man kann sie auspumpen, sie beweget sich. Dieses sind lauter Eigenschafften eines körperlichen Wesens. Doch dieses Wesen bestehet aus lauter Atomen und Dünsten: Was aber giebt ihnen den Stoß zu ihrer Bewegung? Ist es, daß eine Materie leichter und die andere schwerer oder flüßiger oder wärmer ist? Lasset es seyn. Ich frage, ist eine Ordnung in ihrer Bewegung, oder nicht? Sie können die Ordnung nicht läugnen, dann alles was sich regt und die Bewegung im gantzen hilfft fortsetzen, ist seiner Natur nach abgemessen. Die Regeln der Ordnung beziehen sich unstreitig auf ein verständiges Wesen; dieses verständige Wesen ist nicht die Materie; denn so vielerley Materie sich findet, sie sey groß, oder klein, einzeln oder gemengt, einfach oder theilbar, ist allesamt ohne Verstand, mithin ohne Wesen das wir Geist nennen.

Alle meine Triebe gehen blos allein dahinaus, daß ich möchte glückseelig seyn, das ist, daß ich stets möchte angenehme Empfindungen haben. Unter allen sichtbaren und materialischen Dingen sind ich nichts so diese Triebe vergnügen kann. Die Ehre, die Hochachtung, die Liebe eines vernünftigen Geschöpfes rühren mich weit mehr, als die Besitzung lebloser Dinge. Das Sinnliche reitzet also weit weniger meinen Geist, als das Verständige, welches sich auf die verborgene Eigenschafften des Hertzens und des Willens beziehet.

Ich gehe noch weiter. Nichts erhebet meinen Geist mehr als die Liebe eines Gottes der die Welt geschaffen, dessen Güte alles erhält und dessen Weißheit alles wunderbar regieret. Diese Liebe ist die zärteste von allen Empfindungen deren mein Geist fähig ist: Sie allein versichert mich daß GOtt ein Wesen nicht verderben wird, das er fähig gemacht hat ihn zu lieben. Ich finde also in der erhabensten Neigung deren mein Geist fähig ist, zugleich den Saamen der Unsterblichkeit. Ich geb es zu daß alle diese Begriffe nicht mathematisch klar und nicht deutlich sind. Allein in geistlichen Dingen, die von allen materialischen Vorwürffen abgezogen sind, lassen sich keine andre als geistliche Schlüsse machen, eben deswegen weil sie geistlich sind und keine mathematische Demonstration leiden. Solten wir sie deswegen nicht für gegründet halten? Diese Philosophie gieng zu weit. Es

muß

muß geistlich gerichtet werden: Selig heißt es hier, sind die, welche glauben und nicht sehen. Joh. 20. 23.

Ich begnüge mich also hiemit gewisse und unfehlbare Merckmale zu entdecken, die mich auch nach dem Licht meiner Vernunft dasjenige glauben machen, was uns das grosse Licht, der Heyland der Welt, in seinem geoffenbarten Wort völlig aufgeschlossen hat. Hier finde ich die rechte Schätze der Weißheit und die würdigste Begriffe für Geschöpfe, die GOtt zu verständigen Wesen erschaffen hat. Hier ist unser Glaube nicht auf klare und deutliche Begriffe von sichtbaren und sinnlichen Dingen gegründet, sondern, wie Paulus redet, auf das, was wir hoffen, und auf die Gewißheit dessen, was man nicht siehet. Hebr. 11. 1. Dieses ist das grosse Evangelium von Dingen, die kein Aug gesehen, kein Ohr gehöret, und die in keines Menschen Herz noch kommen sind. Hier werden wir nicht allein der Unsterblichkeit unseres Seelen-Geistes, sondern auch sogar der Auferstehung unseres Leibes versichert.

Ich weiß nicht, wie weit der Herr von Voltaire dem Evangelio Glauben giebt. Ich würde ihn aber äusserst beklagen, wenn seine scharfsinnige Philosophie ihn daran hindern solte, so trostvolle Wahrheiten in der Kraft eines höheren und göttlichen Lichts anzunehmen. Untersuche ich die blose mechanische Einrichtung meines Körpers, so finde ich darinnen nichts, als was dem Verder-

hen unterworffen ist, und sich zur Verwesung neiget. Hier sind ich keinen Unterscheid zwischen einem Menschen und einem Thier. Hier gebe ich es zu, beyde sind Maschinen. Nachdem das Räderwerck in diesen Maschinen sich verrücket, so hemmet sich ihre Wircksamkeit: Die Sinnen verlieren ihre Feinigkeit, das Gesicht ist nicht mehr so scharf, der Geschmack verlieret sich, die Flächsen sind nicht mehr gespannt, und die Bewegungen gehen langsam von statten; Kurz der ganze Körper fällt zusammen, und nahet sich zu seinem Untergang.

Die Wircksamkeiten der Seelen sind dergestalt mit der Materie verwickelt, daß sie scheinen mit derselben sich aufzulösen. Die Einbildungs-Kraft, das Urtheil, das Gedächtniß, die Scharfsinnigkeit; alles verlieret sich, nachdem die Lebens-Geister verschwinden, und das Blut langsamer durch die Adern sich durchspielet. Der Tod hebt endlich alles auf. Man kann also weder dem Leib noch der thierischen Seele, welche ihn belebet, die Eigenschaft zu schreiben, daß sie ihrer Natur nach unsterblich sey.

Ich nehme also keinen Antheil an dem neuern Gezäncke unsrer Weltweisen: Ob die Seele geistlich oder materialisch sey. Alius enim dicit esse spiritum, alius concentum quemdam, alius vim divinam & Dei partem, alius tenuissimum aerem, alius incorporalem potentiam, non deerit qui sanguinem dicat, qui colo-

colorem, sagt *Seneca* in seinen Quæst. natural. Lib. VII. c. 24. Die Seele kann eine sehr subtile Materie seyn: sie kann ein feines Gefühl haben, dieses feine Gefühl kann sie verständig machen, diese Eigenschafften können so weit gehen als die Grenzen eines Geschöpfes erlauben. Die Seele kann auch bloß geistlich seyn. Weil ich aber ungleich weniger verstehe, was wir einen Geist als was wir Materie und Körper nennen, so bleib ich darüber an den blosen Worten stehen, da man nach dem gemeinen Gebrauch, unter dem Wort Geist so viel verstehet als die Fähigkeit zu dencken, und unter dem Wort Körper dasjenige, was einen gewissen Raum einnimmt und eine Gestalt formiret. Mich düncket, wir behielten am sichersten diese einmahl so eingeführte Redensarten, die, wann sie die Sachen nicht deutlich machen, zum wenigsten doch dasjenige ausdrücken, was wir sagen wollen. Wir wissen, daß der Geist die Kraft habe in dem Körper zu wircken, und daß hinwiederum der Geist, wann er mit dem Körper vereiniget ist, von der Beschaffenheit desselben leiden muß; so wie Gleichnisweise das Wasser sich trühet, wann viel Schlam und erdigte Materie mit darunter flieſſet.

Diese beyde Substanzen, nemlich die materialische und die geistliche leiden bey den Menschen noch eine dritte. Einige nennen solche die Seele, und verstehen darunter denjenigen Geist, dem man die Unsterblichkeit zuschreibet. Athanagoras nennet solche: Νᾶς einen verständigen

Geist,

Geist, Plato etwas göttliches: Divinum quid, und Virgil particulam auræ divinæ. Pythagoras machte einen Unterscheid inter sensum mentem & animum: Diß erste und letzte betrachtet er als das sinnliche Leben, so wir mit den Thieren gemein haben; Mens aber heisset bey ihm so viel als das verständige Wesen, welches von dem thierischen Leben unterschieden ist, und welchem er die Unsterblichkeit zuschreibet. Weil er dasselbige allein für fähig hält bis zu der Gottheit sich zu erheben. * Alle diese Benennungen schicken sich für ein Wesen, das der Unsterblichkeit fähig ist: Es bleibet, wenn alles andre bey dem Menschen in die Verwesung gehet: Nos quoque felices animæ & æternæ sortitæ, cum Deo visum erit ista moliri, labentibus cunctis, & ipsa parva ruinæ accessio in antiqua elementa vertemur, sagt Seneca de Consolat. ad Marc.

Ich kann mir im übrigen nicht wohl einbilden, daß es eine so gefährliche Meynung sey, wenn man dafür hält, daß der Ursprung der Thiere von dem allgemeinen Geist herrühre, der diese ganze Welt belebt. Dieser Geist, nach der Sprache des Moses, gieng bey der Erschaffung von dem Geist Gottes aus, und bewegte sich auf der Oberfläche des Wassers. Man weiß, daß Thales dafür gehalten, das Wasser sey der Ursprung aller

(*) Cic. de nat. Deor. L. 1. c. 10.

aller Dinge; GOtt aber derselbe Geist, der daraus einem jeden die Gestalt gegeben. Die ganze Welt wird durch diesen Geist regieret, und in ihrer fortwährenden Ordnung erhalten. Wir beobachten diese wunderbare Ordnung in der ganzen Natur überhaupt, und in einem jeden Geschöpfe ins besondere. Alles hat seinen gewissen Hang, seine gewisse Bewegungs-Triebe, seine Eigenschaften, seine Ursachen, seine Wirckungen. Alles ist übereinstimmig und zusammen hängend. Eines beziehet sich immer auf das andre; eines wircket auf das andre, und verursacht ein drittes, und dieses ein viertes, so daß alles in der Reyhe dieser Folgen eingeschlossen ist. Alle Begebenheiten in dieser Welt entstehen aus dieser Zusammen-Verbindung der Wesen und der Ursachen. Der Mensch selbst, ob er gleich ein vernünftiges und gewisser massen in seinem Umfang sich selbst leitendes Wesen ausmacht, ist eben sowohl auch in diese allgemeine Ordnungs-Kette mit eingeflochten; doch so, daß er, nachdem sein Geist etwas göttliches hat, sich gewisse Regeln machen kann, seine Handlungen auf eine verständige und sittliche Art, nach der Weißheit, deren er fähig ist, einzurichten; mithin, vermöge dieser Fähigkeit sowohl die moralische als die physicalische Ubel, in sofern diese von seiner Aufführung herrühren, vermeiden kann. Gegen diejenige Uebel, welche von andern Ursachen die ausser seinem Umfang sind, und theils von bösen Menschen und Thieren, theils von den Wirckungen der Elemente auf ihn einfliessen, und ihn leiden machen, dawieder

kann

kan ihn nichts als die göttliche Vorsehung schützen. Ausser dieser göttlichen Vorsehung glaub ich mit Leibnitz, daß die ganze Welt mit allen ihren sie belebenden Geistern und Körpern eine blose Maschine sey, welche auch, da sie GOtt einmahl in Bewegung gebracht, sich nach ihren einmal unbestimmten wandelbaren Regeln fortsetzet, ohne daß GOtt, als ihr künstlicher Werckmeister vonnöthen habe, dabey nothwendig mit zu erscheinen, so wenig als ein Uhrmacher vonnöthen hat, eine Uhr, wann sie einmahl aufgezogen und im Gang ist, das Räderwerck selbst zu treiben. Genug, daß es im Gang ist, wann er solches will gehen machen. Weil aber unsre Seelen, sofern sie von den Seelen der Thiere unterschieden sind, nichts mechanisches und nichts von der groben Materie haben, sondern rein und lauter mit dem höchsten Wesen selbst im Zusammenhang stehen, so geschieht es auch, daß, je mehr sie sich zu GOtt als ihrem Ursprung durch Weißheit und Tugend erheben, desto mehr einer göttlichen Natur theilhaftig werde, nach dem Bilde dessen der sie geschaffen hat. Je mehr sie aber in dem thierischen und materialischen Wesen haften bleiben, desto weniger spüren sie auch die Einflüsse der Weißheit und der Tugend, welche sie des Guten und einer seligen Unsterblichkeit fähig machen. Durch jene erlangen wir die Eigenschaften eines göttlichen Geistes, durch diese aber bleiben wir ein blioses Thier; belebte Maschinen und Automaten.

Sehet hier nach meinen schwachen Begriffen

den

den Unterscheid einer göttlichen und thierischen Seele. Ich habe mehr gesagt, als ich habe sagen wollen. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläret habe. Meine Gedancken lauffen ein wenig untereinander. Ich schreibe hier kein Systema, sondern einen Brief, da es erlaubt ist die Gedancken vorzutragen, wie sie einem natürlicher Weise einschiessen. Sie werden nach ihrem scharf denckenden Geist solche schon auseinander zu wickeln und in Ordnung zu bringen wissen. Sie haben villeicht grosse und künstlich ersonnene metaphysische Lehrgebäude vor sich, wo sich der ganze menschliche Witz in mühsam ausgedachten Worten und scholastischen Lehrsätzen auszulassen pflegt, und sehen doch villeicht in diesen Dingen noch weniger klar.

Ich werde mich allenfalls gerne besser unterrichten lassen, und meine Sätze widerrufen, so bald man mir zeigen wird, wo ich geirret habe. Dieses ist nur ein kleines Opfer der Eigenliebe für einen Menschen, der die Wahrheit aufrichtig suchet.

Ich habe die Ehre stets zu seyn,

Mein Herr.

XIX.

Des Memmingischen Herrn Superintendenten Ehrhardts Anmerckungen über den vorhergehenden Brief.

Cicero hat in seinen Tusculanis die Frage de natura animæ eben so schwer zu beantworten beschrieben, als die de natura Deorum. Er gesteht gleich im ersten Buch, daß ihm kein Philosoph darinn genug thue; ob er schon von ihren Schriften mehr als wir halte; er meynet auch Pythagoras und Plato zweiffelten, ob die Seele ein Geist sey, die man doch für die Großväter dieser Meynung ausgiebt. Was Wunder, daß uns auch Voltaire darüber kein Genüge thut? Ich finde viele seiner Sätze mit gutem Recht wiedersprochen; aber in zweyen Puncten ließ er sich vielleicht wohl entschuldigen. Erstlich: Nichts anzunehmen, als wovon man eine klare und evidente Idee hat, solches ist in der Philosophie ganz vernünftig und nöthig. Was ists: man wird zu keinem völligen Systemate Philosophiæ oder Metaphysices kommen: aber was schadts? es ist ohnedem nicht möglich. Paulus sagt: Unser Wissen ist Stückwerck. Die Systematomanie hat unzehlig viel Unheil angerichtet: in der Theologie alle Ketzerey und das ewige Zancken; in der Medicin den Todt so vieler tausend Patienten ꝛc. Laßt uns dann genug seyn

einige

einige untrügliche Sätze auf gewisse Ideen von der Natur dessen, was in uns denckt, zu bringen: Wann wir solche zusammen verbinden wollen, so müssen wir freylich dunckle und undeutliche auch mit darzu nehmen; aber darinnen müssen wir niemand überzeugen wollen, weil wir selbst nicht überzeuget sind. Hier ist der Pyrrhonismus ganz löblich und nöthig. Ich möchte dem Voltaire auch nicht vorwerffen, er zweifele an allem: Ach! er ist in etlichen Stücken nur gar zu decisiv. Z. E. in der Neutonianischen Attraction, deren ich so gar keinen Geschmack kann abgewinnen; aber wo gerathe ich hin.

Ich wende mich zu dem zweyten Punct; und da frage ich: Gehört dann unter die gewisse und evidente Ideen auch diese: Was im Menschen denckt ist ein Geist? Was im Thier würcket ist ein Körper? Item ich frage, ist diese Folge richtig: wer da sagt, was im Menschen Seel heist sey einerley Substanz mit der thierischen Seel, der macht den Menschen zu einem Thier? Ich sage auf beyde Fragen hautement: Nein. Man muß aber da nicht den Ciceronem mit einem Maulwurf, sondern den gescheidesten Fuchs oder Elephanten mit dem allerdummesten Hottentoten oder Iroquois zusammen halten und alsdann judiciren, welcherley Verrichtungen und Aufführungen einen Geist nöthig haben, und welche nicht.

Daß GOtt auch einer Materie die Facultät zu

dencken geben könne, ist ein Satz des Locken, welchen auch Budæus nicht nur von aller Impietät losgezehlet, sondern auch, ni fallor, selbst angenommen. Es läst sich solches wohl zum Schein Κατ' ανθρωπον und ironicè widerlegen, auch per consequentiarum consequentias, wie man secundum Thomasium Ketzer macht, etwas dawider aufbringen. Wer aber nicht nur Lockens vier Bücher de Intellectu humano, (welche wohl die beste Historie des vernünftigen Menschen ist) gelesen, sondern auch seine Repliquen, besonders die auf die zweyte Antwort des Stillingflets, solte es gleich nur in der Recension des Bernhards seyn, die in den Nouvelles de la Republique des Lettres 1699. Octobr. und Novembr. sehr wohl gerathen ist; der sage ich, wird niemahlen daraus so dreuste schliessen: l'homme n'est donc qu'une bête.

Fieraventi, ein nicht gar köstlicher neuer Roman sagt in der dritten Partie p. 109. die dem Locken entgegen gesetzte Meynung seye blaspheme sur blaspheme, impieté sur impieté entassée. Er hat noch mehr, das ich nicht mag hersetzen, dann seine Authorität gilt nichts, aber seine Raisons sind nicht absurd, er habe sie hergenommen, wo er wolle. Ich gehe weiter und gerathe vielleicht selbst in eine metaphysische Ketzerey.

Daß in Universo nur eine Substanz sey, davon alle Dinge modificationes und sonderlich die zwey: extensio & cogitatio, ist, wie mich dünckt

dünckt der leibhaftige Spinozismus. Es ist also mehr, denn eine Substanz, und wie viel denn? Ich sage auch nicht mehr als zwey: aber man muß nicht gleich zufahren und setzen: Cogitatio & extensio; oder besser: cogitans & extensum; sondern höher hinauf steigen: da findet sich substantia immaterialis & materialis. Welche ist darunter GOtt? Nicht materia, dann sie ist nicht immensa, nicht indivisibilis, nicht incorruptibilis, nicht immobilis, sondern in stetem fluxu: wie Cudwort in seinem grossen Systemate intellectuali, und Mosheim im weitläuftigen Commentario operose erwiesen. Die Substantia immaterialis aber hat diese Eigenschaften alle; zum wenigsten können wir ihr keine mit aller unsrer Logic absprechen, weil wir ihr Wesen nicht genug kennen, ja, als Christen müssen wir ihr auch die Kraft beylegen, die Materie aus nichts zu schaffen. Substantia immaterialis kann nicht aus nichts geschaffen werden; sonst müste GOtt einen andern GOtt schaffen können. Unsere Seele ist nicht ewig, sondern geschaffen. Ich lasse sie den Schluß selber machen.

Daß des Menschen Seele portio divinitatis sey, per emanationem aus GOttes Substanz, sind Cabalistische Grillen, daß sie die Zahl 314695. seye, statuirt Timæus Loccus, aber wer kann sich eine Idee davon machen? Sententia, quæ animam ejusdem substantiæ cum divina, nimirum immaterialem statuit, tandem abit in Averroismum, i. e. animam post

hominis mortem non ultra ſubſiſtere niſi in Oceano divinitatis, ubi vel unde gutta olim prodiiſſet: cujus doctrinæ ſemina in Valentino Weigelio & Molino ſic animadvertere mihi viſus ſum, fortaſſe in aliis etiam Myſticis ipſis non ſatis agnita authoribus.

Dieſer Tagen habe ich den 3ten Volumen von den Briefen des Herrn Leibnitz geleſen, und gar viele trefliche Sachen darinn gefunden, ſonderlich auch Metaphyſica: wie dann bekannt, daß derſelbe mit Herrn Wolf darinn ein neu Syſtema der gelehrten Welt vorleget; weil nun noch etwas Raum auf dieſem Blat, ſo nehme mir die Freyheit meinen gröſten Scrupel darüber mit anzufügen. Electio Optimi (cui tota Leibnizii Theodicæa innititur) videtur mihi tollere libertatem hominis: hac ſublata, quomodo, quæſo, præmia & pœnæ locum habent? Der Herr Collector dieſer Briefe, Korthold, hat, wie mich dünckt, der famæ Leibnitianæ wenig gedient, daß er den Brief an Mr. Dangicourt kund gemacht: in demſelbigen bekennt Leibnitz; que la matiere n'eſt qu'un phenomene; qu'il n'y a que de Monades dans la nature. Könnte auch ein Ey dem andern gleicher ſeyn, als dieſer Satz, denen des Spinozæ iſt? Omnis mortalitas labitur, ſi immutabilis rerum a Deo nexus etiam ſapientiſſime conſtitutus ſit. Solum Deum eſſe immortalem dico, ſed vix dixerim, animum igitur hominis eſſe materiam, quoniam per materiam vulgo intelligitur id, quod longum, latum, & profundum

eſt

eſt, trinas autem has dimenſiones vix quiſquam animæ tribuet. Sed ſi materiæ conceptus latior ſit, quam quidem corporis, & verbis exprimi nequeat, res ſalva eſt.

Die alten Philoſophi, die am meiſten die Immaterialität der Seele verfechten, haben ihr doch alle ein Vehiculum zugeſchrieben, im Griechiſchen Οχημα: Bey mir iſt dieſes Οχημα die Seele ſelbſt. Ihre Unſterblichkeit kann doch beſtehen: dann GOtt, der machen kann, daß eine Materie denckt, der kann auch machen, daß eine Materie vor ſich ſelbſt immer beſtehet; ſo lang nemlich als er will. Das iſt nicht unbegreiflicher, als daß eine ſubſtantia immaterialitas von GOttes Willen könne annulliret werden; welches man doch von der Seele zugibt. Der influxus animæ & corporis reciprocus iſt in unſern Empfindungen offenbar und der einige Grund davon liegt in dem, daß ſie beyde einerley Subſtanz haben.

Wer mag im übrigen der Stramburg ſeyn, welchen Voltaire p. 299. unter die Eſprits forts gezehlet hat? Reimann, der general Atheiſtenmacher hat ihn nicht in ſeinem Catalogo. Iſt es der Joh. Stamburger J U. D. Churſächſiſcher Rath und Syndicus der Univerſität Leipzig? Dieſer aber hat ſchon 1550. gelebet, und warum kommt er jetzo erſt zum Vorſchein? Noch eins, was gedencken ſie über die 56te lettre perſane? kann man wohl dem Hrn. von Monresquieu aus der bloſen Vernunft widerlegen? Wären durch ſeine Meynung nicht alle Controverſien über die Decreta abſoluta Dei geendiget?

XX.

Von den Zweykämpfen.

Was ein Zweykampf sey.

Der Zweykampf ist eine feindselige Handlung zweyer Personen, welche die voneinander empfangene Beleidigung mit Blut und Leben durch ein besonderes Gefecht aneinander zu rächen suchen. Wir wollen unsere Betrachtungen von dieser Materie in drey Theile eintheilen. I. Wollen wir untersuchen, wie die Zweykämpfe sind aufgekommen, und wie die Gewohnheit davon bis auf unsere Zeiten ist fortgeführet worden. II. Wollen wir davon die Ungerechtigkeit und Thorheit entdecken. Und III. unmasgebliche Vorschläge thun, wie dieses Ubel könnte abgeschaffet werden.

I. Von dem Ursprung und fortwährendem Gebrauch der Zweykämpfe.

Wie die Gewonheit davon ist aufgekommen.

Man könnte den Ursprung der Zweykämpfe bis auf die älteste Zeiten hinleiten. Man könnte den so hocherhabenen Sieg des Davids über Goliath, und die Gefechte des Herculis, Thesei, Menelai, Romuli, der Horatier und Curiatier, darunter rechnen; allein, diese Kämpfe waren ausserordentlich, und hatten nichts von der Eigenschafft derjenigen Zweykämpfe, davon hier geredet wird. Man setzet demnach den Ursprung der förmlichen Zweykämpfe sicherer in diejenige wilde Zeiten, da

da nach dem Verfall der Griechen und der Römer, die gute Sitten mit den Künsten und Wissenschaften von dem Erdboden schienen verbannet zu seyn. Eine Zeit, da die Finsterniß des Aberglaubens die ganze Christenheit erfüllte, und die Religion mehr nach den Legenden der Heiligen, als nach den Grundsätzen ihres Stifters, bekannt war. Eine Zeit, da ein Schwarm barbarischer Völcker aus Norden und Osten ganz Italien überschwemmet, und die Gothen, Hunnen, Longobarden und Francken, sich durch ihre Heeres-Züge mit allen Völckerschaften in Europa vermenget hatten. Eine Zeit, da man in Ermangelung eines ordentlichen Richterstuhls über die geringste Zwistigkeiten sich einander die Hälse brach, und da ein guter Rauf-Degen der beste Advocat war, den verwirrtesten Proceß mit einmahl auszumachen. (*)

Wie solche der Aberglauben unterstützt.

Die Zweykämpfe wurden solcher gestalt als ein Mittel betrachtet, wodurch der Himmel die Gerechtigkeit einer Sache in vorfallenden Streitigkeiten zu entscheiden pflegte: (**) Folglich wur-

(*) Sententiam non calamo sed gladio, non atramento sed sanguine, non litteris sed vulneribus subscribere: causarum merita non in foro, sed in theatro, non Astræa, sed duello, non Justiniano sed Marte præside expendere; litem denique non justiori sed robustiori adjudicare soliti. *Caraffa de Monomach.*

(**) Lege Frotonis, Daniæ Regis: qua omnis lis & controversia ferro decerneretur; quod speciosius existimaret esse viribus quam verbis confligere. *Saxo Grammat.* Hist. Sax, L. V.

wurden sie nicht allein als etwas gutes gebilliget, sondern auch durch eine vorhergehende Buß und Andacht geheiliget. Man bereitete sich darzu mit allerhand geistlichen Ubungen: Man opferte zum voraus wegen des Mordes, den man zu verüben vorhatte: Man lag ganze Nächte auf den Knien zu den Füssen des Altars: Man weyhete sich allda gewissen Heiligen, welche auch bey ihrem Leben tapfere Ritters-Leute waren. Insonderheit empfieng der gute Ritter St Georg bey dieser Gelegenheit die meiste Verehrung. Man gieng endlich zur Beicht und empfieng das H. Sacrament, in dem zuversichtlichen Vertrauen, die Heiligen würden in Ermangelung des Heylandes, dessen Lehren den Zweykämpfern zuwider sind, ins Mittel treten, und zu dem vorhabenden Kampf ihren Seegen verleihen. (*)

Die

(*) Man lese hierüber des Basnage Dissertation historique sur les Duels & sur les Ordres de Chevalierie C. IV. §. 9. It. C. XIV. §. 8. It. Joh. Joach. Maderi aliorumque Diss. de Duello und nach diesem Klugkist Disp. de veris Duellorum limitibus: Woselbst unter andern die Formul aus der Kampf-Gerichts-Ordnung zu Nürnberg §. 4. zu lesen: Nemlich: Darauf soll ihm der andere Fürsprach reden; wie daß Hans hie stunde in der Reichs Noth, und bringet für, wie Conz gerathen an das heilige Reich; jehe er ihm das, das seye ihm lieb: läugne er ihm aber das, so wolle er ihm das beweisen mit seinem Kolben auf sein Haupt, nach Kampfs-Recht. Dubium, rabiesne in religionem, an religio in rabiem fuerit conversa.

Die Geschicht des Heil. Austragisili ist hier besonders merckwürdig: dieser andächtige Mann muste sich mit dem Bischof zu Tours schlagen; denn die geistliche Ordens-Ritter schlugen sich damahls so gut wie die weltliche. (*) Er hatte sich darzu bestens bereitet, und seine Andacht bey dem heiligen Marcell zu Moustiers, wie auch in andern Kirchen abgelegt. Er hatte seine Allmosen gegeben, und GOTT dabey um Rath und Hülfe angeflehet. Was geschah? Als sein Feind auf ihn los rannte, stürtzte derselbe mit dem Pferd und brach den Hals. Darüber war der König so sehr erfreuet, daß er überlaut ausrief: Sehet hier ihr Freunde, daß der HErr mit Austragisilo ist, denn er streitet für ihn, daß ihm kein Feind nicht schaden kann. (**) Nichts kann den Verstand mehr aus seinem Zirckel bringen, als wann man auch die Religion mit dergleichen Ausschweiffungen vermenget; Auf diese Weise hatte ehedessen der Aberglaube die gröste Thorheiten geheiliget, und die schändlichste Thaten gerechtfertiget.

Von den Thurnier- und Ritter-Spielen.

Hierauf kam die Zeit der Romanen und der Thurniere: Zwey Sachen, welche das Gehirn der damahligen Ritter in gewaltige Anfechtungen setzten. (***) Es war eine seltsame Galante-

(*) Traitè contre les Duels par Savaron.

(**) Vita S. Austragisili apud Bolland. vid. Basnage hist. des Duels p. 30.

(***) Lese hierüber Struvens Diss. de Ludis equestribus.

rie für die Helden selbiger Zeiten, wenn sie sich mit ihren Mit-Buhlern in Zweykampf herum tummelten, und einer Schönen zu Ehren gegen einander ihre Lantzen brachen. Hier galten die kleinste Ursachen, die Zärtlichkeit der Liebe und der Ehre biß zur äussersten Tobsucht aufzubringen. Man kann sich kaum einbilden, wie die artigste und vornehmste Leute in solche Thorheiten haben verfallen können. Der Marschall von Bassompierre, einer der ansehnlichsten Herren an Henrich des IV. Hof, hatte sich in die Frau von Entragues verliebt. Der König konnte darüber seine Eifersucht nicht bergen: Er gab solche dem Herzogen von Guise zu erkennen. Dieser, als ein irrender Ritter, (Chevalier errant,) wie er sich selber nannte, erbot sich alsobald den König am Bassompierre zu rächen, und drey Lantzen mit ihm zu brechen. Die Schrancken wurden darauf im Louvre eröfnet. Der Marschall erschien mit seinen Secundanten auf das prächtigste ausgeputzt: Ihre Harnische blincketen von Silber, und ihre Feder-Büsche waren roth und weiß. Der Herzog von Guise führte schwartz und Gold, wegen der Margräfin von Verneuil, seiner Geliebten. Der gantze Hof, der König und die Königin ausgenommen, lag in den Fenstern, um den Zweykampf mit anzusehen. Der Herzog brach die erste Lantze auf den Helm seines Gegners; mit der andern aber stieß er ihn in den Unterleib; dergestalt, daß sie auf dem Hüft-Knochen in Stücken gieng, und einen Splitter, Arms lang, in der Wunde ließ.

Damit

Damit hatte die Kurtzweil ein Ende. Man hielt dem Bassompierre für todt, und trug ihn zu dem Herrn von Vendosme. Ein Edelmann wagte es, und zog ihm den Splitter aus dem Leib: Das Eingeweide aber gieng mit heraus. Dem ungeacht wurde er curirt. Dieses Spectackel gab dem Hof einen Abscheu. Der König selbst wurde dadurch dergestalt gerührt, daß er dergleichen Zweykämpfe nicht mehr gestatten wolte. (*)

Welchen die Sing- und Trauer-Spiele folgten.

Nach den Turnieren und Aufzügen in allerhand Ritter-Spielen, wurden die Sing- und Trauer-Spiele bey den Höfen eingeführet; und dadurch der verkehrte Geschmack der Abentheuer bis auf unsere Zeiten unterhalten. Die betrügliche Schönheiten, die man darinn bewundert, sind eben diejenigen, welche die natürlichste Neigungen und Begriffe in dem unnatürlichen und seltsamen verwirren; mithin unsere Einbildung gewöhnen etwas für schön und gut anzusehen, das weder natürlich noch vernünftig ist.

Wie schöne lautet nicht die Antwort, welche der tapfere Roderich seinem ehrlichen alten Vater

(*) Memoires du Marechal de Bassompierre. T. I. p. 106. Diese Lebens-Geschicht des Hrn. von Bassompierre giebt uns eine ärgerliche Abbildung von den Ausschweiffungen der damahligen Zeiten.

ter gab, der die Verwegenheit hatte ihn zu fragen: Ob er auch Hertz hätte?

Tout autre que mon pere l'éprouveroit sur l'heure. (*)

War dieses nicht ein grosses Glück für dem guten Don Juan, daß er des Roderichs Vater war, sonst hätte er sich nothwendig mit ihm raufen müssen, weil er so vermessen fragen dorfte, ob er auch Hertz hätte. Wunderbare Art zu dencken und zu reden, welche zur Zeit der irrenden Ritter üblich war.

Eingebildete Großmuth sich zu rächen.

Wir leben zwar heut zu Tage in solchen Umständen, da man der Vernunft und einem natürlichen Wesen etwas mehr Ehre erzeiget. Die Zweykämpfe aber sind deswegen noch nicht abgekommen. Die vermeynte Ehre bildet sich ein, weil man sie schlimpfen könnte, so müste sie auch den ihr angethanen Schimpf rächen: Sie bildet sich ein, diese Rache sey so großmüthig als gerecht. Derjenige aber, der einen Schimpf auf sich sitzen ließ, sey ein zaghafter und ehrloser Mensch, welcher keinesweges verdiente, daß man ihm einige Hochachtung und Freundschafft erzeigte.

Wie man bey dieser

Damit sie auch das Ansehen der Billigkeit in der Rache selbst beybehal-

(*) Le Cid, Act. I, par Mr. de Corneille.

halten möchte, so gibt sie dem Zweykampf gewisse Regeln, darnach sich die Zweykämpfer richten müssen. Also darf man z. E. seinen Feind nicht anders als auf die ehrlichste Weise ermorden. Man muß ihm bey dem Zweykampf eben die Vortheile einräumen, die man selber hat, so wohl in Ansehung der Gleichheit der Waffen, als anderer Umstände. (*) Man darf, ohne seiner Ehre verlustig zu werden, dem Feind keinen Stoß anbringen, bevor er im Stand ist, sein Gewehr zu gebrauchen. Man ist auch so gar verbunden, im Fall er zu Boden stürtzen, oder sich entwafnet sehen solte, mit ihm großmüthig zu verfahren; und damit dieses alles ordentlich und Ehren-Gesetz-mäßig also beyderseits beobachtet werde, pfleget ein jeder Theil dazu seine Beystände oder Secundanten, als Zeugen, mit auf den Kampf-Platz zu nehmen, welche allenfalls sich ins Mittel schlagen und verhindern müssen, daß keiner der Streitenden, durch die Hitze des Gefechts, sich möchte verleiten lassen, seinem

ungerechten Handlung doch gerechte Reglen sucht zu beobachten.

(*) Die Sonne soll man ihnen gleich theilen, als sie erst zusammen gehen: It. Leder und leine Ding mögen sie wohl anthun, so viel als sie wollen; Haupt und Füsse sollen ihnen fornen bloß seyn, und an den Händen sollen sie nicht mehr haben als dünne Handschuh. Sachsen-Spiegel L. 1. art. 63. P. LXXI. In diesem alten Rechts-Buch der Teutschen, findet man eine umständliche Nachricht, wie es nach altem Sächsischen-Recht, mit den Zweykämpfen ist gehalten worden.

seinem Feind auf eine ungebührliche Weise zu begegnen. Ja ehe man noch das Gefecht beginnet, pflegen diejenige, die sich als gute Freunde schlagen, einander die Hand zu geben, auch wohl zärtlich zu umfangen, und sich im Voraus um Verzeihung zu bitten, daß sie Willens sind sich einander die Hälse zu brechen. Auf diese Art suchet man doch wenigstens die Gerechtigkeit, ohne welche die Ehre nicht bestehen kann, bey einer an und für sich selbst ungerechten Handlung zu beobachten.

Fernerweitige Regeln bey denen Duellen.

Ferner so pfleget man auch, in Ansehung der empfangenen Beleidigung, die Sache darnach abzumessen; dergestalt, daß man in einem Zweykampf mehr oder weniger Gänge thut, oder nur diese oder jene Waffen darzu erkieset. Ein Stock- oder Peitschen-Schlag, oder eine Maulschelle, rächet zwar öfters den ersten Schimpf; allein der Streit wird dadurch um desto gefährlicher; denn eine geringe Beleidigung, welche öfters gar leicht in der Güte, und durch einige Erläuterungs-Worte könnte beygeleget werden, muß nach obigen Thätlichkeiten, nothwendig mit Leib und Leben gerochen werden.

Ita capitalis: ut ultima divideret Mors. (*)

Man schlägt sich zu Pferd, auf ein paar Pistolen, und zu Fuß mit dem Degen.

Un-

(*) Horat. S. 7. L. 1.

Unguibus & pugnis, dein fuſtibus, atque ita porro
Pugnatum eſt armis, quæ fabricaverat uſus. (*)

Die, ſo die Raſerey noch weiter treiben, breiten einen Mantel auf den Kampf-Platz, oder machen eine viereckigte Grube, um ſich deſto gewiſſer einander zu würgen, und als verzweifelte Helden dabey auch ihr Begräbnüs zu finden.

Vitaque cum gemitu fugit indignata ſub umbras. (**)

Sind aber die Händel von keiner Wichtigkeit, ſo wird die Sache mit einigen geſchickten Fechter-Streichen abgethan; wobey insgemein die Manſchetten, oder die Handſchuhe, ein wenig Noth leyden; wiewohl es auch dazuweilen heiſſet: vulnera non dantur ad menſuram; denn es mag leicht einer ſeine Tertze oder Quart zu ſtarck einſchieben, ſo liegt der andere geſtreckt auf dem Boden. Sehr erbaulich iſt, daß, wenn der Kampf zu Ende iſt, die beyde Kämpfer ſich einander die Hände des Friedens reichen und als gute Freunde wieder umhalſen; worauf dieſes neue Freundſchaffts-Bündniß mit einem guten Rauſch verſiegelt wird; wenn anders dabey der tolle Wein-Geiſt nicht wieder neue Händel ausgöhret.

(*) *Horat. Sat. 3.*
(**) *Virgil.* Æneid. L. XII.

göhret. Manche, die bey ihrer Hertzhaftigkeit noch ein wenig Furcht für der Hölle haben, wenn sie sich schlagen wollen, die machen es zuvor den alten Rittern nach, und gehen zur Beicht und zum Abendmahl; wann dieses geschehen, und ihre Seele also in Sicherheit ist, so lachen sie den Teufel aus, und schlagen sich ihm zum Hohn, Trotz aller Vernunft und aller Gesetze.

II. Von der Ungerechtigkeit und Thorheit der Zweykämpfe.

Die Zweykämpfe lauffen wider alle menschliche Pflichten.

Nachdem wir den Ursprung, den Fortgang und die vornehmste Grund-Regeln der Zweykämpfe angeführet haben; so wollen wir auch untersuchen, ob solche mit den Pflichten der Menschen überein kommen. Diese haben eine vierfache Verhältnis. 1) In Ansehung Gottes. 2) In Ansehung der gesunden Vernunfft. 3) In Ansehung der Ehre, und 4) in Ansehung der bürgerlichen Gesetze. Diese viererley Pflichten der Religion, der Vernunft, der Ehre und der Gesetze, werden alle zusammen, und eine jede ins besondere, durch den Gebrauch der Zweykämpfe übertreten.

Sie streiten 1) wider die Religion.

Die Religion verabscheuet alles was von Feindschafft und Rache herrühret. Die Pflichten der Liebe, der Sanftmuth, der Demuth, der Gedult und der Verträglichkeit sind ihre vornehmste Grund-Ge-

Gesetze. Wer nicht seinen Nächsten liebet und ihm vergiebt, wenn er von ihm ist beleidiget worden, der ist kein Christ, der kan nicht beten: Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Niemand, dem die Lehren des Evangelii bekannt sind, kann diese Wahrheit in Zweiffel ziehen. Wer demnach beweisen wolte, daß der Zweykampf eine den Christen erlaubte Sache sey, der müste darthun, daß Unversöhnlichkeit, Rache, Feindschaft, Schlägerey und Mord als Wirckungen der Liebe des Nächsten könnten betrachtet werden; wo nicht so gelten die Aussprüche der Schrift: Rächet euch nicht selbst, die Rache ist mein, spricht der HERR, ich will vergelten. (*) Darum vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltworten. (**) Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrey und Lästerung sey ferne von euch, samt aller Bosheit. Seyd aber unter einander freundlich, hertzlich, und vergebet einer dem andern, gleich wie GOtt euch vergeben hat in Christo. (***) Sehet hier die Pflichten derjenigen Religion, zu welcher sich alle Christen bekennen.

Die Vernunft verwirft alles was von einem falschen Wahn herrühret: 2) Wider die Vernunft.

(*) Rom. 12. v. 17.
(**) 1. Pet. 3. v. 9.
(***) Ephes. 4. v. 31. 32.

sie lehret nicht allein, wie wir unser Leben vorsichtig erhalten, sondern auch, wie wir solches glückseelig machen sollen. Sie weiß nichts von derjenigen närrischen Ehre, welche die Menschen um ihre Ruhe, um ihren Wohlstand, um ihre Gesundheit, wo nicht gar um Leib und Leben bringet. Wie unsinnig klinget demnach die Philosophie der Zweykämpfer: Ein Mensch, der uns übel will, und dem wir folglich nicht auch überflüßig wohl wollen: dessen Freundschaft uns eine Last seyn würde: ein wilder, tollkühner Mensch, ein liederlicher Zäncker, einer der sich besoffen hat, oder der im Gehirn nicht gar richtig ist: dem beliebt es uns unhöflich zu begegnen, oder uns einige Thorheiten zu sagen. Dieser, oder ein solcher nichtswürdiger Mensch, entsetzet uns dadurch unserer Ehre, und wir müssen, um solche wieder zu erlangen, ihn vor die Klinge fordern, und uns mit ihm herum schmeissen. So ist also unsere Ehre ein Ding, welches nebst unserem Leben gewisser massen in der Willkühr eines Feindes stehet? so kann uns ein jeder frecher, tollkühner oder närrischer Mensch, nachdem sich bey ihm die Bosheit, der Wein-Geist, oder der Wirbel reget, unsere Ehre nehmen? Was muß dieses doch für eine elende Ehre seyn?

3) Wider die wahre Ehre.

Die wahre Ehre hat nichts mit einer so unchristlichen und unvernünftigen Handlung gemein. Sie weiß nichts von der Selbst-Rache: sie gründet sich auf die Tugend: die Tugend aber hat keinen andern End-

zweck,

zweck, als das Gute zu verrichten. Ein feindseliges Urtheil kann ihr den Werth von ihren Thaten nicht benehmen. Sich an einem deswegen rächen, weil er von uns übel denckt und spricht, ist eben so viel, als die Leute zwingen wollen, von uns so viel gutes zu dencken und zu sprechen, als wir selbst von unsern vermeynten Vortreflichkeiten die thörichte Einbildung hegen. Solte man sich nicht vielmehr schämen, so ausschweiffend hochmüthig zu seyn? Die wahre Ehre ist viel zu erhaben, als daß sie sich in den verkehrten Urtheilen und Meynungen der Menschen suchen solte? Wo würde sie sich nicht müssen eindringen, um ein wenig Ruhm und Beyfall zu erbetteln? Sie lässet es geschehen, daß sie, um einen Weisen zu Gefallen, zuweilen hundert Thoren mißfallen muß. Die Hochachtung eines Cato, eines Lelius und der beyden Scipionen ist ihr genug; und findet sie diese nicht in den verderbten Zeiten, darinnen wir leben, so wickelt sie sich in ihre eigene Tugend ein, und tröstet sich mit dem grossen Zeugen, der in unserm Gewissen lebet. So verhält sich die wahre Ehre bey grossen Gemüthern. Man mag sie beleidigen, man mag von ihnen Ubels sprechen, man mag sie verachten: sie lassen sich solches nicht anfechten. Nichts ahnden, vergeben, und schweigen: sehet hier die Wirckungen ihrer Rache.

4) Wider die Gesetze. Sich selbst rächen, ist so viel als sein eigner Richter seyn. Wir ha-

ben Fürsten, und Obrigkeiten, die müsten wir zuvor ihrer Macht und ihres Amts entsetzen, wenn wir uns von der Verbindlichkeit der Gesetze loßmachen wolten. Alsdenn so gieng es an, daß ein jeder nach seiner eignen Fantasie leben könnte. Man wäre nicht mehr durch so vielerley Gesetze eingeschräncket: man wäre frey und ungebunden: man könnte seinen Begierden den Zügel schiessen lassen wie man wolte. Wäre dieses nicht ein glückseliger Zustand? Wäre dieses nicht eine süsse Freyheit für uns Menschen? Ja wohl: Wie lange aber würde diese Glückseeligkeit währen? Diese Freyheit würde bald alles in Unordnung und Verwirrung setzen. Man würde die Unschuld und Gerechtigkeit unterdrücken. Der Frevel und die Grausamkeit würden herrschen. Man würde nur zaumlose und wilde Menschen auf dem Erdboden sehen. Sie würden sich unter einander selbst aufreiben, sich immer mit einander rauffen und herum schmeissen. Ein Geschlecht, ein Haus, ein jeder Mensch würde in steter Unruh und Gefahr leben. Ein barbarischer Zustand würde davon das Ende seyn, und uns zugleich zu einer vernünftigen Verfassung wieder zurück ruffen; man würde seine Zuflucht zu Ordnungen, zu Gesetzen, und zu Richtern nehmen müssen. Eine der ersten Ausschweifungen, welche man sodann würde abschaffen müssen, würden die Zweykämpfe seyn.

Aber durch die Gewonheit vertheidiget.

Ich spüre, daß diese Anmerckungen nicht gar soldatisch klingen. Die Gewohnheit wirft alles, was man in dieser Sache gerechtes und vernünftiges anführen kann, mit einmahl übern Haufen. Da gilt weder Religion, noch Vernunft, noch Tugend, noch Gesetz, wo ein unsinniger Gebrauch sich daraus eine Ehre macht, keine gelten zu lassen. Wer viele Uberlegungen macht, und es für eine Sünde hält sich mit einem herumzuschlagen, der hat eine feige Seele, der ist ein blöder, furchtsamer Mensch, der sich gar zu keinem Soldaten nicht schicket: von dem urtheilet man wie ehemahls der Marschall de Biron von einem Hauptmann, der sich für einem schriftlichen Verweiß fürchtete. Ein Soldat, sprach er, der sich für einer Feder fürchtet, der fürchtet sich auch für einem Degen. (*)

Die Gewohnheit der Zweykämpfe ist so lang hergebracht, und hat ein so völliges Recht in der Besitzung, daß alles verjährt zu seyn scheinet, was auch die christliche Religion, die gesunde Vernunfft, die wahre Ehre und die bürgerliche Gesetze dawider sagen und einwenden können. (**) Wer will, wer kann dem Gebrauch sein Recht nehmen? Hat er nicht Macht alle

(*) Memoires de Brantome T. IV.

(**) Inter causas malorum est quod vivimus ad exempla, nec ratione componimur, sed consuetudine abdu-

Thorheiten, alle Mißbräuche und alle Schandthaten zu rechtfertigen?

Lächerliche Folgen.

Halten die fromme Lappen ihre Zauber-Trommel nicht höher als das Evangelium? und beten nicht die arme Indianer, so wie man sagt, gar den Teufel an, weil es bey ihnen so üblich ist? Wer kann, wer will gegen die Macht einer solchen Gewohnheit etwas einwenden? Ein jeder siehet, daß ihr Recht unüberwindlich ist. Niemand kann die Gewohnheit der Zweykämpfe läugnen: Niemand kann in Abrede seyn, daß die Gewohnheit nicht die böse Sachen gelten machen. Ich sehe mich also mit allen meinen schönen Vernunft-Schlüssen dahin gebracht, daß ich mich werde schlagen müssen, so bald einer sich unterstehen solte mir Unhöflichkeiten zu sagen. Ja, ja, es ist nicht anders. Es ist nun einmahl so eingeführet: Die Flecken der Ehre können nicht anders, als mit Blut ausgewaschen werden. Der müste fürwahr ein schlechter Held seyn, der allezeit zu erst mit seinem Catechismo, oder mit seiner Ethic, oder mit einem Casuisten, zu Rath gehen wolte, wann er sich mit einem rauffen solte. Keine Schwachheiten, wenn es euch beliebt: Besser tausendmahl das Leben verlohren, als einen einzigen Schimpf auf sich sitzen zu lassen. Lauten diese Worte nicht schön?

Ha-

---

abducimur. Recti apud nos tenet error, ubi publicus factus est. *Sen. in Epist.*

Haben sie nicht einen grossen Sinn? Weder Leib, noch Leben, noch Seele, noch Vernunft, noch Gesetze achten, blos um die Ehre zu haben sich zu schlagen: Das heisset fürwahr recht Hertze haben. Was sag ich? Das heißt noch mehr als Hertze haben.

Ob die Ehre in der Beobachtung, oder in der Uebertrettung der Gesetze bestehet?

Nur eines lässet sich hier nicht wohl zusammen reimen. Es schlägt sich fast keiner nicht, der, bey allen seinen Helden-Meynungen, nicht auch zugleich für einen guten Christen, für einen vernünftigen Menschen, für einen ehrliebenden Mann und für einen redlichen Mitbürger der menschlichen Gesellschaft will gehalten seyn. Nun aber handelt er, indem er sich schlägt, gantz offenbahr und vorsetzlich gegen diejenige Pflichten, welche zu obgedachten Eigenschaften gehören. Wie will man also diesen Widerspruch auseinander setzen, und eine so wunderliche Verwirrung der Begriffe entwickeln? Entweder man müste sagen, der handele unchristlich, unvernünftig, unehrlich und ungerecht, der sich mit einem schlägt; oder man müste vorgeben, obige Pflichten wären nur für den Pöbel, der keine Ehre hätte; und daß die Vortreflichkeit und die Hoheit eben dieser Ehre darinn bestünde, daß sie keine Religion, keine Vernunft, und keine Gesetze erkenne. Anders ist nicht hieraus zu kommen.

Die Gewonheit macht kein Recht.

Die bloſe Gewohnheit rechtfertiget keine böſe That.

La mode n'a point de droit de nous donner des vices.
Ou de legitimer le crime au fond du cœur,
L'exemple ne peut pas autoriſer un crime. (*)

Weder Zeit, noch Norurtheil, noch Anſehen kann uns von der Beobachtung der nöthigſten und unumgänglichſten Pflichten loßſprechen. (**) Sie machten weder das Böſe gut, noch das Thörichte klug. Man müſte ſonſt ſagen, die zehen Gebote wären, per conſuetudinem in praxi contrariam, durch die gegentheilige Gewohnheit, verjähret worden; und ein Wahnwitziger würde durch die Ausübung vieler unſinnigen Thaten endlich geſcheid.

Was man weiter noch anführet die Zweykämpfe zu rechtfertigen.

Noch ein anderer Umſtand, welchen die Zweykämpfer zu ihrer Rechtfertigung anführen, iſt dieſer: Man iſt, ſagen ſie, nicht allein in Gefahr, um ſeine Ehre, ſondern auch um ſein zeitliches Glück zu kommen, wenn man in

(*) Nivelle de la Chauſſée Prejugé à la mode. Act. II. Sc. II.

(**) Conſuetudinis uſusque longævi non vilis quidem auctoritas; verum non uſque adeo ſui valitura momento, ut & rationem vincat aut legem. L. 2. C. *quæ ſit longa Conſuet.* L. 8.

in gewissen Begebenheiten eine empfangene Beleidigung nicht durch einen Zweykampf rächet. Mancher Officier, zum Exempel, hat nichts weiters gelernet, als sein Soldaten-Handwerck. Er befindet sich in einem Gasthause: er trincket ein Glaß Wein: er scherzt, er spielt, er singt: Kurz, er ist vergnügt: Den Teuffel verdrießt es, einen so lustigen Menschen zu sehen. Er bringt deswegen einen andern Officier in seine Gesellschaft: diese trincken zusammen: bey dem Trincken aber gerathen sie in einen Wortwechsel: sie disputiren miteinander: der Wein erhitzt den Mann, und die Redens-Arten. Ein kleines garstiges Wort fähret dem einen schnell vom Munde; damit hat die Freude ein Ende. Beyde greiffen zum Degen: Man bringt sie von einander: Man sucht sie wieder zu vergleichen. Allein, vergeblich: sie müssen sich schlagen. Woltet ihr, der erste, der geschimpffet worden, solte die Sache als ein weiser Mann, oder als ein Christ ansehen, und die kleine Ubereilung beym Trunck dem andern zu gut halten? Ach! ihr wisset nicht was ihr saget. Der gute Mensch hat seine Ehr verlohren: Man entziehet sich seinem Umgang: man will nicht mehr mit ihm trincken, noch neben ihm dienen: man betrachtet ihn als einen feigen Kerl, der kein Herz und keine Ehre hat: Was soll nun der arme Mann machen? Wie soll er wieder zu seiner Ehre gelangen und seinen Dienst behaupten? Er muß sich schlagen, es ist kein ander Mittel. Der Zweykampf allein, sagt ein Italiäner, ist dasjenige

Gegengift, die tödtlich-krancke Ehre wieder zu heilen. (*)

Wie unsinnig hierbey die närrische Ehre raset.

Der Eifer für die Zweykämpfe gehet noch weiter. Nach den Regeln der Billigkeit und der Vernunft muß man demjenigen Recht wiederfahren lassen, der von uns ist beleidiget worden. Allein, unter denen Leuten, die den sogenannten Point d'honneur haben, weiß man von keiner andern Genugthuung, als die man einem mit dem Degen in der Faust giebet. Die allerempfindlichste Beleidigung, das allergröste Unrecht wird auf das edelmüthigste durch einen Zweykampf erstattet. Der Beleidigte kann in diesem Gefecht eben so ehrlich niedergestossen werden, als der Beleidiger. Ist dieses nicht eine treffliche Genugthuung für einen, der beleidiget worden ist? Man muß bekennen, es besitzen die Helden von dieser Art eine wunderbare Scharfsinnigkeit, von den ordentlichen und gemeinen Begriffen des menschlichen Verstandes und der natürlichen Billigkeit abzugehen, und auch die unsinnigsten Dinge durch einen Schein der Ehre vortreflich zu machen.

Man hat schon vorlängst angemerckt, daß die allerunruhigste und zänckischste Leute insgemein auch die furchtsamste sind. Sie wollen alles zu

Boden

(*) Il Duello e un antidoto vitale per risanar la reputazione ancor che mortalmente inferma. *Maffei scienza cavalleriſca.* L I. C. III.

Boden schmeissen, weil sie sich vor allem fürchten. Sie können nicht leiden, daß andere etwas vor ihnen voraus haben, weil sie sich einbilden, sie würden ihrentwegen verachtet werden. Ihr Neid, ihr Mißtrauen, ihre Eifersucht naget sie beständig. Sie sehen deswegen immer mit schreckhaften Blicken um sich her, ob ihnen niemand zu nahe kommt, und ob man sich nicht vor ihnen fürchtet.

Timent timentes, metus in auctorem redit. (*)

Sie betrachten das ganze menschliche Geschlecht wie ihren Feind, mit welchem sie in keiner guten Verständnuß leben können: sie meynen, sie wären braf, weil sie unerträglich sind. Andere, die weniger wild und mehr vernünftig sind, schlagen sich aus Furcht, man möchte sie für zaghaft halten, wenn sie sich nicht schlügen und einen Schimpf auf sich sitzen liessen. Noch mehr, sie fürchten sich so gar darüber um ihren Dienst zu kommen. Sind dieses nicht wichtige Bewegungs-Gründe, einen zum Zweykampf aufzumuntern? Furcht vor anderer Leute Vorzügen, Furcht vor ihren Urtheilen, Furcht um seinen Dienst zu kommen. Wie wenig Herz, wie wenig Verdienste muß nicht derjenige besitzen, der seine Ehre und sein Glück auf eine so elende und schmähliche Weise

(*) Seneca in Oedipo. v. 708.

se befördern muß. Ein Laster zu begehen, und zwar eines der grösten und abscheulichsten, um den Beyfall der thörichten Leute zu verdienen, oder nicht um seinen Dienst zu kommen: das ist sehr niedrig, das ist sehr klein, und lauft wider alle Begriffe der wahren Ehre.

Falsches Vorurtheil von der Tapferkeit der Zweykämpfer.

Es ist demnach eine Wirckung der Vernunft, und nicht ein Mangel der Herzhaftigkeit, wenn man sich nicht schlagen will. Man ehret dadurch die Vorzüge der Weißheit und der Tugend, und schämet sich billig in das Register der kleinen und nichtswürdigen Rauf-Helden zu kommen, welche sich fürchten, man möchte sie nicht für herzhaft halten, wann sie sich schämeten, die gröste Laster und Thorheiten zu begehen.

Denen Griechne und Römern ist die Gewonheit der Zweykämpfe unbekannt gewesen.

Wir lesen nicht, daß die alten Griechen und Römer, welche sonst die klügste und tapfferste Völcker waren, etwas von solchen närrischen Zweykämpfen wusten. Wenn ja bey ihnen ein Zweykampf statt fand, so geschah solches nur allein vor der Spitze zweyer feindlichen Heere, zum Besten des Staats, mit Bewilligung der Feldherren, um durch ein einzeles Gefecht, den Streit ganzer Völcker zu entscheiden.

- - - Ut ultima divideret mors.
Non aliam ob causam nisi quod virtus in utroque summa fuit. (*)

Ausser diesen Umständen, die selten vorkamen, hielten sie das Balgen für etwas unsinniges, und überliessen davon die kleine Ehre den gemeinen Kampf- und Klopf-Fechtern. Sie achteten sich im Gegentheil verbunden, ihr Blut und ihr Leben für die Wohlfahrt des Vaterlandes aufzuopffern, und solches als ein Gut, das ihnen nicht allein eigen war, mit aller Sorgfalt zu schonen. Alle Arten sich selbst zu rächen, oder durch Privat-Schlägerey sein Recht zu verfechten, war ihnen verboten. Man verfuhr gegen solche Verbrecher, nach gemeinen Rechten, strafte sie als Mörder und Todtschläger, oder als Stöhrer der öffentlichen Ruhe. (*)

(*) Horat. L. I. Sat. 7. Una res est quæ tale certamen justum ac pium potest reddere, ex una duntaxat parte, si alioqui omnino expectandum sit, ut, qui injustam causam fovet, victor sit futurus cum magna innocentium strage. - - - Si duo, quos inter de Regno controversia est, parati sint inter se armis cernere, pati id posse populum, ut major calamitas cæteroqui imminens evitetur, idem &, cum de bello finiendo agitur, dicendum erit. *Grotius de J. B. & P. Lib. III. C. XX. §. 43.* Siehe, was wir hierüber in folgendem Cap. angemercket haben.

(**) L. 3, ad L. Jul. Maj.

Es ist merckwürdig, sagt der Abt St. Real, (**) daß alle grosse Männer, wenn sie zum Zweykampf ausgefodert worden, sich darüber jedesmahlen nur Spottweise hatten vernehmen lassen. Als einsmahl die Cimbrer und die Römer gegeneinander zu Felde lagen, liesi ein Barbar von ausnehmender Grösse und prächtiger Ausstaffirung den Marius zum Zweykampf herausfordern. Dieser General, der von unten auf als ein gemeiner Soldat gedienet, und durch seine Tapferkeit allein sich empor geschwungen hatte, ließ demselben ganz kaltsinnig zur Antwort wissen: Wo er des Lebens müde wäre, so rieth er ihm sich zu erhängen.

Pyrrhus, der König von Epiro, als er sah, daß ihn der grosse Antigonus in die äusserste Noth gesetzet hatte, ließ er ihn ebenmäßig zum Zweykampf ausfordern, worauf ihm dieser sagen ließ: Es wären noch tausenderley andere Wege aus diesem Leben zu kommen. August fand diese Antwort so schön, daß er dem Antonio keine bessere zu geben wuste, als ihm dieser ein gleiches ansinnen ließ.

Auch wissen die Türcken und Asiatische Völcker nichts davon.

Die Türcken und Persianer, nebst andern asiatischen Völckern, wissen eben so wenig von dem unsinnigen Gebrauch der Zweykämpfe. Wir Europäer allein, die wir uns nach Christi

(**) Oeuvres de l'Abbé de S. Real. T. V. de la Valeur.

Christi Nahmen nennen, haben den Gebrauch der Zweykämpfe eingeführet, und zwar zu der Zeit, da aus heidnischen Königreichen christliche Länder wurden. (*) Wir Christen sind also die grausamste Völcker, um uns zu rächen; ohnerachtet unser Gesetzgeber nichts härter verdammet. Wir haben also ein Gesetz, nicht um demselben nachzuleben, sondern damit die Ehre desto grösser sey solches zu übertreten. Man kann zwar nicht läugnen, daß es auch in andern Ländern noch wilde und blutdürstige Leute gebe, die aus Rachgierde, oder aus einer rasenden Wuth sich einander umbringen; Allein, daß sie sich daraus eine Ehre machen solten, das ist nur ein Wohlstand unter den Christen.

III. Von Abschaffung der Zweykämpfe.

Warum die bisherige Duellmandata so wenig verfangen.

Ich zweifle nicht, ein jeder vernünftiger Leser werde aus dem, was wir hier angeführet haben, vollkommen überzeugt mit uns erkennen, daß die Gewohnheit der Zweykämpfe, ein wider alle Religion, wider alle Vernunft, wider alle Ehre und wider alle Gesetze laufendes Beginnen sey. Es haben auch aus einer gleichmäßigen Uber-

(*) Præsertim cum Reguli ipsi & tyranni haberent exemplum Longobardorum, & id permittentes suæ tyrannidi consulerent; dum feroces illi se de medio alius alium tollerent; hos vero paulatim alii interposito falso honoris nomine imitarentur: res ad istam quæ nunc viget immanitatem processit, *Ant. Massa contra usum Duelli*, p. 29.

Uberzeugung bishero alle christliche Potentaten, durch vielfältige oft wiederhohlte und aufs neue geschärfte Duell-Mandate, dieses so sehr überhand genommene Ubel in ihren Ländern und Gebieten völlig abzustellen vermeynet; (*) gleichwohl aber damit nicht zum Zweck gelangen können. Das Verbrechen wird noch immer für eine Tapferkeit und der Gehorsam für eine Zaghaftigkeit gehalten. Der munterste Adel, die tüchtigste Leute werden noch öfters durch eine so grausame Narrheit zu unglückseligen Leichen. Der tolle Wahn bleibet noch immer, daß der Frevel wider die Gesetze zu handeln, und der so strengen Macht der Regenten Hohn zu sprechen, eine besondere Ehre sey. So lange man also diesen Leuten nicht eine so ganz verkehrte Einbildung von der Ehre benimmt, so lange bleiben auch die Wirckungen so ausschweiffend, als die Ursache ist; Mit Gefängnüß, Entsetzung der Dienste, Leibes- und Todes-Strafen, wird hier nichts ausgerichtet. Dann diese Helden sind wie die fanatische Träumer, die alles ihrer andächtigen Schwermerey aufopfern.

Nähere Vorschläge zur Abstellung der Zweykämpfe.

Man würde hier die Sache aus dem Grund heben, wenn man das falsche Wahn-Gespenst, welches die Soldaten die Ehre nennen, in einen ordentlichen Bann thun, und diesen Würg-Teufel

(*) Siehe daß in Leipzig herausgekommene Corpus Juris Militaris Novissimum, worinn der meisten Könige und Republiquen ihre Duell-Mandata enthalten sind. It. Io. Tesmari Diss. ad Edictum de Duellis.

Teufel durch einen christlichen Exorcismum gar austreiben könnte. Diese so nöthige Verbannung der allernärrischten Ehre schickte sich für den Büttel und Profosen am besten: Man schände den, der um eine vermeynte Schande zu fliehen, die gröste zu begehen sich erfrechet.

Es kommt hier vornemlich auf den falschen Begrif an, den man sich von der Ehre macht. Die wahre Ehre ist ein würdiger Vorwurf edler Gemüther; die falsche aber ein Tyrann der Thoren: Jene beherrschet die Vernunft; diese aber der Wahnwitz: Jene macht die Menschen nach ihren Pflichten handeln; diese hingegen verleitet sie zum Frevel und zu Schandthaten. Um diesen so nöthigen Begrif von der Ehre denen Soldaten beyzubringen, müste man dasjenige falsche Hirn-Bild, welches sie für die Ehre halten, der Gebühr nach schimpfen, und solches von allen seinen betrüglichen Zierrathen entblösen, dergestalt, daß ein jeder sehen möchte, wie dieser ganze Ehrenhandel eine wahre Narrheit mithin eine der allerwahnsinnigsten und schändlichsten Handlungen sey, die ein Mensch begehen kann. (*)

Erstlich soll man denen Soldaten einen rechten Begrif von der Ehre beybringen.

(*) Il seroit à souhaiter qu'on punit les dangeureuses idées qu'on a là dessus de quelque note d'infamie, afin que ceux qui en sont esclaves, vissent par là, que bien loin d'établir leur reputation, ils la ternissent

Hernach ein ordentliches Ehren-Gesetz einführen.

Zu dem Ende müste man zuforderst ein gewisses Ehren-Gesetze aufrichten, und demselben eben den unauslöschlichen Schandfleck (notam infamiæ) eindrucken, welchen bisher unsere so genannte gens d'honneur auf die Unterlassung der Selbst-Rache gesetzt haben. Dieses Ehren-Gesetz müste darinn bestehen, daß alle diejenige, die sich erfrechen würden, den gemeinen Frieden zu verletzen, und eine empfangene Beleidigung mit Wehr und Waffen aneinander zu rächen; es geschehe solches in einem ordentlichen Zweykampf, oder sonst durch anderwärtigen Angrif, durch diese That selbst, ihrer Ehre, ihrer Güter und ihrer Aemter verlustig seyn müsten.

Welches alle die, so in Diensten treten, beschwören müsten.

Diejenigen, welche sich in Kriegs-Dienste begeben, müsten bey dem Antritt derselben, einen leiblichen Eyd zu GOtt schwören, dieses Ehren-Gesetz unverbrüchlich zu halten; denn dadurch hätten alle diejenigen, die zum Kampf ausgefordert würden, eine Ehren-gemäße Entschuldigung nicht zu erscheinen. (*) Wobey der Obriste oder Haupt-

---

sent & se deshonorent. . . La mort n'est pas suffisante pour retenir des hommes, qui se font une gloire de la mepriser; mais si tous ceux qui se battent en duell, étoient condamnés au pilori, on verroit bien-tot diminuer le nombre de ces pretendus gens d'honneur. *S. Le Spectateur* T. I. p. 48.

(*) Lese hierüber Puffendorf de Jure Nat. & Gent. L. VIII. C. IV. §. 8. woselbst er diese Meynung aus dem Hobbesio anführet.

Hauptmann dem neu angehenden Soldaten den Regiments-Degen selbst einhändigen, und ihm dabey nochmahls mündlich bedeuten müste, dieses Gewehr in keinen andern Vorfällen zu gebrauchen, als wo es der Dienst seines Herrn, und seines Vaterlandes von ihm erfordern würde: und dieses bey Verlust obiger Straffen.

Wie darüber zu halten und mit der Execution zu verfahren wär.

Weil aber mit blosen Gesetzen in der Welt nichts auszurichten ist, wo man nicht scharf darüber hält; so erfordert hier die Nothwendigkeit insbesondere, daß man sogleich die besagte Strafe an den Verbrechern, ohne alle Nachsicht, vollziehen lasse. Die Execution könnte ungefähr folgender Gestalt vorgenommen werden. Ein jeder Soldat, er sey vornehm oder gering, der sich erkühnet, wider obiges Gesetz zu handeln: es sey, daß er einen zum Zweykampf heraus gefordert; oder, daß er sich auf die Ausforderung gestellet; oder, daß sonst einer auf den andern den Degen gezogen: ein solcher wird sogleich als einer der seine Ehre verwircket, nicht allein seiner Dienste und seiner Güter wircklich entsetzet; sondern auch aller Würden und ehrlichen Bedienungen fernerhin unfähig erkläret: Zu dem Ende wird ihm gleich, nach vollbrachter That, der Degen durch den Profosen von der Seiten genommen, und dabey angekündiget, daß er hinfort sich nicht mehr unterstehen soll, weder vor den Augen des Fürsten, noch an dessen Hof, noch auf dem Waffen-Platz, noch sonst bey den Versammlungen des

Adels, noch anderer ehrlichen Leuten zu erscheinen, auch sich mit keinem Seiten-Gewehr nirgend wo betreten zu lassen: bey Straf durch die gemeine Stadt-Knechte weggenommen und in schimpflichen Verhaft gezogen zu werden. Auf solche Weise müste er als ein geschändeter das Land räumen, flüchtig herum irren, und sein Brod bey andern Völckern suchen. Man würde ihn als einen Menschen betrachten, der wider GOtt, wider seinen Fürsten, und wider seine Pflicht gehandelt. Er würde keine Entschuldigung mehr finden, wenn er sein Unglück einer Ehrenrettung, oder Affaire d'honneur, wie es die Franzosen nennen, beymessen wolte; denn man wird leicht begreiffen, daß ein Mensch, der wider sein Oberhaupt sich empöret, die Gesetze verachtet, die gemeine Ordnung stöhret: seiner Pflicht, seiner Ehre, und seinem Glauben zuwider handelt: seine Wohlfahrt, sein Glück, sein Leib, sein Leben, seine Seele aus Frevel in den Wind schlägt, um einen Mord zu begehen, oder einen seiner Mitgesellen dergestalt zu verwunden, daß er untüchtig seyn möchte, ferner zu dienen; daß, sag ich, ein solcher Mensch, der wider alles, was heilig und unverletzbar ist, trotzig angehet, auch keiner Ehre und keines Glückes würdig sey: Folglich wird ihn seine vermessene That, daraus er sich eine Ehre gemacht, um alle seine Ehre bringen, und die gerechte Strafe seines Verbrechens andern zu einem schreckhaften Exempel dienen, für dergleichen Laster und Missethaten sich zu hüten.

Fälle, wo die Gnad des Fürstens die Straffe mildern kann.

Doch, wie keine Regel ohne Ausnahm ist, auch die Umstände einer Sache öfters ein anderes Ansehen geben; so würde man dadurch eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man jederzeit alles zu genau nach dem Buchstaben des Gesetzes nehmen wolte. Also können sich auch wohl bey dieser Sache solche Fälle ereignen, wo die Gnade des Fürstens und eine Vergebung noch statt finden möchten. Dieser Fall aber ist von einer so wichtigen Folge, daß daben die gröste Behutsamkeit zu gebrauchen wär; wenn anders das Ansehen und die Macht des Gesetzes dadurch nicht soll geschwächet werden. Derowegen wird es allerdings nicht wohl geschehen können, daß man einen Verbrecher auf der That mit der ersten Beschimpfungs-Straffe verschone; im andern Satz aber möchte die Folge der Straffe, nemlich die Entsetzung seiner Dienste und die Einziehung seiner Güter, gestalten Umständen nach, ihnen nachgelassen werden.

Wie damit behutsam zu verfahren und die Abbitte geschehen soll.

Wiewohl auch hier die Gnade des Fürsten dem Verbrecher nicht ehender zu statten kommen solte, er habe dann zuvor, seines Verbrechens halber, vor dem ganzen Regiment öffentlich Abbitte gethan; damit durch eine solche feyerliche Handlung jedermänniglich kund und offenbahr werde, daß ein solcher, der sich mit einem geschlagen, die Ehre verwircket, und folglich einer Ehren-Erstattung vonnöthen habe. Eine solche

Ceremonie würde für den Ubertreter in der That etwas sehr beissendes und empfindliches seyn; allein eben dadurch würde das Gesetz der Ehre seine völlige Macht erlangen, und der vorgesetzte Zweck, alle Zweykämpfe abzuschaffen, um so viel leichter können erhalten werden.

Fälle, wo kein Pardon statt finden müste.

Erfrecht sich aber einer zum andernmahl, und schlägt sich zum Hohn seines Fürsten und aller Gesetze; so muß, in Ansehung einer solchen hartnäckigten und unbezwinglichen Boßheit, die Straffe um destomehr geschärffet werden. Dann hier wäre es eine grausame Barmherzigkeit, dergleichen verruchte Bösewichter noch zu schonen: sie müssen ein Opfer der Gerechtigkeit werden: sie verdienen, daß man sie aus der Gesellschaft der Menschen ausrotte, und daß man ihr Andencken abscheulich mache. Man lasse sie öffentlich an den Pranger stellen, und sie, wie es ihr ausgelassener Frevel verdienet, auf mancherley Art beschimpfen. Ich bin versichert, die närrische Soldaten-Ehre würde sich bey solchen Fällen bald ein anderes Corpus Juris machen; und unsere wilde Rauffer ehender in ein Stock- und Narren-Hauß, (*) als in Ansehen und Hochachtung bringen.

Die-

(*) Die Meynung des Abts von S. Pierre gehet wirklich dahin: Que celui qui auroit fait un appel, fût enfermé pour long tems dans les petites maisons & mis en curatelle. v. *Ses Oeuvres*. T. X.

Und wo die Thäter vor die Criminal-Gerichte zu ziehen wären.

Diejenigen, die einen andern im Zweykampf, oder sonst, verwunden, oder gar entleiben, müsten zugleich, wann sie auf obbesagte Weise ihrer Ehr und Güter wären verlustig worden, auch, nach gemeinen Rechten, als Mörder und Todtschläger für das Criminal-Gericht gezogen werden, und allda noch insbesondere ihr Urtheil, nach Ausweisung der peinlichen Halß-Gerichts-Ordnung, zu gewarten haben; Es müste ihnen disfalls der Vorwand des Zweykampfs, oder eines beleidigten sogenannten puncti honoris, um so vielweniger zu statten kommen, weil sie sich durch eine ohnedem so hoch verbottene That vielmehr einer doppelten Straffe würdig machen.

Die Anstifter der Zweykämpfe müsten gleichfalls gestraffet werden.

Ein jeder siehet, wie es hier hauptsächlich auf den Ernst des Fürsten ankomme. Denn wo dieser noch die Verbrecher heimlich schützet; und im Gegentheil diejenige, welche zu vernünftig sind, um sich mit einem andern herumzuschlagen, selbst für zaghafte Seelen anstichelt; an statt daß er sie lieben, hochachten und befördern solte; da sind die Gesetze wider die Zweykämpfe vollkommen unnöthig. Ja er wiederruft dadurch gleichsam stillschweigend selbst ihre Gültigkeit, und unterstützet die Gewohnheit an statt der Gerechtigkeit. (*)

(*) Princeps voluntatem suam non tantum expresse, sed etiam tacite declarat, inde fit, ut quoque mores ac consuetudines naturam legum assumant. *Fleischer Jus Nat. & Gent.* L. III, C. VII, §. 5.

Die Anstifter der Zweykämpfe musten gleichfalls gestraffet werden.

Im Fall auch ein ruchloser frecher Mensch sich unterstehen solte, einen zum Zweykampf anzureitzen; oder jemand deswegen mit Unglimpf und Verachtung zu begegnen, weil er einen Zweykampf ausgeschlagen, oder sich von bösen Händeln hat losgewickelt; so müste derselbe als ein Aufwiegler, der sich gegen die Gesetze und die Majestät des Fürstens empöret, und dessen Befehle verspottet, gleichermassen eingezogen, und nach aller Schärfe gestrafet werden, (*) Solchergestalt dürfte ein ehrlicher Mann mit nichten besorgen, von dergleichen liederlichen und wilden Großsprechern, seiner Aufführung halber, angefochten und gelästert zu werden.

Wie man bey einem jeden Regiment gewisse Friedens-Richter bestellen soll.

Damit auch, so viel möglich, allen Zänckereyen und Mißhelligkeiten unter denen Kriegs-Leuten in Zeiten möge vorgebogen werden, bevor sie in gefährliche Weitläuftigkeiten ausbrechen; so solten zu dem Ende bey allen und jeden Regimentern gewisse Friedensrichter bestellet werden: deren ihr Amt darinn bestehen müste, zwey im Streit begriffene Partheyen in der Güte miteinander zu vergleichen, sich allen ihren Ausschweiffungen und Thätlichkeiten, im Nah-

(*) Ce sont les vieux Officiers qui les aiguillonnent, & qui croient devoir les dresser à se battre, comme on dresse de jeunes dogues. Roques Diss. sur les Duels. p. 64.

Nahmen des Fürstens, zu widersetzen: demjegen Recht zu verschaffen, der von dem andern ist beleidiget worden; mithin auf alle Art und Weise dem Fortgang solcher gefährlichen Händel Einhalt zu thun, welche auf Rach und Mord hinaus lauffen. Ein jeder Befehlshaber und Soldat müste zugleich auf Eyd und Pflicht verbunden seyn, bey vorfallenden Streitigkeiten, wo er gegenwärtig wäre, sich alsobald ins Mittel zu schlagen, Wehr und Waffen bey Seite zu schaffen, die nächst bey der Hand seyende Wache aufzuruffen, und solchergestalt allen und jeden Schlägereyen bestmöglichst zuvor zu kommen. Da im Gegentheil die Anstifter, und die, so andere zum Streit aufreitzen, so arg, wie die Verbrecher selbst, müsten angesehen werden.

Von dem Vorurtheil, welches die Grossen durch ihr Exempel geben.

Dieser so nöthigen Verfassung müste nun vor allen Dingen das Exempel der Grosen das rechte Gewicht geben. Ihre Aufführung formiret die Regeln des Wohlstandes, und ihre Thaten entscheiden die zweiffelhafte Fragen einer beleidigten Ehre. Man mag noch so viele Gründe aufbringen, die Nothwendigkeit der guten Sitten damit zu beweisen; man mag durch die bindigste Schlüsse die Menschen überzeugen, daß der Zweykampf eine thörichte, schändliche und barbarische Handlung sey; so wird man doch damit nicht viel ausrichten, so lange die vornehmste und angesehenste

Herrn bey Hof und im Krieg noch selbsten sich dieses Rach-Mittels bedienen. Tausend Galgen schrecken hier nicht so viel, als eine vermeynte Helden-That, von dieser Art, die verkehrte Einbildung ins Feuer setzet. Ein Unter-Befehlshaber will nicht minder Ehre haben als sein Obrister: Er will nicht minder hertzhaftig seyn, Leib und Leben dafür aufzusetzen, und solte er auch, nach verrichteter That, alle Schande und alle Schmach deswegen auszustehen haben; denn diese Leute betrachten die Profosen, Büttel und Hencker, als Zeugen ihrer über alles trotzenden Ehre; sich aber selbst als Märtyrer, die ihrer Ehren halber leiden müssen. Es ist demnach vergebens, hier Gesetze zu machen, welche diejenigen, die solche handhaben sollen, selbst übertreten.(*) Elende Fürsten! die so wenig verstehen, was ihrer Macht und Hoheit Eingrif thut, und die bravste Leute in Gefahr setzet, auf eine so liederliche Art ihr Leben zu verliehren! Was Wunder, daß so viele vernünftige Leute deswegen abgehalten werden, Kriegs-Dienste zu nehmen?

Wie

(*) Hier gehöret die schöne Stelle aus dem Claudiano:

In commune jubes si quid censesque tenendum,
Primus jussa subi. Tunc observantior æqui
Fit populus, nec ferre negat, cum viderit ipsum
Auctorem parem sibi: componitur orbis
Regis ad exemplum: nec sic inflectere sensus
Humanos edicta valent, ut vita regentis.

Claud. de IV. Consul. hon. v. 296. &c.

Wie überhaupt in der menschlichen Gesellschaft eine gewisse Behutsamkeit vonnöthen ist, um den Frieden und das gute Vernehmen mit andern zu erhalten; also wird dieselbige auch insbesondere von einem vernünftigen Soldaten erfordert, um alle Verdrießlichkeiten und allen Zwiespalt mit andern zu vermeiden.

Wie ein jeder Soldat insbesondere sich verhalten soll, alle Händel zu vermeiden.

Hierzu dienen kürtzlich folgende Regeln:

Ein jeder soll sich äusserst angelegen seyn lassen, seinen Dienst, und was davon abhängt, wohl zu versehen: Er soll gegen jedermann höflich und bescheiden sich betragen: Er soll alle Unwahrheiten und Plaudereyen meiden: Er soll von niemand übels reden, nicht spöttisch noch satyrisch seyn, keinen schrauben und zum besten haben wollen, nichts übertragen, noch mit neuen Mähren sich schleppen, mit niemand auf eine ungeziemende Art sich zu gemein machen, und auch mit seinen besten Freunden den Wohlstand nicht gar auf die Seite setzen. Keinen besondern Rang, noch Vorzug in Ansehung der Geburt, noch einiger Verdienste, noch anderer Ursachen halber, verlangen. Weder Schulden machen, noch Geld ausleihen: Man macht sich zwar denjenigen zum Freund, dem man etwas leihet; allein er wird unser Feind, wenn man es wieder fordert. Man muß sich auch in kein grosses Spiel nicht einlassen; denn

man

man verlieret daben entweder sein Geld, oder die Gunst dessen, dem man abgewinnet. Man muß sich in keine gefährliche Liebes-Händel mengen, noch einen andern daben auszustechen oder zu hinterschleichen suchen; Auch muß man sich hüten, jemand zu verachten, oder zu beleidigen: dann der geringste Feind kann uns schaden. Ein allzu hoch getriebenes und aufgeblasenes Wesen ist allenthalben anstößig. Man muß sich daben für allem Widerspruch hüten, denn es pfleget die Gemüther der Menschen mit einer schnellen Macht zu entzünden, und insgemein Hader anzurichten. Man muß mit gleicher Sorgfalt aller weitläuftigen und nichtswürdigen Bekantschaften müßig gehen; insonderheit allen Umgang mit herumvagirenden Rittern, Spielern, Müßiggängern, Krippe-Reutern, Vollzapffen und dergleichen liederlichen Leuten, vermeiden. Nöthiget einen aber ja ein Zufall oder ein unumgänglicher Wohlstand, daß man sich in Gesellschaft solcher Menschen befinden muß, so halte man sich bey ihnen gantz eingezogen, rede sehr wenig, und dieses höflich und bescheiden, damit sie sich mit uns in keine Vertraulichkeit einlassen, als in welchem Fall es überaus schwer ist ihrer wieder los zu werden. Ehe aber noch der Wein, der Rauch und das Spiel ihr wildes Gehirn erhitzet, suche man unter einem höflichen Vorwand seinen Abschied zu nehmen, und sich von ihnen mit guter Art zu entfernen.

Wie man sich zu verhalten, wenn man von einem geschimpft und herausgefordert wird.

Solte einem aber, aller angewandten Vorsichtigkeit ohngeacht, dennoch das Unglück begegnen, daß ein ungestimmer wilder Mensch sich an einem reiben und Händel mit einem anfangen wolte; so ist kein ander Mittel, als ihm eine großmüthige Verachtung zu zeigen, und sich damit, ohne ihn durch Schimpf- und Schelt-Worte zur Raserey zu bringen, schnell von ihm weg zu begeben. Die Tugend hat insgemein etwas so grosses und erhabenes in ihrem Wesen, daß sie auch die wildeste Menschen mit einer gewissen Ehrfurcht zu fesseln und die Ausbrüche ihrer Wuth zu hemmen weiß; allein, es gehöret darzu mehr Hertz und Standhaftigkeit, als erfordert wird, sich mit einem herum zu schlagen.

Einem vernünftigen Mann, der sich besitzet und Meister von seinen Regungen und von seiner Zunge ist, wird es nie an der Leutseligkeit fehlen, allen verdrießlichen Wortwechselungen und daraus entstehenden Mißverständnissen sich zu entziehen. Eine großmüthige Seele hat immer in sich selbst einen unerschöpflichen Grund von Güte, Unschuld und Mitleiden: alles was sie beginnet, das einen andern beleidigen könnte. Die Großmuth hat nichts sagt Balth. Gracian, ist ein Schild gegen alle Scheltworte, gegen alle Stichel-Reden, ja sie kann so gar auch die Wahrheiten vertragen die man ihr verweiset. Man siehet diesen kleinen Verdrießlichkeiten

des

des menschlichen Lebens behertzt entgegen, und weiß ihnen auf eine bescheidene Art und durch ein Wort daß denjenigen besänftiget, der uns zu Leibe will, geschicklich auszuweichen; Eine gewisse Höflichkeit, die man darzwischen untermenget, macht das Gespräch verändern und benimmt demjenigen der uns anzugreiffen gedencket die Verbitterung, ja es beruhet öfters nur auf einer gewissen Eingezogenheit, die zugleich artig und natürlich ist, und da man öfters ohne ein Wort zu reden der Feindseligkeit eines andern begegnet, sie entwafnet und allen daraus zu besorgenden Ungelegenheiten klüglich vorbauet. (*)

Womit ferner ein ehrlicher Mañ sich dißfalls entschuldigen kann.

Ein rechtschafner Soldat kann ferner bey vorfallenden Zwistigkeiten immer vorwenden: er stünde in seines Hrn. Dienst, folglich hätte er nicht Macht mit seinem Leib und Leben nach eigner Willkühr zu schalten; noch vielweniger seinen Degen gegen solche Leute zu ziehen, die mit ihm einem Herrn dienten; Er, vor sich, wolte niemand Unrecht thun noch beleidigen. Wegen einem Mißverständniß aber, welches durch andere Mitteln könnte beygeleget werden, sich zu schlagen, solches lief wider sein Gewissen, wider seine Pflicht wider seine Ehre.

Es

(*) Gracien homme univers. Ch. IV.

Es ist auch nichts weniger als eine Schande, jemand um Verzeihung zu bitten, den man beleidiget hat. Es ist dieses vielmehr das wahre Kennzeichen eines edlen Gemüths und eines rechtschaffenen Mannes, welcher nicht kann zugeben, daß jemand durch sein Versehen, oder Schuld, einiges Unrecht widerfahre: Er findet sich dadurch gerühret, und kann nicht ehender ruhen, als biß er auch darinn die nöthigste Pflicht der Ehre ausgeübet und den Beleidigten zu frieden zu stellen gesucht hat.

Wie es auch keine Schande ist, einen, den man beleidiget, um Vergebung zu bitten.

Solte aber einer würcklich mit Waffen überfallen werden, ohne daß er dem Angrif sicher ausweichen könnte, so siehet er sich gezwungen, sich so gut zu wehren als er kann. Nur muß er trachten in moderamine inculpatæ tutelæ sich zu halten, und die Nothwehr nicht weiter erstrecken, als die Nothwendigkeit seiner Vertheidigung und die Regeln der Selbst-Erhaltung von ihm erfordern.

Wie aber soll man sich verhalten, wenn man unvermuthet, wie der ehrliche Vater des Roderichs, durch einen Schlag, oder mit einer Maulschelle beschimpft wird? (*) Diese ist, ich muß es bekennen, hurtiger

Wie man sich zu verhalten, wenn man einen Schlag bekommt.

wie

(*) Grotius entscheidet diese Frage auf eine besondere Art.

wiedergegeben, als die Frage zu beantworten. Die Handlung ist zu schnell, um eine Uberlegung zu verstatten. Ein Schlag ist eine wirckliche Beleidigung: Er entiehnet aber noch weit mehr von der Einbildung einer dadurch verletzten Ehre, als von dem Schmertz, den er verursachet. Dieser ist in Gegeneinander-Haltung des Schimpfs so viel als nichts. Wolte man also die Frage nach der blossen Vernunft beantworten, so würde man die Verhaltung dagegen eben so einrichten müssen, wie in Ansehung grober Injurien und Scheltworten. Vergisset sich aber ein ehrlicher Mann in einer so empfindlichen und nahen Feindseligkeit, und ergreifft in der Hitze des Streits das erste Vertheidigungs-Mittel, das ihm zu Handen kommt, so muß man ihm dißfalls eine kleine Ausschweiffung zu gut halten. Wer ein guter Christ seyn will

---

Art. Mirum est cum Dei voluntas in Evangelio tam diserte appareat, inveniri Theologos & Christianos Theologos, qui non modo cædem recte putent admitti ut alapa vitetur, sed & accepta alapa, si qui eam impegit, fugiat, ad honorem ut ajunt recuperandum: quo mihi a ratione & pietate valde alienum videtur. Nam *honor est opinio de excellentia*, at qui talem fert injuriam is patientem se excellenter ostendit: atque ideo honorem auget magis quam minuit. *De Jure* B. & P. L. II. C. I. §. 10. Von dieser Philosophie des Grotii sagt Puffendorf, daß sie sich zu unsern heutigen Sitten nicht wohl schicke. v. Ej. Jus Nat. & Gent. L. II. C. V. §. 12. Alleine Puffendorf hätte auch dabey setzen sollen, daß unsre heutige Sitten nicht taugen.

will, der kann hierbey am besten zeigen, wie weit er in der Gelassenheit und in der Sanftmuth gekommen ist. Ein Verständiger, weis dem Schimpf vorzubeugen ehe er ausbricht: Er gehet einem beissenden Thier aus dem Wege warum nicht einem bösen Menschen?

Noch müssen wir etwas von der Policey erinnern: Diese ist überhaupt sehr schlecht bey uns. Unsere Regenten und Obrigkeiten, heißt es, haben genug damit zu thun, daß sie nur die gröbste Laster, welche durch den Hencker bestrafet werden, im Zaum halten. Wie solten sie sich noch mit allerhand Kleinigkeiten abgeben? Die Türcken lachen über die Christen, daß sie allenthalben, wo sie hingehen, den Degen an der Seite schleppen, und also gewafnet im Frieden ihre Tempel und ihre Freunde besuchen. (*) Solte man wohl an diesem Zeichen die Kinder des Friedens erkennen, welche der himmlische Gesetzgeber zu seinen Jüngern und Nachfolgern erwählet? Wäre es nicht christlicher und vernünftiger, man erlaubte in einer Stadt niemand mehr einen Degen zu tragen, als denen Soldaten, die wircklich auf der Wache stünden, oder gegen den Feind zögen. Dieses hies so viel als eine neue Lebens-Art einführen. Es ist wahr: Allein, verändert man die Moden nicht täglich? wäre es nicht gut, wenn nach so viel närrischen

Policey wegen des Degentragens.

(*) Voltaire hist. de Charles XII. L. VI.

auch eine vernünftige einmahl wieder aufkäme? Wo lieset man je von einem Volck in der Welt, daß es, ausser im Krieg, das Schwerdt oder den Degen an der Seite geführet habe? Die Syrier, die Perser, die Juden, die Griechen, die Römer, welches die tapfersten und vernünftigsten Völcker waren, rüsteten sich nie als zum Streit. Wie aber die Zweykämpfe bey der herumirrenden Ritterschaft Mode wurden, da versahe sich ein jeder, der ein Ritter seyn wolte, mit einem guten Rauf-Degen: Und wie der Adel überhaupt die Ehre im Kopf hatte, so muste auch das Schwerdt an der Seite hängen, um damit im Nothfall ihre eingebildete Ehre zu vertheidigen: Die Gelehrten wolten für nicht geringer gehalten seyn als der Adel, und also musten die Doctores und Licentiaten auch das Eisen umgürten. Darzu kamen endlich die Haufen der zaumlosen Studenten, welche die Kunst zu fechten auf den hohen Schulen nach der Methode lernen. Unter diese mengten sich durch den Forttrieb der Zeiten allerhand junges und liederliches Gesindel, die gleichfalls das Eisen an ihren Lenden schleppen. Andere angesehene Leute musten sichs also gefallen lassen, und damit sich auch behängen: Solchergestalt wurde das Degentragen allgemein, und dürfte, wann es so fortgehet, auch noch Mode werden, damit Cantzel und Altar zu betreten; Denn die Herren Geistlichen sind es noch allein, die keine Degen tragen. Diese Art Leute müssen sich also noch allein der Gefahr aussetzen, unter lauter bewafne-

ten Leuten herum zu gehen und selbst unbewehrt zu seyn. Gleichwohl wäre es auch nicht rathsam, denenjenigen, die viel mit Controversien umgehen, die Waffen zu erlauben. Es würden unter ihnen allzu offt blutige Köpfe setzen. Kurtz; es ist bekannt, was leider schon viel Unglück daraus entstanden, daß man allenthalben das Degentragen zulässet. Es würde deshalben keinem vernünftigen Regenten oder Magistrat verdacht werden, wenn er einen so seltsamen Gebrauch abschaffen solte. (*) Denn worzu dienet doch dieses mörderische Eisen an der Hüfte, als daß es die Klugen beschweret, die Thoren reitzet und zu allerhand Unordnungen im gemeinen Wesen Anlaß giebt?

(*) Dieses hat unter andern auch der bekannte Abt von St. Peter gerathen. Ein Mann von vielen Einsichten, dessen Vorschläge einige verachtet, andere gebilliget und niemand bewerckstelliget. v. Oeuvres de l'Abbé de S. Pierre T. XVII. p. 267.

Register.

A.

Abendmahl, darüber soll keiner dem andern seine Meinung aufdringen 126. Verkehrte Meynungen davon. pag. 157.

Adel dessen Würde, warum man die Kaufleute davon ausgeschlossen. 314. Neapolitanischer Adel. 320. Adel ist der Kaufmannschafft ins grosse nicht zuwider. 321. Dessen Grund ist Tugend und Ehre. 326. Adels Derogation und Rehabilitation. 330. Wird in der Schweitz vertrieben. 261. Würde dem gemeinen Wesen nutzen wannn er einige Handelschafft triebe. 267. und 268.

Adeliches Leben dem Kaufmannischen entgegen gestellet. 266.

Amistis grosse Bau-Unternehmung. 3.

Aristoteles ein Grillenfänger. 50.

Auffenthalt in einer grossen Stadt der beste. 82.

Augspurg Patriciat. 262

Augustini Ermahnung zum Frieden. 147.

Baby-

Register.

B.

Babylonische Spectakel. pag. 3.
Bär, Herr von, dessen Gedancken von geadelten Kaufleuten. 385.
Banckerutten, deren Ursachen und billige Bestrafung. 279.
Basslompiere, Marschall, von dessen Zweykampf. 442.
Bau-Kunst, von ihrem Alterthum und Nutzen. 1.
Verbindung mit den schönen Künsten. 12.
Macht die Künste und Wissenschaften lieben 16.
Bekehrung, was sie sey. 231.
Berlin, prächtige Gebäude daselbst. 9.
Bildhauerey, was darzu erfordert wird. 13.
Böhmische und Mährische Kirche, ob die Herrnhutische damit übereinstimmt. 203.
Bremer Reformirten wie weit sie sich vergessen. 145. 159.
Brunst leiden was es sey. 223.

C.

Catechismus, ein allgemeiner, wäre aufzurichten. 130.
Cato = Kante die wahre Ehre. 268.
Cesar ließ sich von der falschen Ehre blenden. 268.
Christenthum gründet sich auf die Liebe und den Frieden. 93. Bestehet mehr im Thun als im Dencken. 101. Leidet keine Zänckereyen. 106. Dessen Vortheile auch im Zeitlichen. 209.
Cœur, Jac. Baron von Fargeau, ein berühmter Kaufmann. 155.

Register.

D.

Dippelius sonst Christ. Democritus dessen Caracter. pag. 181.
Dresden, prächtige Bau-Kunst. 11. Beschreibung einiger schönen Gebäude daselbst. 22.

E.

Ehre ist die allgemeine Grund-Regel der Soldaten. 264. Was die wahre Ehre sey. 269. 465. Ehren-Gesetz. 466.
Ehrhart, Superintendent, Schreiben an denselben über die Romanen. 387. Dessen Anmerckungen über die Briefe des Herrn von Voltaire. 432.
Einfalt des Glaubens in einem einzigen Glaubens-Artickel. 241.
Einsamkeit ist zur Abwechselung nöthig. 83.
Eintrachts- und Friedens-Verkündigung in der Kirche. 127.
Empfindliche Gemüther, wie sie beschaffen sind. 68. Schaden ihrer Gemüths-Ruhe. 69. Wie sie sich zu verhalten. 72.
Engelländer sind die gröste Kaufleute 256. Was Herr von Voltaire davon sagt. 257.
Epicurische Sitten-Lehre ist dem Christenthum gemäs. 45.
Evremonds Meynung in grossen Städten zu wohnen.
Exempel der Grossen, dessen Eindruck. 473.

F.

Fenelon, Herr von, dessen Caracter. 180. Dessen Telemach ist eine Sitten-Roman. pag. 389.
Florentiner grosse Handels-Leute. 154.
Franckfurt, ansehnlicher Kaufmanns-Stand daselbst. 465.
Freyheit das gröste Gut. 79.
Fürst kann die Tollerantz einführen, die äuserliche Kirche vereinigen, aber nicht befehlen was einer glauben soll. 120.

G.

Geheimnisse dienen nicht zur Richtschnur des Glaubens. 99. Es lässet sich darüber nicht disputiren. 105.
Geist ist von dem Körper und der Seele unterschieden. 421. 427. Dessen Wirckung gehet weit über die Materie. 424. Hat etwas Göttliches. 429.
Geld macht einen zum Doctor und auch zum Edelmann. 349.
Geld, dessen Umlauf wird durch die Bau-Kunst befördert. 20. Dessen grosser Werth. 75. Kann sich mit der Philosophie wohl vertragen. 85.
Glaube, dieser beruhet nicht auf klaren und deutlichen Begriffen. 425.
Glaubens-Formen sind abzuschaffen, weil sie die Vereinigung hindern. 129. Einfalt des Glaubens. 241.
Glücks-Güter und derselben vernünftiger Gebrauch. 42.

GOtt macht niemand leiden. pag. 56.
Gottesdienst, ob solcher andern Glaubens-Genossen einzuräumen sey. 139. Nutzen davon. 141. Cautelen welche dabey zu beobachten. 142. Offentlicher Gottesdienst dessen Nothwendigkeit und Nutzen. 168. Gottesdienst, der vernünftige an Herrn Graf von Zinzendorf. 185.
Güter, zeitliche, in Beziehung auf die Herrnhuter. 207.

H.

Handelsleute sind alle Menschen. 341.
Handlung in Teutschland war vormahls von weniger Bedeutung. 253. Durch die Handlung werden viele Städte und Familien groß. 154. Leid keinen Druck. 270. Bringt einen Staat empor. 272.
Handwercker, ihr Nutzen von der Bau-Kunst. 19.
Haushaltungs-Kunst, worinn sie bestehet. 73.
Herrnhutisches Gesang-Buch. 204.
Heyrathen, standsmäßig, erfordert der Adel. 339.
Hofleben. 80.
Holland ist das rechte Commercien-Land. 256.

K.

Kaufleute sind bey allen Völckern in Ehren gehalten worden. 351. Müssen geehrt und in Freyheit gelassen werden. 271. Besonders in Ansehung der Religion. 274. Können den Adel führen. 280. Ob und wann es ihnen rathsam sey sich adlen zu lassen. 282.

Kaufmanns-Adel. 308. Dessen Würde. p. 340.
Körper ist nur ein Ens passivum. 420.
Kriegs-Bau-Kunst. 273.
Krieg störet die Handlung. 275.
Künste dienen zur Aufnahme eines Landes. 19.

L.

Lebens-Art grosser Leute. 34.
Leiden eines Christen kann auf viererley Art verstanden werden. 218.
Locke ein bescheidener Welt-Weise. 407.
Loenische Familien Nachrichten. 27.
Lutheraner sollen zu den Reformirten und diese zu jenen in die Kirche gehen. 154.
Lutheri Brief an die Straßburger. 113. Vertheidiget das Servum arbitrium. 150.

M.

Mahlerey, was darzu erfordert wird. 13.
Martialis schöne Gedancken von einem vergnügten Leben. 88.
Mechanic, nothwendig zur Bau-Kunst. 14.
Miles perpetuus, wie er aufzurichten. 301.
Ist der Handlung zuwider. 276.
Mißbrauch der Künste. 17.
Mißvergnügen entstehet mehr von Leidenschaften als von Unglücks-Fällen. 40.
Mittel-Dinge in Ansehung der Herrnhuter. 206.
Moral ist gleichsam der Grund von der Offenbahrung. 236. Propheten Apostel und der Heiland selbst haben die Moral gelehret. 240.

Register.

Monarchische Staaten schicken sich nicht so wohl für die Handlung als die Republic. pag. 272.

O.

Ochsenstein, Graf von, dessen artige Gedancken. 74.
Oronomie eine Wissenschaft der Soldaten. 273.

P.

Phantasie ihre Stärcke. 223.
Politici sollen in geistlichen Sachen erfahren seyn. 122.
Popelmann, Chur-Sächsische Ober-Land-Baumeister. 23.
Protestanten sollen sich untereinander vereinigen. 111.
Pyrrhonische Hunds-Furcht. 67.
Pyrrhonismus, was er sey. 57. Dessen Nutzen in der Religion. 58.

R.

Recht der Christlichen Obrigkeit die Religion zu vereinigen. 116.
Reformirte, was sie für Lehr-Sätze haben. 146.
Religions-Vereinigung, wie man sie einführen könnte. 124. Gehöret mit ad Jus Reformandi. 137. Darzu können alle fromme Christen behülflich seyn. 146.
Rivera, ein Sitten-Roman. 397.
Rocken Philosophie hat einen grosen Eindruck. 163

Register.

Rom wird seines Glantzes beraubt. pag. 8.
Romanen deren Nutzen wann sie wohl geschrieben sind. 391.

S.

Sceptiker was es für Leut gewesen. 57.
Seele der Thiere verglichen mit der Seele der Menschen. 413.
Seneca stach auf einen Heuchler. 50.
Separatismus Bedencken davon. 164. Ist vielerley Gefahr unterworffen. 171.
Separatisten, ihr Caracter. 172. Wie man mit ihnen verfahren soll. 173. Von ihren Privat-Versammlungen. 176. Nutzen den die Kirche von ihnen hat. 179.
Sitten-Lehre was darunter verstanden wird. 235. Durch Exempeln. 287.
Soldaten-Stand dessen Ursprung. 251. Soldaten-Religion. 256. Darzu gehörige Tugenden und Wissenschaften. 270. Soldaten-Schule. 275. Soldaten-Beschäftigungen. 283. Fehler des Soldaten-Standes. 289. Ehren-Gesetze das sie beschwören sollen. 466.
Stand des Reichs ist befugt für sich die Religion zu vereinigen. 132. Hat sich des Juris reformandi nicht begeben. 136. Worinn solches bestehe. 137.
Stoicker treiben alles in die Einbildung. 51. Sind zur Heucheley geneigt. 55.

Theo-

Register.

T.

Theosophie was sie sey. pag. 246.
Thomasii, Gedancken vom Ketzermachen. 111.
Titel, deren Mißbrauch. 263.
Träume, deren Beziehung auf etwas göttlich. 421.
Tugend bestehet nicht in einem rauhen und schwermüthigen Wesen. 49.
Turretin setzet die Richtschnur des Glaubens allein an die Heil. Schrifft. 131.

U.

Verkehrte Schlüsse der Lutheraner gegen die Reformirte und diese gegen jene. 156.
Verschwendung stürzt ins Verderben. 77.
Ursachen des Religions-Gezäncks. 91.
Verstand muß sich in äuserlichen Vorwürffen auslassen. 18. Vermehret unser Leiden. 43.
Voltaire, Herr von, dessen Lob von der Engelländischen grossen Handlung. 257. Ist ein grosser Geist. 401. Urtheil von seinen Schriften. 402. Worinn er sich geirret. 405. Critick über seine Briefe von der Seele der Menschen und der Thiere. 406.

W.

Wahl der besten Lebens-Art. 86.
Weiser dessen Glückseeligkeit. 42.
Widergeburt, was darunter verstanden wird. 224. Proceß derselben ist eine Quelle verkehrter Meynungen. 228.
Wien prächtige Gebäude daselbst. 9.

Zäncke-

Z.

Zänckereyen in der Religion stifften das meiste Unheil. 106.
Zeno, seine schwarze Galle verbitterte seine Tugend. 50.
Zeugnisse heiliger Männer dienen zur Bekräftigung der Wahrheit. 113.
Zinzendorf, Graf von, dessen Antwort auf 7. Fragen. 186. Erklärung auf dieselbe. 200.
Zweifler reissen alles nieder und bauen nichts. 65.
Zweykampf ist unvernünftig und wieder alle Gesetze. 276. Wie solcher abzustellen. 281. Besondere Abhandlung davon. 438. Dessen Ursprung. 439. Von dessen Ungerechtigkeit und Thorheit. 484. Mittel sich dafür zu hüten. 477.
Zweykämpfer wie sie zu bestrafen. 471.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael <<von>>, / Schneider, Johann Caspar, / Müller, Johann Bernhard,

Des Herrn von Loen gesammlete Kleine Schrifften

Bd.: 3

Franckfurt ; Leipzig (1751)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Op.misc.o.11-a(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11757325-9
VD18 15455025-001 VD18 12001716-003 VD18 12001716-001 VD18 15509729-001